

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

DAS ANTIKE GRIECHENLAND GEO EPOCHE



Das antike Griechenland

Von Olympia bis Alexander dem Großen: Die Welt der Hellenen



TORCH RELAY

ATHENS 2004



PRESENTING PARTNERS



Olympischer Fackellauf ATHEN 2004

Reicht die Flamme weiter, vereinigt die Welt

Der erste weltumspannender Fackellauf

Das Antike
Olympia
Sydney
Melbourne
Tokyo
Seoul
Peking
Delhi
Kairo

Cape Town
Rio de Janeiro
Mexico City
Los Angeles
St. Louis
Atlanta
New York
Montreal
Antwerpen

Brüssel
Amsterdam
Genf
Lausanne
Paris
London
Barcelona
Rom
München

Berlin
Stockholm
Helsinki
Moskau
Kiev
Istanbul
Sofia
Nicosia
Griechenland



Spiele der XXVIII Olympiade, 13.-29. August 2004
www.athens2004.com

GEO POCHE

Das Magazin für Geschichte

Grunder + Jahr AG & Co KG, Druck- und Verlagshaus, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, Postanschrift
für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg,
Telefon 040 / 37 03-0, Telefax 040 / 37 03 56 48,
Telex 21 95 20, E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de;
Internet: www.GEO.de

CHEFREDAKTEUR

Peter-Matthias Gaede

STELLVERTRETERNDEN CHEFREDAKTEUR

Marc Schäfer

GESCHÄFTSFÜHRER/STELLV. REDAKTEURE

Ruth Eichhorn (Bild)

Jutta Krüger (Art Direction)

TEXTREDAKTION

Dr. Anja Herold, Cay Rademacher

BILDREDAKTION

Christian Gargerle

ART DIRECTOR

Johannes Dönges

DOKUMENTATION

Friede Münch (Ulf Münch);

Andreas Sedlmeier

WISSENSCHAFTLICHE BERICHTUNG

Ulrich Kenzler.

Tobias Berben (Philosophie), Dr. Arno Nehlsen (Physik)

MITARBEITER DIESTER AUSGABE

Ute Abromitzky, Michael Krieg, Jens Schneider

Friederike Böhm, Peter Arntzenius, Barbara Uwe Albig

Jens-Rainer Berg, Dr. Valentina Hinz, Prof. Dr. Karl Joachim Hölkemann, Irene Leipnitz, Harald Martenstein, Paul Metzner, Silvye Peine, Wiebke Plambeck, Prof. Dr. Wolfgang Schuller, Dr. Martina Seifert, Jochen Stuhrmann, Katja Trippel

KARTOGRAPHIE

Günther Edelmann

SCHEIBENFOTOGRAFIE

Jürgen Brügmann

ASSISTENZ:

Hannelore Koehl

HONORARE

Petra Schmidt

REDAKTIONSSAALISTENZ

Ursula Arens

GEO-BILDArchiv

Bettina Behrens, Gunda Lerche, Gudrun Lüdemann, Peter Müller

REDAKTIONSKOMMISSION
Brigitte Barkley, Wilma Simon, Amelie Schäfer (Sekretariat),
375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514,
Tel. 001-212-499-8100, Fax 001-212-499-8105,
E-Mail: geo@ny.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:

Peter-Matthias Gaede

VERLAGSLEITUNG:

Dr. Gerd Brüne

ANZEIGENLEITUNG:

Anke Wiegel

VERTRIEBSLEITER:

Markus Böhler

MARKETINGLEITER:

Florian Wagner

HERSTELLER:

Peter Grimm

GEO-Kundenservice

Aboherrn – Abonnementserstellung
Deutschland: Gruener + Jahr AG & Co KG,
GEOPOCHE-Kundenservice, 20080 Hamburg,
Neubestellungen: Tel. 040 / 37 03 38 03, Kundenservice:
Tel. 040 / 37 03 40 41, Fax: Tel. 040 / 37 03 56 57,
E-Mail: geo-pochekundendienst@gu.de
Jahresabonnement: € 77,90,-

Schweiz und übriges Ausland: GEOPOCHE-Kundenservice,
Postfach, 6002 Luzern, Tel. 0041 41 / 229 22 20,
Fax: 0041 41 / 329 22 20, E-Mail: gu@leserservice.ch
Jahresabonnement: CHF 55,20 frei Haus
Abrechnung nach Absage

Österreich: GEOPOCHE-Kundenservice, Postfach 5,
A-6960 Wolfurt, Tel. 0820 / 00 10 85, Fax: 0820 / 00 10 86,
E-Mail: gu@abo-service.at
Jahresabonnement in Österreich: € 30,40 frei Haus

Bestelladresse Merchandisingartikel (GEO-Bücher,
GEO-Kalender, Schreibware etc., für Postbestellungen:
Deutschland: über alle Adressen, GEOPOCHE-Verdienstservice, Werner-Haus-Straße 5, 74172 Neckarsulm
Schweden: GEOPOCHE-Verdienstservice, 50001,
Postfach 1002, 1240 Genf 42

Österreich: GEOPOCHE-Verdienstservice, 50001,
Postfach 508, 1150 Wien
Bestellung per Telefon:
Fax und Mail für alle Länder: Tel. +49 - 180 508 2000,
Fax: +49 - 180 508 3000, E-Mail: service@gui.com
Die 01805-Nr. kostet in Deutschland 6,2 Cent pro Minute.

Heft-Preis:

€ 8,00 ISBN-Nr. 3-570-19449-3

© 2004 Gruener + Jahr, Hamburg

Anzeigenabteilung

Anzeigenverkauf: Lars Niemann,

Tel. 040 / 37 03 57 32, Fax: 040 / 37 03 57 73

E-Mail: anzeigen@gu.de

Tel. 040 / 37 03 38 24, Fax: 040 / 37 03 57 73

Es gilt die GEO-Anzeigenpreisliste Nr. 25 vom 1. Januar 2004
Bankverbindung: Deutsche Bank Hamburg,
Konto 0322800, BLZ 200 700 00

Druck: Gruener + Jahr AG & Co KG

Druck- und Verlagshaus

Itzehoe/Holstein

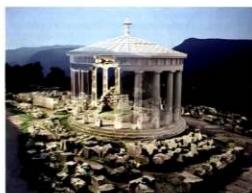
Printed in Germany



Liebe Leserin, lieber Leser

Wir haben uns, ganz ehrlich, vor der Produktion dieses Heftes ein wenig Sorgen gemacht. Unsere Bedenken galten nicht der Textrecherche (obwohl die kompliziert genug war), sondern der Frage, wie es gelingen könnte, das Erbe einer vor über 2000 Jahren untergegangenen Kultur optisch angemessen zu präsentieren. Zwar finden sich in Griechenland und an den Küsten des Mittelmeers noch viele Artefakte der hellenischen Antike – Tempel, Tore, Theater –, doch meist sind sie halb zerstört oder so verwittert, dass kaum zu ahnen ist, wie grandios, wie magisch sie einst gewirkt haben.

Für Grandiose, das immerhin ließ sich schnell herausfinden, sind in Deutschland unter anderem die Archäologin Valentina Hinz und der Bauforscher Stefan Franz zuständig. Die zwei Münchner haben sich auf Computer-Rekonstruktionen historischer Gebäude spezialisiert, und wir baten sie, uns bei der Wiederherstellung einiger legendärer Bauten aus der Antike zu helfen. Die beiden Wissenschaftler besorgten sich archäologisches Material, darunter einen Forschungsbericht von 1904, und ließen an ihrem Rechner nach und nach Heiligtümer und andere Bauten wiederauferstehen – hineinmontiert in Fotos von heute. Das Ergebnis, etwa



Der Athena-Tempel in Delphi, am Computer rekonstruiert. Vom Fotografen magisch in Szene gesetzt: ein helenisches Heiligtum im italienischen Selinunt



die Rekonstruktion des berühmten Athena-Tempels in Delphi, gibt die Raffinesse der antiken Baumeister präzise wieder, anschaulicher als jede Rekonstruktion in einem Lehrbuch.

Bließ die Magie. Doch auch dafür fand sich bald der

richtige Kandidat. Der Stuttgarter Fotograf Berthold Steinhilber hat eine fast schon archaisch anmutende Technik entwickelt, tote Mauern zum Leben zu erwecken. Er nimmt sie in der Abenddämmerung auf, mit Belichtungen bis zu 90 Minuten, und leuchtet sie während dieser Zeit mit einem tragbaren Bootscheinwerfer so an, dass die Bauten im fertigen Bild gleichsam hervorzutreten scheinen aus ihrer Umgebung und zugleich eine Ahnung geben von ihrer einstigen Aura. Auch wenn seine 18-Tage-Reise für GEOPOCHE anstrengend war – Steinhilber verzweifelte fast an der griechischen Bürokratie und an der Angewohnheit mancher Wachmänner, immer dann durchs Bild zu laufen, wenn seine Kamera gerade belichtetete –, hat sich die Mühe aufs Schönste gelohnt.

Denn so, da bin ich mir sicher, haben Sie das antike Hellas noch niemals gesehen.

Herzlich Ihr

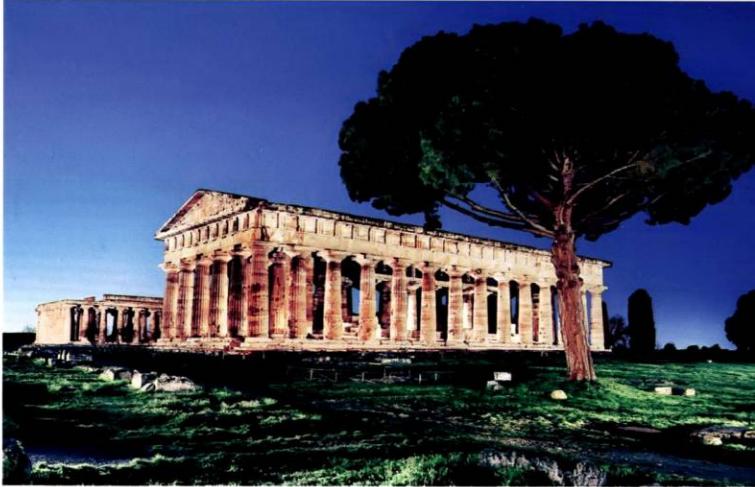
Michael Schaper

INHALT

ANTIKE STÄTTEN

Ruinen an den Gestaden von Mittelmeer und Schwarzen Meer, etwa der Poseidon-Tempel im süditalienischen Paestum, zeugen von der Lebenswelt der Griechen – jenem Volk, mit dem die Geschichte des Abendlandes einst begann.

Seite 6



KAMPF UM DIE DEMOKRATIE

Schwer bewaffnet waren die Bürger Athens, die im Jahr 490 v. Chr. bei Marathon das persische Heer besiegten. So bewahrten sie ihre Freiheit und schufen eine neue Regierungsform: die Volksherrschaft.

Seite 28



ATHEN

Unter dem Politiker Perikles erlebte die Stadt ihr goldenes Zeitalter. Die Prachtbauten auf der Akropolis entstanden. Doch 431 v. Chr. führte die aggressive Außenpolitik des Staatsmannes die Demokratie in eine Katastrophe.

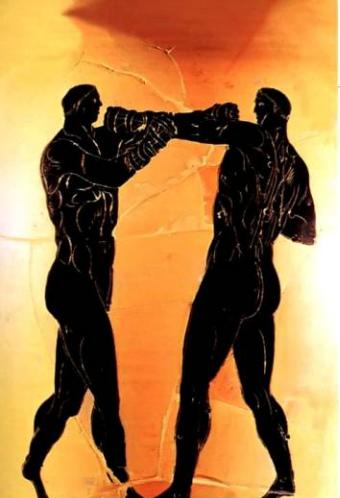
Seite 70



FREUNDE DER WEISHEIT

Griechische Philosophen wollten die Welt ergründen und die Prinzipien, denen sie unterworfen ist. Männer wie Aristoteles suchten nach dem Sinn des Seins und der rechten Lebensweise. Die Fragen, die sie aufwarfen, beschäftigen Denker noch heute.

Seite 54



OLYMPISCHE SPIELE

Bei den Wettkämpfen zu Ehren des Zeus kämpften Boxer, Läufer und andere Sportler mit allen Mitteln um den Triumph – notfalls auch mit illegalen. Denn nur dem Sieger winkten später Ruhm und Geld.

Seite 102



DAS ARCHIMEDES-RÄTSEL

Vor 800 Jahren bleichte ein Mönch die Tinte einer alten Schrift des griechischen Gelehrten Archimedes. Nun wollen Forscher das Buch wieder lesbar machen – und so ein Geheimnis um den antiken Naturforscher lüften.

Seite 150



ALEXANDER DER GROSSE

Von Makedonien aus zog der junge König im Jahr 334 v. Chr. gegen Persien. In wenigen Jahren eroberte er die halbe bekannte Welt. Und dann packte ihn der Größenwahn.

Seite 128



AUFERSTANDEN AUS RUINEN

Um 350 v. Chr. errichteten Griechen in Kleinasien den Ort Priene mit dem prächtigen Athena-Tempel. 200 Jahre später wurde er von einer Naturkatastrophe heimgesucht. Aus seinen Relikten rekonstruierten Wissenschaftler nun Außensehen und Alltag einer antiken Stadt.

Seite 112

Antike Stätten: Zeugen einer großen Zeit

6

Kosmos Griechenland:

Freies Land und freier Geist

26

Athen, 490 v. Chr.: Kampf um die Volksherrschaft

28

Literatur: Homer – der erste Dichter

44

Sparta: Ein Leben für den Krieg

46

Philosophie: Die Vordenker

54

Theater: Aischylos – der Meister der Tragödie

68

Klassik: Perikles und das goldene Zeitalter Athens

70

Kunst: Der Mensch ist das Maß

88

Kolonisation: Das Dritte Griechenland

98

Olympische Spiele: Im Namen des Zeus

102

Priene: Auferstanden aus Ruinen

112

Entdeckungen: Pytheas – Vorstoß zum Polarkreis

126

Alexander der Große: Der König aller Könige

128

Erziehung: Streben nach Perfektion

146

Wissenschaft: Das Archimedes-Rätsel

150

Weltwunder: Rhodos – der bronzene Koloss

162

Hellenismus: Ende und Erbe

164

Zeitläufte: Von den ersten Einwanderern bis zum Ende der hellenistischen Welt

166

Porträts: Dichter, Denker, Demagogogen

166

Glossar: Die wichtigsten Begriffe

171

Mythologie: Giganten, Helden, Ungeheuer

172

Pantheon: Zwölf Götter im Olymp

175

Vorschau: Der Erste Weltkrieg

178

Impressum:

3

Fotohinweise:

178

Titelbild: Gigant in der Rüstung eines Bürgersoldaten; attische Vasenmalerei aus der Zeit um 460 v. Chr. (Ausschnitt)

Redaktionsschluss: 5. Mai 2004

Griechische Begriffe werden bei der ersten Nennung klein und kursiv geschrieben. Sie sind in der Regel nach dem in der Wissenschaft gebräuchlichen System wiedergegeben. Ausnahmen werden gemacht, wenn im Deutschen eine andere Schreibweise üblich ist, etwa „Platäa“ anstelle von „Plataia“. Kürzungen in Zitaten sind nicht kenntlich gemacht.



Buchempfehlungen zu diesem Heft im Internet unter www.geo.de/epocha-griechenland

Seit zweieinhalb Jahrtausenden künden im süditalienischen Paestum Poseidon- und Hera-Tempel vom Ruhm der olympischen Götter. Von hier bis an die Küsten der Ägäis und weit darüber hinaus zeugen Bauwerke und deren Ruinen noch heute vom Kunstsinn, von der Religion, der Philosophie, der Politik der Griechen – von der Weltsicht jenes Volkes, mit dem die Geschichte des Abendlandes begann

FOTOS VON BERTHOLD STEINHILBER

Zeugen einer großen Zeit





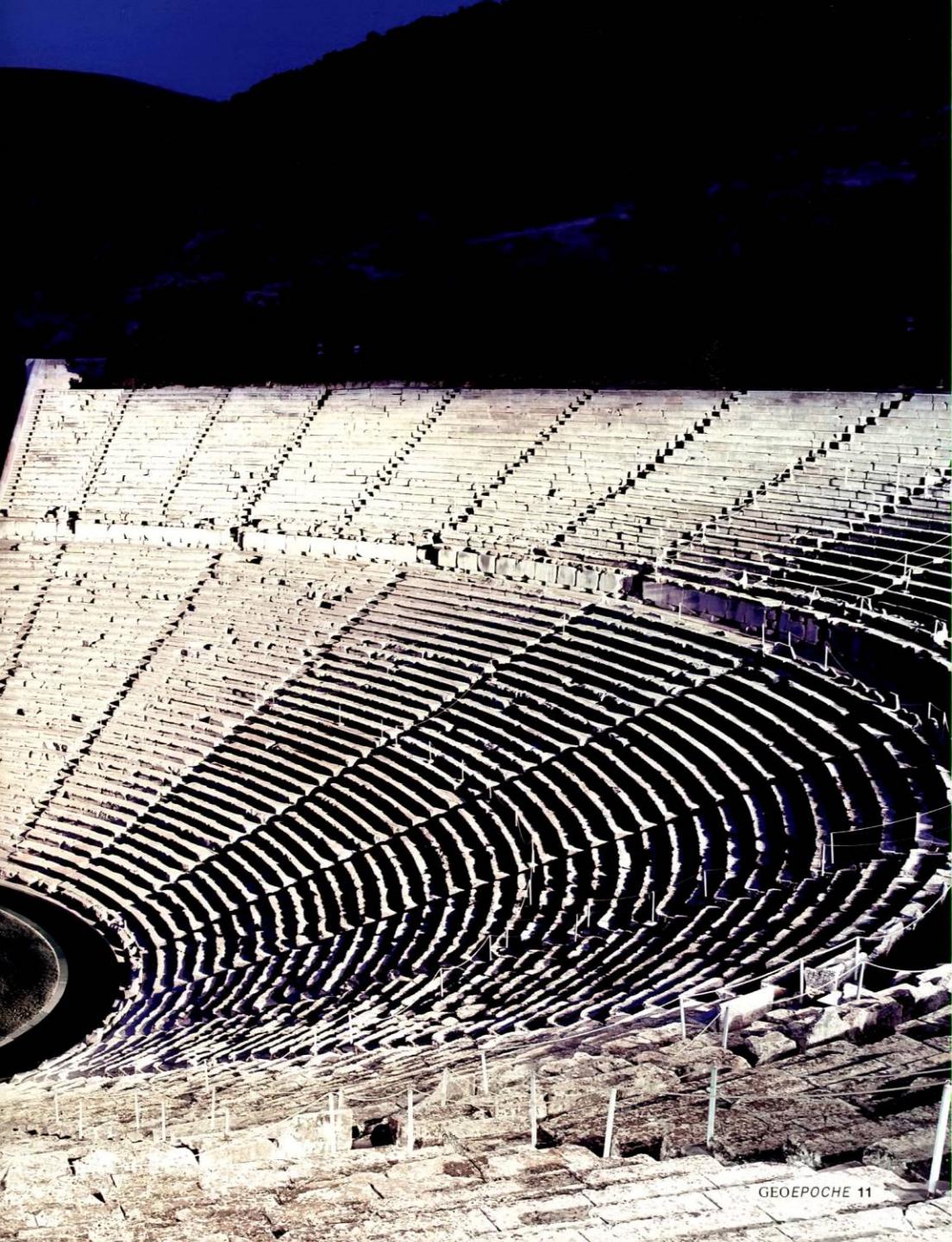


O rakel. Gerühmt wird an den Griechen ihre Leidenschaft für die Vernunft. Doch viel älter ist ihre Neigung zum Düsteren, Geheimnisvollen. Im Apollon-Heiligtum von Delphi etwa saß die Pythia: eine von Dämpfen der Unterwelt umwaberte, vom Gott berauschte Priesterin, die Rat Suchenden mehrdeutige Antworten gab – und damit Kriege und manchmal gar das Schicksal ganzer Reiche beeinflusste

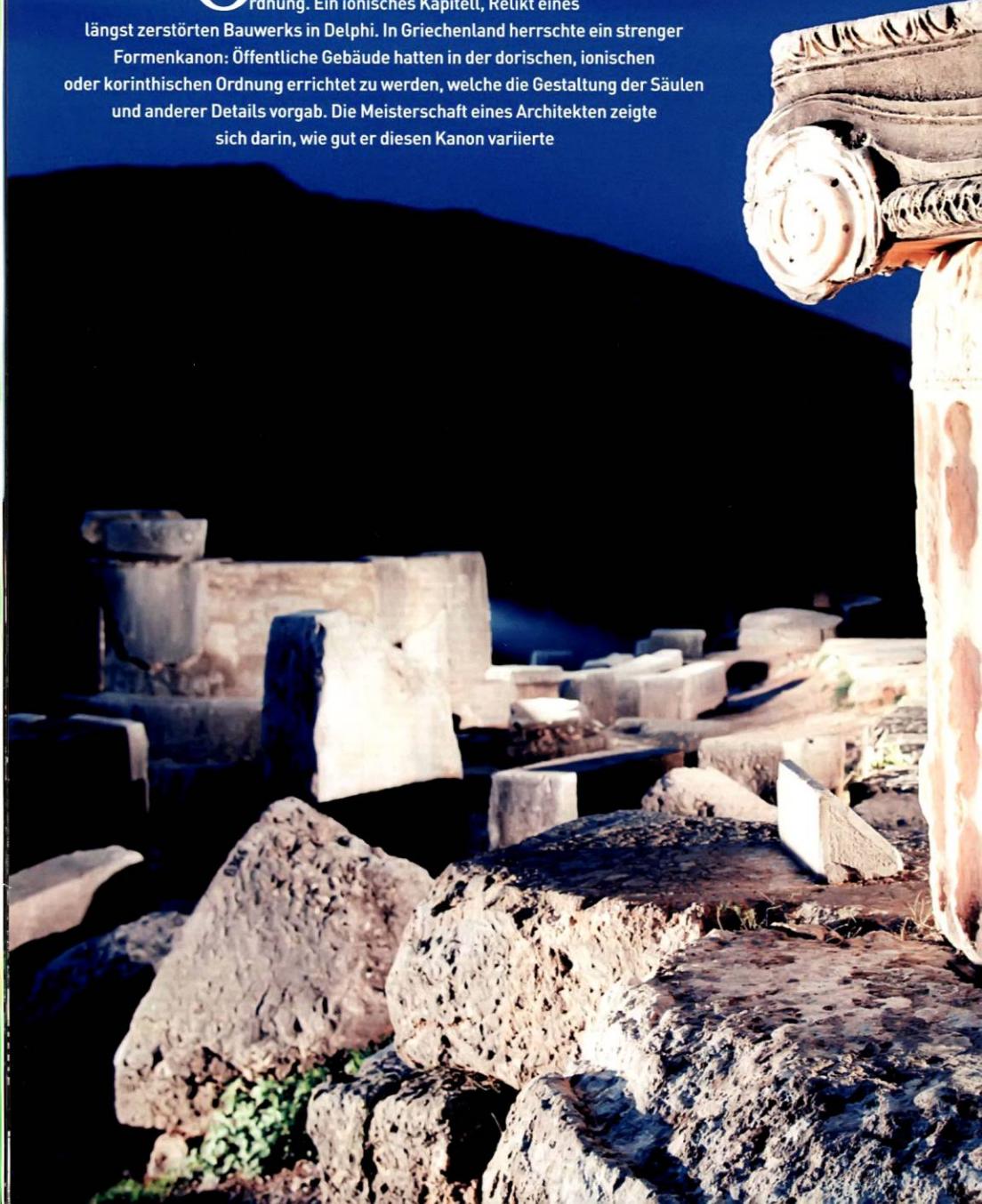


Drama. Das 15 000 Zuschauern Platz bietende Theater von Epidauros ist eines der größten der Antike und das besterhaltene. Der Besuch von Tragödien und Komödien war Bürgerpflicht in den Städten, in denen sich die Demokratie entwickelte. In den Theaterstücken wurden die Konflikte der neuen Zeit dargestellt: Menschen, die keinem Despoten mehr untertan waren, lernten hier, dass Entscheidungsfreiheit auch schreckliche Konsequenzen haben kann





Ordnung. Ein ionisches Kapitell, Relikt eines längst zerstörten Bauwerks in Delphi. In Griechenland herrschte ein strenger Formenkanon: Öffentliche Gebäude hatten in der dorischen, ionischen oder korinthischen Ordnung errichtet zu werden, welche die Gestaltung der Säulen und anderer Details vorgab. Die Meisterschaft eines Architekten zeigte sich darin, wie gut er diesen Kanon variierte





M

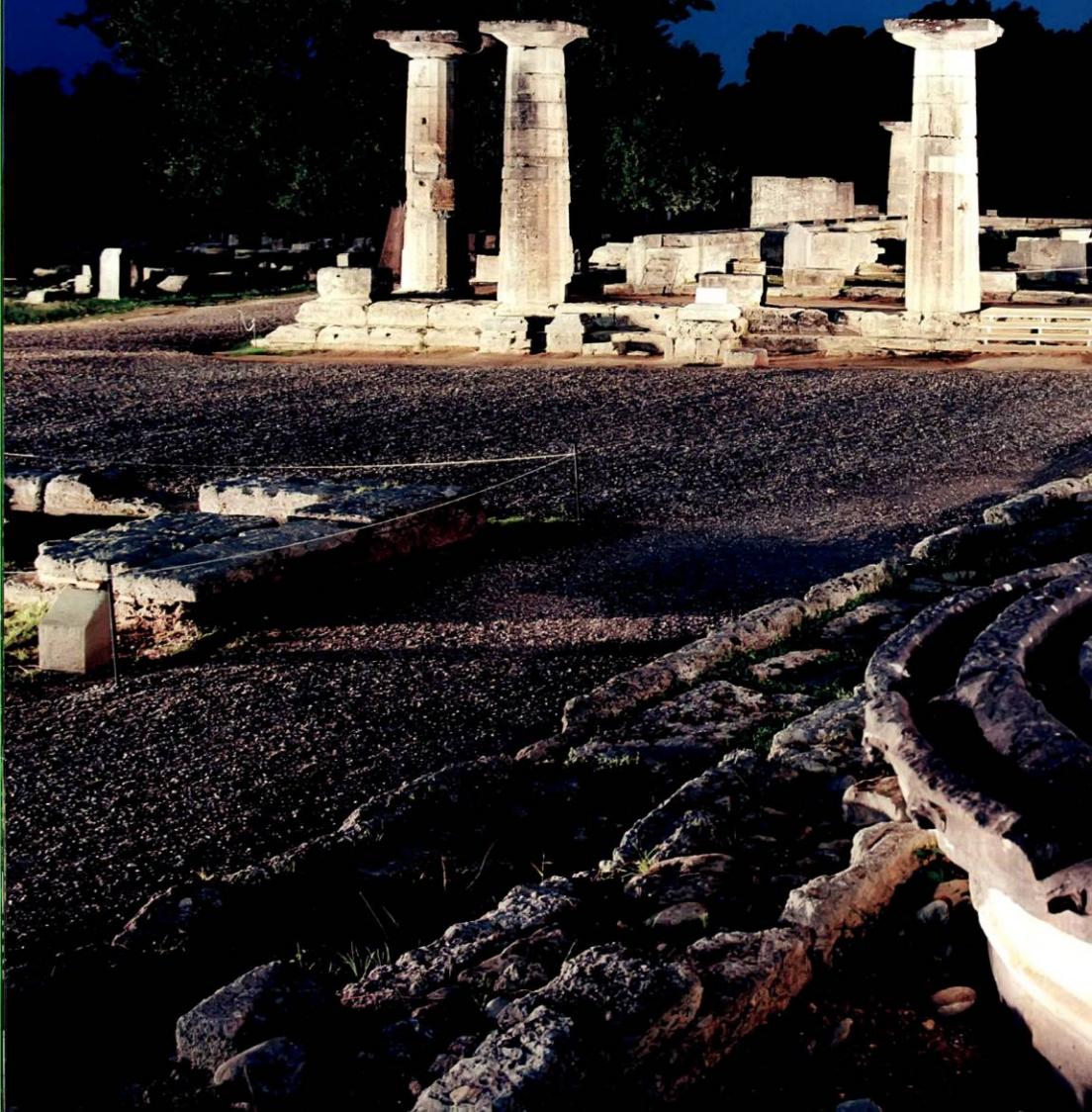
ythos. Im antiken Olympiastadion ist selbst die in den Sand eingelassene steinerne Startlinie der Läufer noch erhalten. Ein *stadion* war ursprünglich ein Längenmaß von 600 Fuß. In Olympia soll es der Halbgott Herakles ausgemessen haben, und da er größere Füße hatte als Normalsterbliche, ist das Sportstadion von Olympia 192 Meter lang – bis zu 14 Meter länger als anderswo in Griechenland





K

ult. Der Legende nach wurden die Olympischen Spiele erstmals 776 v. Chr. ausgetragen. Sie waren ein Fest zu Ehren des Zeus: ein durch den Sport zelebrierter Gottesdienst. Deshalb erhob sich neben dem Stadion ein großes Heiligtum des Göttervaters – zu dem auch das Heraion (links) gehörte, ein Tempel, den Forscher lange für einen Bau zu Ehren der oft betrogenen Gottesgemahlin Hera hielten, der vermutlich aber Zeus geweiht war





K

kolonie. Die Stadt Selinunt wurde um 650 v. Chr. an der Südküste Siziliens gegründet – als eine von mehr als 100 Siedlungen, in denen sich griechische Einwanderer im 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. rund um das Mittelmeer und das Schwarze Meer niederließen. Die Koloniengründer gingen oft ein hohes Risiko ein – Selinunt etwa wurde 409 v. Chr. von den karthagischen Nachbarn zerstört und neu aufgebaut. Dieser Tempel, der möglicherweise der Hera geweiht gewesen war, hat den Angriff damals überstanden

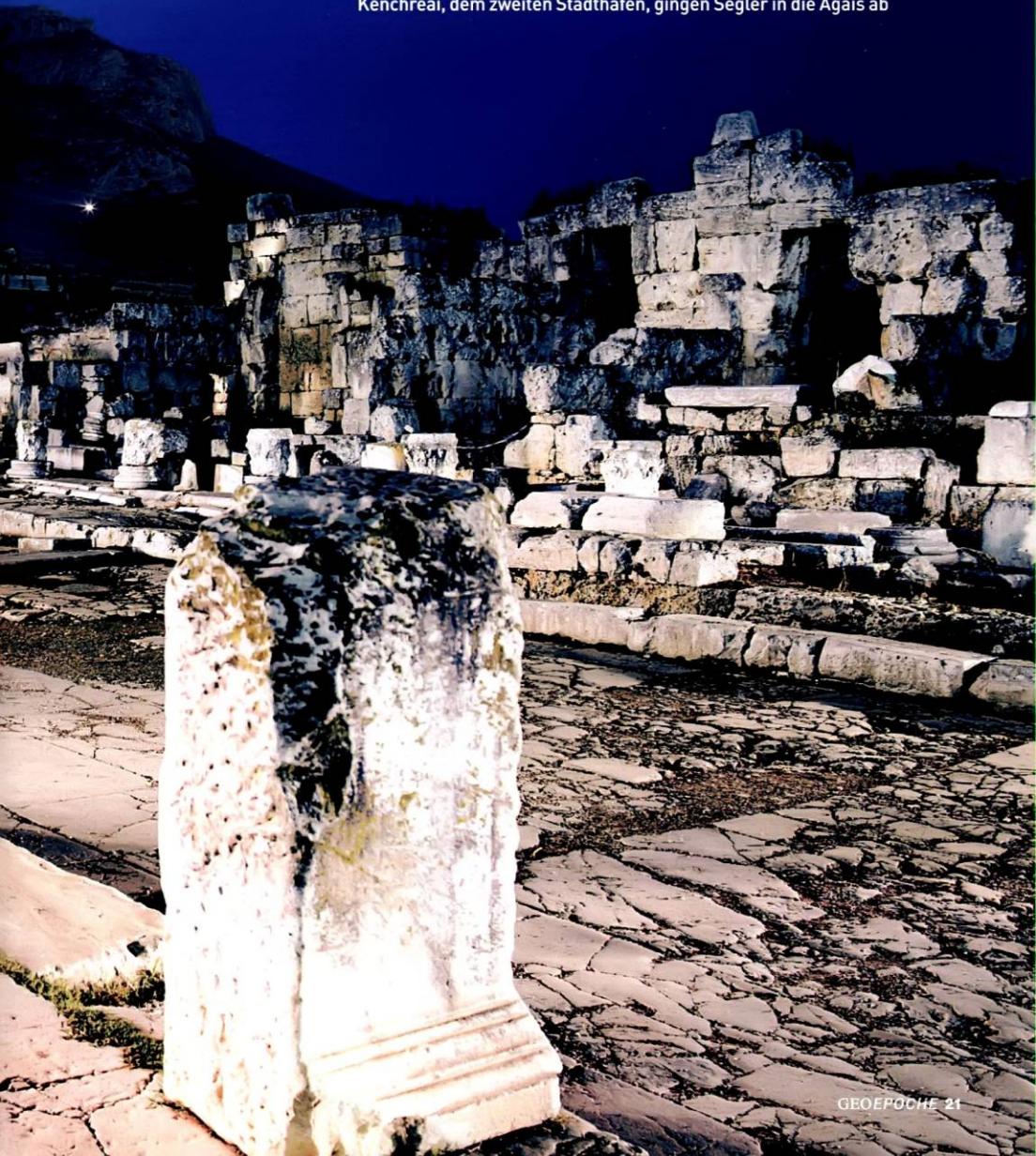






W

Wohlstand. Eine (allerdings erst später von den Römern prachtvoll ausgebau) Straße verband Korinth einst mit seinem Hafen Lechaion. Die Stadt am Zugang zum Peloponnes, der Legende nach eine Gründung des trickreichen, unermüdlichen Sisyphos, wurde durch Handel reich. Von Lechaion aus fuhren Schiffe nach Sizilien; von Kenchreai, dem zweiten Stadthafen, gingen Segler in die Ägäis ab





Identität. Die *tholos*, ein Rundtempel, zeugt noch heute von der Bedeutung Delphis. Im Heiligtum der Stadt warteten Bürger und Gesandte aus vielen *poleis* auf eine Antwort des Orakels. Von Sizilien bis nach Kleinasien beeinflusste dieser kleine Ort Politik und Kultur und trug so zu einem panhellenischen Bewusstsein bei: Wer zur griechischen Welt gehörte, ließ sich in Delphi Rat geben.



P

olis. Der Parthenon auf der Akropolis war das Schatzhaus
Athens – eines Stadtstaats, der so volkreich und unruhig war wie kein anderer:

Hier wurde die Demokratie erfunden, von hier aus ein die Ägäis
umspannendes Bündnis regiert. Und selbst als Athens Macht schon lange vergangen
war, wurde diese Polis verehrt als der Ort, an dem sich einst Bildung,
Kultur und Bürgerfreiheit vereinten





Der Fotograf Berthold Steinhilber, 36, reiste für GEOEPOCHE zu den wichtigsten antiken Stätten in Griechenland und Italien. Fast mehr Aufwand als seine spezielle Wanderlicht-Technik bereitete es ihm, die Wächter vor Ort von der Ernsthaftigkeit seines abendlichen Tuns zu überzeugen.

Freies Land

VON WOLFGANG SCHULLER

Homer steht am Anfang der griechischen Kultur, im 8. Jahrhundert vor Christus, und dann folgten Dichterinnen und Dichter, nannten sich bei Namen und sprachen von sich – was ist daran so Besonderes? Dieses: Zum ersten Mal in unserem Kulturkreis nannten sich Individuen namentlich, schrieben von sich selbst, von den Ereignissen ihrer Zeit, riefen zum politischen Kampf auf, beschworen eine damals schon große Vergangenheit.

So wie die griechische Geschichte mit Einzelpersonen begonnen hat, so tauchten um 750 v. Chr. aus dem Nebel der „Dunklen Jahrhunderte“ auch die griechischen Stadtstaaten, *poleis*, auf. Hunderte waren es. Ihre Bewohner sprachen verschiedene Varianten des Griechischen, nutzten verschiedene Varianten des von den Phöniziern übernommenen Alphabets, wachten eifersüchtig über ihre Souveränität, bekriegten sich. Es ging um bebaubares Land, um das man kämpfte, bis man den Ausweg in Übersee fand: Die nicht schon von anderen Mächten beherrschten Küsten des Mittelmeers und des Schwarzen Meeres wurden besiedelt. So wurden Nordostspanien, Südfrankreich, Südtalien, Sizilien griechisch, ein Teil der nordafrikanischen Küste, die Küsten des heutigen Bulgarien und Rumäniens, die Krim, Georgien, die Nordküste Kleinasiens – und alles in der Organisationsform von Stadtstaaten, die ihre Individualität pflegten.

Fast ungestört durch äußere Einwirkungen geschah das. Bei den großen gemeingriechischen Wettkämpfen wie den Spielen in Olympia siegten Männer – und gelegentlich Frauen –, deren Namen für alle Zeiten im Gedächtnis bleiben sollten. Es traten die ersten Philosophen auf; eine Vasenmalerei entstand, bei der Töpfer und Maler mit ihren Namen signierten; Großplastiken wurden angefertigt, und auch das nicht anonym: Auf der Stufe des Tempels in Syrakus ist heute noch die Inschrift zu lesen, in der ein Kleomedes stolz bekannt, er habe dieses Kunstwerk für den Gott Apollon geschaffen.

Dann kam der Angriff von außen. Die Griechenstädte der kleinasiatischen Küste kamen unter die Herrschaft der Perser. Zunächst war sie nicht drückend, trotzdem begehrten die Griechenstädte im Jahre 499 v. Chr. auf, wurden aber geschlagen. Von der anderen Seite der Ägäis, aus Hellas, hatte es kaum Hilfe gegeben, doch selbst das genügte Persien, um einen Rachefeldzug gegen das europäische Griechentum zu beginnen. Keineswegs alle griechischen Städte wollten Widerstand leisten, aber die beiden größten, Sparta und Athen, verbündeten sich. Der persische Angriff kam schneller als erwartet: 490 landeten die Perser bei Marathon, und nur die Athener traten ihnen mit wenigen Helfern entgegen.

Ein aussichtloses Unterfangen: Wie sollte das kleine Bürgerheer einer griechischen Stadt dem riesigen Perser-

Rund um die Ägäis entstand in kleinen Städten vor 2700 Jahren das Abendland. In Politik und Philosophie, Naturwissenschaft und Kunst schufen die Hellenen Prototypen der Moderne – weil sie die ersten Individualisten der Weltgeschichte waren

reich Widerstand leisten können? Und doch schlug Athen das persische Expeditionskorps zurück. Zehn Jahre lang rüstete Persien anschließend. Mit dem Großkönig Xerxes an der Spitze kam das Heer, schlug die bei den Thermopylen bis zum Tod kämpfenden Spartiaten unter dem König Leonidas, okkupierte Attika, das von den Athenern geräumt war, focht den Entscheidungskampf zur See bei Salamis – und unterlag den Griechen erneut. Im Folgejahr kam es zu persischen Niederlagen bei Platäa in Griechenland und zur See bei Mykale. Nie wieder betrat ein persisches Heer griechischen Boden. Ist die hellenische Deutung der Vorgänge so falsch, die darin den Sieg der Freiheit der Einzelnen über ein fast namenloses Kollektiv sehen wollte?

Bis es dazu kommen konnte, hatten die griechischen Städte eine unterschiedliche politische Entwicklung genommen. Sparta mit seiner aus dem Rahmen fallenden Verfassung war immer stabil geblieben. Es hatte zwei Könige, aber eine selbstbewusste Bürgerschaft, die mit ihren Institutionen ein Gegengewicht bildete. Aber diese Vollbürger herrschten über eine unterworfen Bevölkerung, die Heloten, die etwa viermal so zahlreich war, und diese Herrschaft ließ sich nur dadurch aufrechterhalten, dass das öffentliche Leben völlig militarisiert war. Nach einer frühen kulturellen Blüte schlossen sich die Spartiaten seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. von allen fremden Einflüssen ab und lebten in einem nur noch der Kriegstüchtigkeit dienenden kollektiven Reglement. Daher waren sie der militärisch tückigste Staat in Griechenland.

Die Verfassung aller anderen Stadtstaaten bestand ursprünglich in einem Adelsregime, das durch eine Zensusverfassung abgelöst wurde, weil die als Soldaten kämpfenden Bauern Mitsprache erhielten. Wer sich aber die metallene Rüstung nicht leisten konnte, war von der Beteiligung am öffentlichen Leben ausgeschlossen. Diese Entwicklung ging nicht reibungslos vor sich, und da die sozialen Konflikte sich nicht alle durch Auswanderung lösen ließen, machten sich häufig Aristokraten die Situation zunutze und schwangen sich zu Tyrannen auf. Aber ihre Herrschaft dauerte kaum je über ihre Söhne hinaus; es siegte also auch in der Innenpolitik der Freiheitswillen des Individuum.

nd und freier Geist

Athen spielte in der Zeit vor den Perserkriegen eine wenig herausragende Rolle, aber das änderte sich nun. Der Krieg war zu einem großen Teil dadurch gewonnen worden, dass auf den Kriegsschiffen Ruderer aus der Unterschicht dienten, die bisher kaum Anteil am Staatsleben hatten. Und weil der Kampf gegen die Perser nun durch ein Bündnis der Ägäisstädte unter Führung Athens weitergeführt wurde, steigerte sich die Bedeutung dieser Männer so, dass auch sie nun eine größere Mitwirkung forderten und erhielten.

Damit war die Demokratie geboren, etwas ganz und gar Außergewöhnliches: Sollten die Ärmsten und Ungebildeten nur kraft ihrer Menge die ausschlaggebende Kraft im Staat sein? Aber genau das geschah, das einfache Volk bestimmte tatsächlich die Politik in der Volksversammlung, und dass das keine neuzeitliche romantisierende Vorstellung ist, zeigt sich daran, dass die griechischen Intellektuellen, die fast alle antidemokratisch gesonnen waren, diese in ihren Augen unglaubliche Fehlentwicklung tadelten.

Das antipersische Bündnis verwandelte sich durch genau diese Demokratie und unter dem bestimmenden Einfluss des Perikles zu einer Herrschaft Athens über die Ägäis, und diese Herrschaft ging einher mit einem für die spätere europäische Geschichte beispielgebenden kulturellen Aufschwung; daher nennt man diese Epoche die klassische Zeit. Es war in Athen, wo das Theater in der westlichen Geschichte begann, und es sind die drei Dramatiker Aischylos, Sophokles und Euripides sowie der Komödiendichter Aristophanes, deren Stücke bis in die Gegenwart hinein Gegenstand von Literatur und Film sind.

Vor allem in Athen war die Wirkungsstätte der berühmtesten Architekten und Bildhauer, des Phidias und später des Praxiteles sowie der Erbauer der neuen Akropolis Iktinos und Kallikrates. Es war in Athen, wo die Geschichtsschreibung durch Einzelpersönlichkeiten entstand. Herodot, der erste Historiker des Abendlandes, beschrieb die Perserkriege und beginnt sein Buch mit der Nennung seines Namens. Wie oft spricht er dann von sich! „Ich meine“, „mir scheint“, „das kann ich nicht glauben“ – der Leser hat das Gefühl, neben dem Alten zu sitzen und ihm über 2400 Jahre hinweg zuzuhören. Weitaus kühler Thukydides, der scharf analysierend den Peloponnesischen Krieg zwischen Athen und Sparta darstellte, aber auch er nennt sich selbst als Autor.

Am Ende des 5. Jahrhunderts steht die bezwingende Gestalt des Athener Sokrates, der durch seinen Schüler Platon und dessen Schüler Aristoteles die wirkungsmächtigsten Philosophen der europäischen Geschichte hervorgebracht hat. In der Gestalt der Redekunst und des großen Redners

vor den Institutionen der Demokratie – beispielhaft der Athener Demosthenes – gewinnt im 4. Jahrhundert v. Chr. die politische Wirkung der Einzelpersönlichkeiten ihren sinnfälligen Ausdruck. Die Demokratie wurde nun endgültig ausgestaltet; Frauen freilich blieben immer ausgeschlossen, von den Sklaven ganz zu schweigen. Die Demokratie verbreitete sich jetzt weit über Athen hinaus und blieb selbst dann die vorherrschende Staatsform in den einzelnen Poleis, als sich der Territorialstaat in Form der durch Alexander den Großen zur Weltherrschaft gelangten Monarchie durchgesetzt hatte.

Dieser junge König Makedoniens eroberte in einem staunenswerten Siegeszug den Orient mit der Folge, dass nun, in der Zeit des Hellenismus, die griechische Kultur von Ägypten bis zum heutigen Afghanistan bestimmt wurde. Gewiss zerfiel die Einheit des Reiches schnell nach dem frühen Tod Alexanders, aber im Seleukidenreich in Syrien, in Mesopotamien und darüber hinaus, im ägyptischen Ptolemäerreich, in den Monarchien Kleinasiens und Makedoniens und in den unabhängigen Griechenstädten von Athen bis Rhodos blühten die Dichtkunst, die Architektur und Bildhauerkunst – zu sehen etwa am Pergamonaltar – und die Philosophie und brachten immer wieder Neues hervor. Ja, wenn man das Charakteristikum des Griechentums darin sieht, dass in ihm die Individualität besonders hervortritt, dann ist gerade die Philosophie dieser Zeit griechisch par excellence, denn den neu entstandenen Richtungen des Stoizismus und des Epikureismus ging es besonders um die richtige Lebensführung des Einzelnen.

Politisch fiel das östliche Mittelmeergebiet immer mehr an Rom, bis im Jahr 30 vor Christus mit der Eingliederung Ägyptens diese Entwicklung beendet war. Doch griechische Schriftsteller, Dichter und Philosophen prägten die Kultur des römischen Kaiserreiches mit. Das gilt auch für das sich ausbreitende Christentum. Schon seine Grundschriften wurden nicht als vom Himmel gefallene Texte verstanden. Sondern: Sie hatten namentlich bekannte Verfasser. Die Briefe des Apostels Paulus, die früheste Ausprägung der christlichen Lehre, stammen von einem wahrlich scharf konturierten individuellen Charakter, und von der Lebensbeschreibung des Religionsstifters Jesus Christus gibt es nicht weniger als vier Varianten, verfasst von den Einzelauteuren Matthäus, Markus, Lukas und Johannes – und zwar auf Griechisch. So schließt sich der Kreis. □

Prof. Dr. Wolfgang Schuller, geboren 1935 in Berlin, ist Jurist, Professor für Alte Geschichte an der Universität Konstanz und Verfasser mehrerer Standardwerke zur griechischen Geschichte.

ATHEN, 490 v. Chr.

Kampf um die Volksherrschaft



Um 500 v. Chr. leben die Griechen in Hunderten von Stadtstaaten.

In Athen, der ungewöhnlichsten dieser *poleis*, wagen die Bewohner einen epochalen Versuch: Sie regieren sich selbst. Und ausgerechnet diese Athener überwinden in der Ebene von Marathon die Großmacht Persien und retten damit ihre Freiheit. In einer Schicksalsschlacht siegt Bürgersinn über Despotie – und beweist das Volk, *demos*, erstmals *kratos*: Macht



Der Bürgersoldat wird zum Modell für die Vasenmaler. Wie ein Hoplit gerüstet, kämpft der Sagenheld Achill gegen Memnon

Acht Stadien, rund 1400 Meter, liegen zwischen Demokratie und Despotie. 1400 Meter, ein paar Minuten Fußweg nur zwischen westlicher und östlicher Kultur, 1400 Meter jedoch, auf denen sich in den nächsten Stunden der Fortgang von 2500 Jahren Weltgeschichte entscheiden wird.

Acht Stadien trennen die in Schlachtdordnung angetretenen Armeen der Athener und der mit ihnen verbündeten Platäer auf der einen, die der Perser und ihrer Hilfstruppen auf der anderen Seite, acht Stadien zwischen rund 10 000 Griechen und 15 000 Persern. Die antiken Berichte sind nicht ganz eindeutig, doch Indizien sprechen dafür, dass dieser Schicksalstag des Jahres 490 v. Chr. auf den 11. September fällt.

Es ist der Tag der Schlacht von Marathon.

Seit mehr als einer Woche haben sich die beiden Armeen in jener Ebene rund 40 Kilometer nördlich Athens belauert: die Perser mit Sumpfen im Rücken und dem Strand, auf dem ihre wohl 100 Schiffe zählende Invasionsflotte liegt, die Griechen verschanzt im Vrana-Tal zwischen Bergmassiven. Jetzt suchen die Feldherren die Entscheidung.

Bei den Griechen bringen Priester den Göttern Opfer dar. Flötenspieler blasen zum Angriff, und langsam wälzt sich die Phalanx vom höher gelegenen Talausgang in die Ebene, wo die Perser sie erwarten.

Phalanx – das ist eine menschliche Wand, eine Ramme aus Bronze und Eisen. Die griechischen Kämpfer sind fast ausnahmslos Hopliten: Bauern und Adelige, allesamt wohlhabend genug, um ihre Waffen selbst zu bezahlen. Ihr Schild hat ihnen ihren Namen gegeben, der knapp einen Meter durchmessende *hoplon*. Der Rundschild ist aus Holz, mit einem Bronzerand verstärkt oder ganz mit Metall überzogen, bemalt mit wilden Tieren oder Heldenköpfen. Bronzene Brust- und Rückenpanzer schützen den Körper, metallene Schienen die Beine. Die Gesichter der Krieger sind unsichtbar hinter Helmen aus gehämmter Bronze, deren Wangenschutz so weit um

den Kopf läuft, dass ihre Träger kaum zur Seite blicken können. Wozu auch?

Denn zu beiden Seiten rücken Kameraden vor, genauso schwer gepanzert. Über mehr als ein Kilometer Breite zieht sich die Phalanx hin; die Soldaten marschieren, in acht Reihen gestaffelt, eng nebeneinander. Mit dem Schild am linken Arm wird der eigene Körper gedeckt und die rechte Seite des Nebenmannes. Zwischen den Schilden ragen die Stoßlanzen hervor: zwei oder drei Meter lange hölzerne Spieße mit Eiszapitzen, die jetzt auf die persische Front gerichtet sind. Erst wenn der Gegner unter dem Anprall der Phalanx weicht, werden die Griechen ihre Schwerter ziehen, um die Feinde im Nahkampf niederrüttungen.

Die Perser sind viel leichter bewaffnet, gehüllt in lederne Kleider, geschützt nur von Hauben und geschwungenen Schilfern, bewaffnet mit Krummsäbeln. Aber sie sind in der Überzahl. Und: In ihren Reihen stehen auch rund 200 Reiter und wohl einige hundert Bogenschützen.

Nichts, kein Baum, kein Hügel, bietet den vorrückenden Griechen Deckung. Die Hopliten bewegen sich nur langsam – vor allem, damit die Reihen der Phalanx nicht aufrütteln und sich so Lücken auftun könnten, in die der beweglichere Gegner hineinstoßen würde. Und langsam auch, weil ihre Rüstungen bis zu 30 Kilogramm wiegen.

Rund zwei Minuten sind seit dem Angriffssignal der Griechen vergangen. Noch 1000 Meter. Die Perser warten. Die Bögen der Schützen tragen etwa 200 Meter weit; sobald die Griechen nah genug herangekommen sind, werden die persischen Bogenschützen den heranrückenden Feind mit einem Pfeilhagel überschütten. Getroffene Hopliten werden zusammenbrechen und die Phalanx aufreissen, noch ehe die Heere mit dem Kampf Mann gegen Mann begonnen haben. Dann wird sich, unter dem Schutz der Bogenschützen, auch die persische Reiterei bereitmachen, um der Phalanx in die Flanken und in den Rücken zu fallen.

Vier Minuten sind vergangen. Nicht einmal 800 Meter trennen die zwei Armeen nun voneinander.

Sechs Minuten, 500 Meter. Vielleicht ertönen in beiden Heeren Schlachtgesänge oder Anfeuerungsrufe der Feldherren.

Überliefert sind solche Details nicht. Gut möglich deshalb, dass tiefes Schweigen herrscht, unterbrochen nur vom leisen Geklirr der Rüstungen und vom Schnaußen der Pferde.

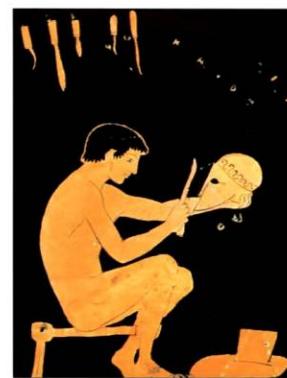
Acht Minuten. Keine 400 Meter.

Zehn Minuten. Gut 200 Meter. Nur noch wenige Schritte, dann sind die Hopliten in Reichweite der persischen Bogenschützen.

Da unternehmen die Griechen etwas völlig Unerwartetes.

WELCHE GESCHICHTLICHE Entwicklung hat dazu geführt, dass sich an jenem Septembermorgen vor zweieinhalb Jahrtausenden nicht nur zwei Heere, sondern zwei Kulturen gegenüberstehen? Und dass sich binnen weniger Stunden auf der Ebene von Marathon ein Konflikt entscheidet, dessen Folgen die Jahrhunderte bestimmen werden?

Die griechische Halbinsel und Hunderte kleiner, vorgelagerter Inseln sind fruchtbar, aber unübersichtlich. Schräge Gebirgszüge durchtrennen das Land.



Der Krieg gegen die Perser sorgt in den Athener Waffenschmieden [oben] für Hochkonjunktur. Neben Schild, Beinschienen und Brustpanzer gehört der Gesichtshelm zur Rüstung der Fußsoldaten. Nur die Hopliten – Adlige, Großhändler und vermögende Bauern – können sich diese Waffen leisten

Kein Ort ist weiter als 80 Kilometer von der zerklüfteten Küste entfernt. Ein Land also, das kleine, autonome Siedlungen begünstigt, aber auch die Hinwendung zur Seefahrt: die Leidenschaft für die eigene, überschaubare Gemeinschaft ebenso wie für die Ferne.

Schon in der Steinzeit haben Menschen auf der Halbinsel gelebt. Um 2000 v. Chr. mischen sie sich mit Einwanderern aus dem Norden – den ersten „Griechen“. („Graeci“ nennen die Römer sie später, die Bezeichnung leitet sich von einem nordwestgriechischen Stamm her. Die Griechen selbst nennen sich seit mindestens 700 v. Chr. „Hellenen“, abgeleitet von einem Landschaftsnamen.)

Diese Neuankömmlinge aus dem Norden sprechen alle die gleiche Sprache. Gut möglich, dass schon sie sich als ein Volk verstehen, abgegrenzt von den anderen Stämmen des Balkans und Kleinasiens, die nicht ihre Sprache sprechen, also unverständliche Laute von sich geben – eben den „Barben“.

Um 1600 v. Chr. begründen die Nachfahren der Einwanderer und Alteingesessenen die mykenische Kultur. Ihre Zentren sind Burgen, sie entwickeln ihre eigene Schrift und handeln mit den älteren Hochkulturen des Ostens, den Ägyptern etwa oder den Hethitern in der Region der heutigen Türkei.

Doch nach 450 Jahren Blütezeit brennen plötzlich die griechischen Burgen. Zur gleichen Zeit geht auch das Hethiterreich unter, die Pharaonen können Ägypten mit knapper Not gegen eine Invasion rätselhafter „Seevölker“ verteidigen, und ins spätere Palästina stoßen die „Philister“ vor.

Sind all diese Völker Opfer geheimnisvoller, vielleicht irgendwo aus Europa oder dem Schwarzmeeerraum stammender Invasoren geworden, die in einer frühzeitlichen Völkerwanderung das östliche Mittelmeer verheerten? Oder wurden nur die Griechen von Fremden vertrieben und waren sie dann – heimatlos und verzweifelt – jene „Seevölker“ und „Philister“, die über ihre südlichen Nachbarn herfielen?

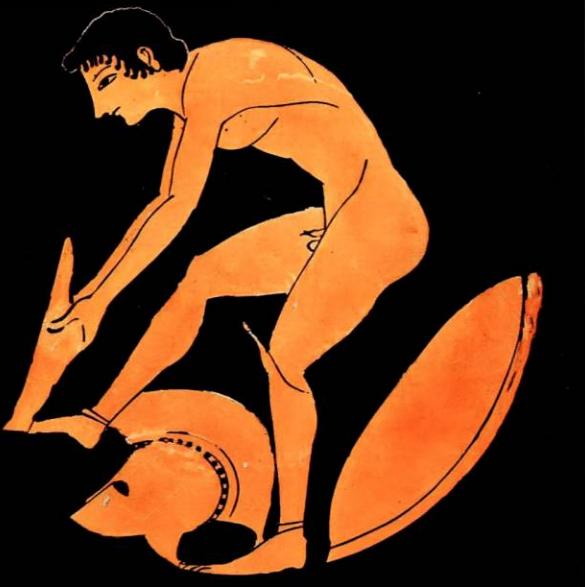
Diese Katastrophe ist eines der größten Rätsel der Geschichte, denn noch keinem Forscher ist es gelungen, die Identität jener Zerstörer zu ergründen.

Sicher ist nur, dass kleine Siedlungen den Sturm überstanden haben. Die nächsten vier Jahrhunderte werden von den Wissenschaftlern als „Dunkles Zeitalter“ bezeichnet. Ein irreführender Begriff.

Zwar scheint die Schrift vergessen worden zu sein, zumindest hat man keine Inschrift, keine Tontafel, buchstäblich kein einziges Wort aus jenen Jahrhunderten entdeckt. Die Burgen sind verlassen, die Siedlungen klein.

Doch in jener für die Althistoriker so schwer zu fassenden Epoche formt sich vieles von dem, was die klassische griechische Hochkultur auszeichnet: die Sprache etwa oder die Mythen und der Götterkult. Das Orakel von Delphi muss in jener Zeit Bedeutung erlangt haben, und irgendwann – möglicherweise im Jahr 776 v. Chr., wie es spätere antike Chronisten melden – werden die ersten Olympischen Spiele gefeiert (siehe Seite 102).

Mitkämpfen darf nur, wer seine Rüstung bezahlen kann



In jener dunklen Zeit muss auch die wohl folgenreichste griechische Neuerung begonnen haben: die Entwicklung der *polis*.

Polis ist mit dem Begriff „Stadtstaat“ nur unzureichend zu übersetzen. *Polis* – das ist eine (manchmal nur wenige hundert Einwohner zählende) Stadt, die zusammen mit den Dörfern und ihrem Umland eine autarke Einheit bildet: ein politisch und wirtschaftlich autonomes Gebilde, eine Art Proto-Staat im Miniatuurformat. Kulturell, sprachlich, religiös fühlen sich die Griechen als Einheit, politisch und wirtschaftlich sind sie es aber nicht – und wollen es auch nicht sein.

Polis, das bedeutet einige wohlhabende Adelige, deren Stammbaum sich bis auf mythische Helden zurückführt. Das bedeutet aber auch eine selbstbewusste Bürgerschaft (*demos*), worunter man in dieser Zeit vor allem die Bauern versteht – jene, die Land und damit einen gewissen Reichtum besitzen. Der Bauer ist so etwas wie eine *Polis* en miniature, auch er wiederum politisch und wirtschaftlich



autark, wiewohl in anderen Aspekten mit seinen Nachbarn verbunden. Zur Polis gehört seit jeher die Volksversammlung, in der wichtige Beschlüsse gefasst werden. Bauern stellen spätestens seit 650 v. Chr. das Gros der Hopliten. Da sie militärisch notwendig sind, gewinnen die Bauern in der Volksversammlung eine stets mit dem Adel konkurrierende Macht.

Diese Kleinteiligkeit, dieser lokale Dualismus aus Adel und freien Bauern, ist keineswegs modern, sondern archaisch. Ironischerweise ergibt sich das, was die griechische Gesellschaft später zum

Prototyp der westlichen Welt und mithin der Moderne werden lässt, aus deren Rückständigkeit. Denn auch die Nachbarn der Griechen im Süden und Osten kannten anfangs jenen Zustand dörflicher Autonomie. Doch schon sehr früh schaffen Ägypter, Sumerer, Babylonier, Assyrer und andere Völker Regierungsformen, die Historiker später „orientalische Despotie“ nennen.

Am Nil, im Zweistromland und in Kleinasien entstehen Großreiche, an deren Spitze ein dem Selbstverständnis nach unumschränkter Herrscher steht. Er

**Zum Abschied eines
jungen Kriegers wird
Wein geopfert. Krug
und Schale dafür hält eine
Frau bereit, auf dass die
Götter stets mit dem lan-
zenbewehrten Hopliten
sind und ihn gesund heim-
kehren lassen**



Die griechischen Strategen setzen in Marathon auf eine neue Taktik

ist, durch Religion und Tradition legitimiert, aus der Sphäre des Menschlichen herausgehoben, ist zum Mittler zwischen den Menschen und den Göttern geworden, ist göttähnlich oder gar gottgleich.

Das kommt bei den Griechen nicht vor. Zwar kennen auch sie ehrgeizige Männer, die in ihrem Gemeinwesen alle Macht an sich reißen – *tyrannis* ist ihr Begriff dafür. In ihm schwingt aber über die Jahrtausende die ursprüngliche Bedeutung mit: So einer mag zwar die Macht haben, aber *legitum* ist es nicht.

Keine Tradition, keine Religion hat jemals in der griechischen Frühzeit die Einzelherrschaft moralisch begründet. Im Gegenteil: Stets, wenn auch mit deutlichen Unterschieden von Polis zu Polis, herrscht bei den Griechen der Glaube vor, dass politische Macht von mehreren ausgeübt werden müsse. Nur von wie vielen – das ist die Frage.

In jenen dunklen Zeiten werden die Gemeinden fast ausnahmslos Oligarchien gewesen sein, Adelsherrschaften. Doch nirgendwo ist der Adel so mächtig,

dass er die Volksversammlung der freien Bauern ignorieren könnte.

Unter anderem auch wegen dieser prekären Balance zwischen Adeligen und Bauern versuchen die *poleis* – mit Ausnahme Spartas – nie, fremde Territorien zu unterwerfen. Zwar kommt es zu Kriegen, doch die ähneln eher Raubzügen oder, bei allem Morden, Wettkämpfen, in denen in einer Schlacht persönliche Fehler oder geringfügige Grenzstreitigkeiten beigelegt werden. Eroberungskriege gegen Nachbarn, wie sie die Assyrer unternommen sind, den Griechen nahezu unbekannt.

Um 750 v. Chr. geht das dunkle ins „archaische“ Zeitalter über: Die Griechen entdecken wieder die Schrift – und sie greifen aus. Von Spanien bis Kleinasien, von Afrikas Nordküste bis zur Krim entstehen entlang der Küsten Kolonien: Siedler aus den griechischen Mutterstädten segeln in die Ferne und lassen sich dort nieder, wo das Land günstig für eine Staatsgründung ist und die neuen Nachbarn es dulden (siehe Seite 98).

So entstehen bis zum Jahr 600 weit über 100 neue, aber stets von ihren Mutterstädten unabhängige Gemeinden. Manche, wie Syrakus auf Sizilien, gehören dank ihres Reichtums, ihrer Macht und kulturellen Bedeutung schnell zu den führenden Poleis der hellenischen Welt.

Die Griechen profitieren davon, dass die Ägypter, die Assyrer und die weniger bedeutenden kleinasiatischen Reiche wie etwa das der Lyder Landmächte sind. Für sie ist die Ägäis Randgebiet. Anders als etwa die Städte im Zweistromland, die stets Ziele von Eroberern waren, bleiben die zerklüfteten Küsten Griechenlands und Kleinasiens zunächst unbehelligt.

Zudem binden die neuen Kolonien die Machtiger ehrgeiziger Adeliger. Hier auch finden unruhige landlose Bürger – jüngere Bauernsöhne etwa oder verarmte Handwerker – Ackergrund und damit die ersehnte persönliche Autonomie und politische Bedeutung.

Zwar werden manche Stadtstaaten von schweren inneren Krisen erschüttert,

wenn etwa Adelige versuchen, die Bauern um ihr Land zu bringen, doch insgesamt erleben die Poleis einige bemerkenswert ungestörte Jahrhunderte – frei von Eroberungsglüsten fremder Mächte und katastrophalen Konflikten innerhalb der eigenen Bürgerschaft.

Erst 547 v. Chr. ist es mit dieser Ruhe vorbei.

IM IRANISCHEN HOCHLAND ist im Jahr 559 v. Chr. Kyros König des halbnomadischen Perservolkes geworden. Aus dem unbedeutenden Herrscher wird schon bald einer der größten Eroberer der Antike. Persische Truppen überrennen ihre Nachbarn. Schon 547 v. Chr. fällt ihnen der sagenhaft reiche Lyderkönig Krösus zum Opfer; die Perser stehen nun in Kleinasien.

Auch die griechischen Städte an der Küste müssen sich Kyros unterwerfen. Doch die Herrschaft des Großkönigs ist mild: Die Perser achten die Götter der Griechen, die Städte dürfen weiterhin viele Angelegenheiten selbst regeln – so-

fern sie von perserfreundlichen Tyrannen oder Oligarchen regiert werden.

Persien scheint unbesiegbar zu sein. 539 erobert der König Babylon. 525 fällt Ägypten. Dareios I., einer der Nachfolger des Kyros, organisiert sein Imperium, das fortan in 20 Satrapien aufgeteilt wird, die Hauptstädte sind Persepolis und Susa. Rund 50 Millionen Menschen sind ihm untertan.

514 v. Chr. stößt Dareios I. erstmals nach Europa vor. Samos und einige andre ägäische Inseln fallen ihm zu, sein Heer zieht weiter nach Thrakien (im heutigen Bulgarien), scheitert aber jenseits der Donau.

Die Griechen in den Städten Kleinasiens werden unruhig. Die Perserherrschaft, wiewohl zurückhaltend, ist eben doch Fremdherrschaft, also unvereinbar mit dem Ideal der Autonomie. Besonders drückend wird dies dort, wo die Truppen des Großkönigs Tyrannen stützen, die vom Volk abgelehnt werden. Zudem versiegen wichtige Einnahmequellen. Jahrhundertlang haben sich griechische Söldner in den Kriegen Vorderasiens verdungen – nun, da der Großkönig das Land geeint hat, besteht an ihnen kaum noch Bedarf. Darüber hinaus haben die Kriegszüge nach Ägypten und Thrakien zwei Handelspartner der Griechenstädte schwer getroffen.

499 v. Chr. erheben sich die Poleis Kleinasiens. Zunächst sind die Erfolge groß, binnen Monaten können Aufständische die Satrapie-Hauptstadt Sardes einnehmen und verwüsten. Doch dann ist das Heer der Perser organisiert.

350 v. Chr. – und da gilt die Stadt bereits als reich und bedeutend. 150 Jahre zuvor, um 500 v. Chr., ist Athen jedoch noch eine seltsam unfassbare, amorphe Gemeinde.

Dabei sind alle Voraussetzungen für einen glanzvollen Aufstieg bereits gegeben. Attika, das Umland Athens, liegt im Zentrum des griechischen Kerngebietes. Die von schroffen Gebirgszügen begrenzte Landschaft mit ihrer 170 Kilometer langen Küste ist 2500 Quadratkilometer groß, deutlich kleiner als etwa Sparta, aber doch bedeutender als das Territorium fast aller anderen wichtigen Poleis: Korinth etwa gebietet nur über rund ein Drittel dieser Fläche. 200 000 Menschen leben in Attika, mehr als irgendwo sonst in der griechischen Welt.

Sklaven holen, unter erbärmlichen Bedingungen, Marmor, Blei und Silber aus dem Boden. Auf den Ebenen und Hängen gedeihen Wein, Feigen und Oliven. Das Getreide aber für die stetig wachsende Bevölkerung muss spätestens ab 600 v. Chr. von den Küsten des Schwarzen Meeres importiert werden.

Doch trotz seiner Größe und idealen geographischen Lage verharrt Athen Jahrhundertlang in einer seltsam inaktiven Rolle. Keine einzige Kolonie wird gegründet. Die Polis führt nur selten Kriege, und die meisten davon scheint sie verloren zu haben. Die berühmtesten Philosophen und Naturforscher lehren in der kleinasiatischen Stadt Milet, die mächtigste Phalanx schickt Sparta ins Feld, die prunkvollsten Bauten entstehen in Sizilien.

Solon setzt einen allgemeinen Schuldnerlass durch, holt in die Sklaverei verkaufte Bauern zurück in die Heimat, reformiert die Finanzen, vereinheitlicht Maße und Gewichte, teilt die Bevölkerung in Zensusklassen ein.

Radikale Reformen hat es anderswo schon zuvor gegeben – manche Pharaonen oder Großkönige haben ihre Reiche tiefgreifend reorganisiert. Doch anders als sie ist Solon kein Despot, er ist gewählt worden – der entscheidende Unterschied. Er beweist, dass durch den Willen des Volkes eine Verfassung geändert werden kann.

Das ist die Geburtsstunde der Politik: Der Glaube daran, dass ein Gemeinwesen veränderbar sei, und zwar nicht nur durch einen Alleinherrschern, sondern in letzter Konsequenz durch alle Bürger.

Solons Reformen stabilisieren die wirtschaftliche und soziale Situation Athens – nicht aber die politische. Ehrgeizige Adelige ringen um die Macht, ab 547 v. Chr. regieren Tyrannen die Stadt. Der Despotismus hält sich mehrere Jahrzehnte. Im Jahr 510 v. Chr. jedoch wird Hippias, der letzte Tyrann, von einer Gruppe adeliger Verschwörer gestürzt.

Und erst jetzt wird Athen zum Brennpunkt der Weltgeschichte.

Hippias flieht nach Persien. Er hofft, dass der Großkönig ihm mit Truppen helfen wird, in Athen die Macht zurückzuerobern. Denn es liegt im Interesse der Perser, ihnen ergebene Tyrannen jenseits ihrer Grenzen zu wissen. Nach dem Aufstand der griechischen Städte in Kleinasien kommt noch hinzu, dass Dareios I.

Durch den Sieg erhalten die Athener Freiheit – und Selbstvertrauen

Nach fünf Jahren sind die Griechen niedergezwungen.

Die Hellenen des Mutterlandes halten sich aus dem Aufstand heraus. Nur zwei Stadtstaaten entsenden Truppen und ein paar Kriegsschiffe – das kleine Eretria sowie die bevölkerungsreichste, die unruhigste, die ungewöhnlichste Polis Griechenlands: Athen.

ATHEN SEI „SCHLECHT ANGELEGT“, seien Häuser seien „schäbig“, verkündet der Philosoph Herakleides Pontikos um

Langsam aber erobern sich die Athener einen Bereich, in dem sie den anderen Griechenstädten voraus sind: die Politik.

Ein Athener Adeliger ist der erste Politiker der Weltgeschichte: der um 630 v. Chr. geborene Solon. Er wird 594 (oder vielleicht erst 20 Jahre später, die Quellen sind nicht eindeutig) von der Volksversammlung zum *katastiter* gewählt, zu einem Sonderbevollmächtigten mit allumfassender Macht. Viele Bauern nämlich sind bei den Adeligen hoch verschuldet, ein Aufstand droht.

Im Nahkampf wird die Schlacht von Marathon 490 v. Chr. entschieden. Die Perser sind in der Überzahl, doch leichter bewaffnet, und sie dienen, oft als Söldner, einem fernen Despoten. Engagierter kämpfen die Griechen, die ihre Heimat und ihre Autonomie verteidigen





Anfangs haben nur Reiche in Athen politischen Einfluss

Athen bestrafen will, hat es doch die Rebellen unterstützt. Täglich, so geht eine Legende, erinnern im Palast die Diener den Großkönig daran, dass er Athen versklaven wolle.

In jenen Jahren, da sich der persische Koloss langsam, aber unaufhaltsam der griechischen Welt zuwendet, vollzieht sich in Athen ein weiterer dramatischer Wandel.

DREI GENERATIONEN nach Solon tritt dort wieder ein Reformer hervor, wieder ein Adeliger, wieder jemand, über den die Historiker nicht viel zu berichten wissen: Kleisthenes aus dem Geschlecht der Alkmeoniden. Einer seiner Großväter war selbst Tyrann in einer Polis. Im Jahr 510 v. Chr. gehört Kleisthenes – wahrscheinlich schon über 50 Jahre alt – zu jenen Adeligen, die Hippias stürzen.

Doch Kleisthenes will viel mehr als eine Adelsherrschaft. Zwei Jahre nach dem Ende des Tyrannen Hippias setzt er sich (man weiß nicht genau, wie –

vielleicht droht das mit ihm sympathisierende Volk mit Aufstand) auch gegen seine adeligen Standesgenossen durch. Kleisthenes reformiert die Polis Athen erneut – und diese Tat macht ihn zum eigentlichen Begründer der Demokratie.

Es ist verwunderlich, ja beinahe unbegreiflich, dass am Anfang dieser neuen, über die Jahrtausende so faszinierenden Staatsform keine uraltmühle, gar primitive Regelung steht, sondern eine der kompliziertesten Verfassungen, die jemals erdacht worden sind. Noch erstaunlicher ist, dass sie im politischen Alltag auch funktioniert.

Kleisthenes und seine Helfer – es müssen Hunderte in der Polis sein – teilen Attika zunächst in rund 100, später in 139 „Demen“ ein. Jeder Demos ist ein Dorf oder ein Stadtviertel Athens, mit einer lokalen Selbstverwaltung, in der die Einwohner jeweils über den Gemeinebesitz, Bauvorhaben und andere Pläne abstimmen. Zudem führen die Demen die Bürgerliste, hier also werden

eingemeindete Fremde und Neugeborene registriert.

Zugleich teilt Kleisthenes die Polis in drei Regionen ein: Athen und Umland, Binnenland, Küste. Die Demen jeder Region werden zu je zehn Demengruppen zusammengefasst, sodass Attika aus insgesamt 30 Demengruppen besteht.

Nun stellt Kleisthenes – antike Historiker überliefern: per Los – daraus zehn „Phylen“ zusammen, und zwar so, dass je eine Demengruppe aus Athen, dem Bergland und der Küste jeweils eine Phyle bildet.

Die Phylen sind der Kern des neuen Staatswesens: So ziehen zum Beispiel die Bürger nach Phylen geordnet in die Schlacht. Männer aus Athen kämpfen nun Seite an Seite mit Fischern von der Küste und Bauern aus den Bergen. Attika, jenes große, dicht bevölkerte, aber von Berggrücken zerteilte Land, wird nun viel enger verbunden, viele Gegensätze zwischen der Stadt Athen und den Dörfern des Landes lösen sich auf.



Jede Phyle entsendet pro Jahr 50 Männer in die „Bule“ (den „Rat der 500“). Hier werden Gesetzesvorschläge beraten. Der Rat bereitet die Volksversammlung vor, die mindestens 40-mal im Jahr zusammenkommt. Es ist die Versammlung aller Bürger; jeder Mann hat eine Stimme, alle wichtigen Fragen werden hier formell entschieden: Gesetze etwa werden verabschiedet oder Kriegserklärungen beschlossen.



Demen, Phylen, Rat und Volksversammlung bilden sowohl lokale als auch polisweite, sowohl indirekte als auch direkte Repräsentanz. Sie sind Urformen der Legislative. Und, da hier auch Urteile gesprochen werden: auch der Judikative.

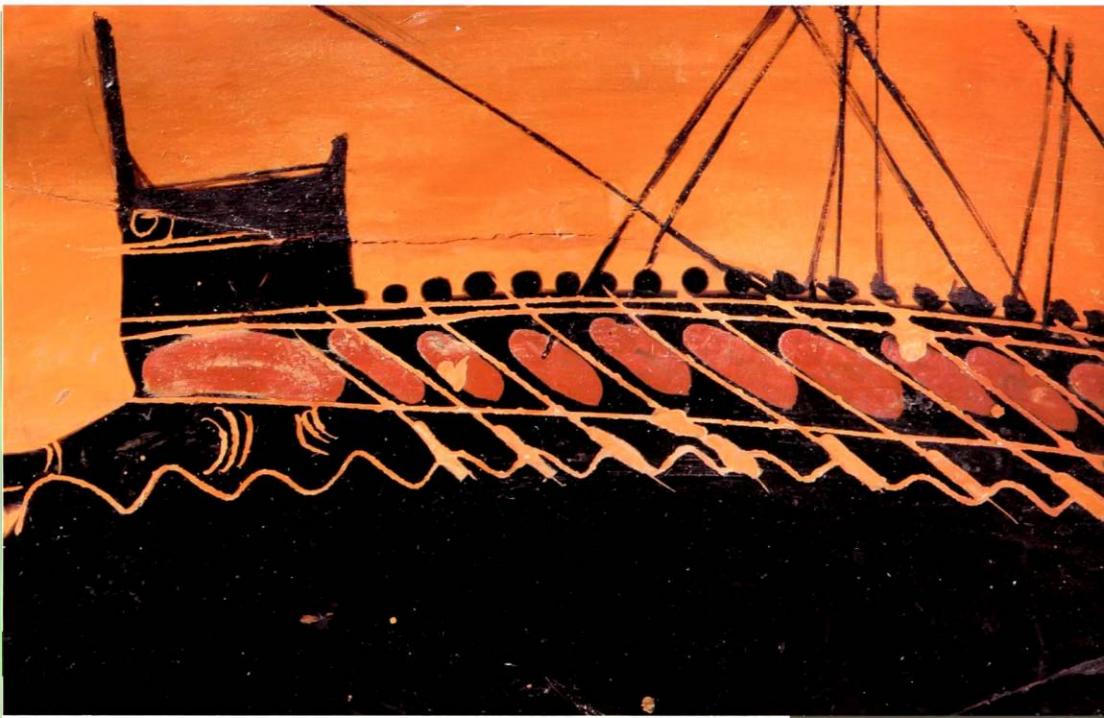
Neun „Archonten“ – Adelige, die von der Volksversammlung gewählt werden – bilden die Exekutive. Einer ist nominell Oberbefehlshaber der Armee, andere entscheiden über Rechtsstreitigkeiten, Erbfälle, Götterkulte oder Feierlichkeiten.

Die wichtigsten Ämter aber sind die zehn „Strategen“. Jede Phyle wählt einen Mann, der sie im Krieg anführen soll. Doch auch in Friedenszeiten wird dieses Amt im Lauf der Jahre das mächtigste Athens – denn Strategen dürfen, anders als Archonten, wiedergewählt werden. Für eher technische Fragen, etwa die der Wasserversorgung, sind „Epimeliten“ (gewählte Beamte) zuständig. Sie verantworten sich vor dem „Areopag“, dem rund 300 Mitglieder zählenden Adelsrat aus ehemaligen Archonten.

Diese Institutionenfülle führt zu einer feinsten Zergliederung der Macht – und zu immer wieder neu auszuhandelnden Kompromissen. So mag der Rat beispielsweise manchmal nur in vorbereitender Funktion für die Volksversammlung tätig sein, zu anderen Zeiten aber auch aktiv gegen allzu ehrgeizige Strategen kämpfen. Die Strategen wiederum können mithilfe der Volksversammlung den Rat ausmanövrieren.

Doch wie auch immer diese politischen Konflikte ausgetragen werden – sicher ist, dass fast jeder stimmberechtigte Bürger an ihnen teilnimmt. Rund 30 000 Männer zählt die Bürgerschaft. Frauen, Fremde und Sklaven sind ausgeschlossen. Das bedeutet ein Zahlenverhältnis von einem Ratsherren auf nur 60

Die Schlacht von Marathon ist nur die erste, jedoch psychologisch wichtigste von vielen Auseinandersetzungen mit den Persern. 6400 Gegner fallen, aber nur 192 Griechen. Verwundete werden vor Ort versorgt – so wie in dieser mythologischen Darstellung, in der Achill seinem Freund Patroklos den Arm verbindet. Wie viele Gefangene gemacht werden, berichten antike Historiker nicht. Daheim werden die Sieger von Marathon vermutlich mit Kränzen geehrt



Bürger (in Deutschland vertritt heutzutage ein Bundestagsabgeordneter rund 100 000 Wahlberechtigte).

Hinzu kommen Kandidaturen für die Beamtenposten und die Funktionen in Phylen und Demen. Fast alle Positionen werden zudem jährlich neu besetzt. Schließlich tagt noch die Volksversammlung, drei- bis viermal im Monat.

Kurz: Die Polis wird, nach einem Diktum von Karl Marx, zur „wirklichen Privatangelegenheit“ der Bürger.

Es sind vor allem die Männer mit mittlerem Vermögen, die Bauern, die nun endgültig neben den Adeligen gleichberechtigt Politik machen. Sie haben die Muße, das Geld und den Ehrgeiz, es dem Adel gleichzutun. Für sie wird Politik zu einer wichtigen Tätigkeit, sie haben beste Aussichten, in ihrem Leben eine oder gar mehrere Positionen zu bekleiden.

Dennoch ist Athen um 500 v. Chr. keine echte Demokratie, sondern deren Vorform. *Isonomia* nennen sie die Athener, „Gleichheitsordnung“. Längst nicht alle Bürger können tatsächlich Einfluss auf die Politik ausüben. Die Kleinhändler, Handwerker und Tagelöhner etwa kämpfen nicht als Hopliten, und sie werden oft weder Zeit noch Geld gehabt haben, um sich zu engagieren.

Gleichberechtigt aber sind sie schon, denn ob Adeliger oder Tagelöhner – bei den Abstimmungen in der Volksversammlung zählt jede Stimme gleich viel. „Erstmals“, schreibt der Althistoriker Christian Meier, „wurde damit im Politischen eine Ordnung geschaffen, die nicht mehr der gesellschaftlichen entsprach.“ Die Adeligen bleiben die wirtschaftliche, die kulturelle Elite, doch sie können von den Tagelöhnern überstimmt werden.

Kein Schiff ist schneller als der Rudersegler mit Rammsporn. 200 Trieren groß ist die neue Flotte der Athener. Sie entscheidet 480 v. Chr. die Seeschlacht bei Salamis, die Perser fliehen. Ohne Tausende mittellosen Bürger auf den Ruderbänken wäre dieser Sieg nicht möglich gewesen. Und so gewinnen auch diese in Athen nun politisches Gewicht – und Macht



Schon bald herrscht die attische Flotte über die Ägäis

Diese neue, komplizierte, noch unerprobte Verfassung wird schon bald tödlich bedroht. Denn Persiens Großkönig rüstet zum Schlag gegen Athen.

IM JAHR 492 v. CHR. scheitert der erste Angriff der Perser, ein gewaltiger Sturm zerschmettert ihre Flotte. Im Jahr darauf versucht es König Dareios I. mit Diplomatie: Gesandte werden zu den wichtigen Poleis geschickt. Sie sollen Gaben von Erde und Wasser entgegennehmen, die Symbole der Unterwerfung. Fast alle Griechen gehorchen. Nur in Sparta werden die Boten des Großkönigs in eine Schlucht geworfen.

Und in Athen sterben sie jämmerlich in einem Brunnen. Dort, so höhnen die Athener, könnten sie sich Erde und Wasser selbst holen.

In der Volksversammlung, in der das Schicksal der Gesandten behandelt worden ist, tut sich ein vierzehntiger, bartiger Mann durch besonderen Fanatismus hervor: Themistokles aus dem Demos Phrearroi. Der etwa 35-Jährige ist ebenso brillant wie ehrgeizig, so weitblickend wie radikal. Themistokles ist adelig, aber nicht wohlhabend. Seine Mutter stammt nicht aus Athen, ist möglicherweise nicht einmal Griechin.

Schon als Kind ist er ein Einzelgänger gewesen, als junger Mann erlebt er die Reformen des Kleisthenes mit. Fortan stürzt er sich in die Politik. Was ihm an Geld und ererbter Gefolgschaft fehlt, gleicht er durch Rednergabe und taktisches Geschick im Ringen um die täglichen Entscheidungen aus; er bemüht sich, möglichst viele Bürger mit Namen zu kennen. Charisma hat er, und die Athene-

ner wählen ihn auf verschiedene Beamtenposten. Ein namenloser Bildhauer schafft eine Büste von ihm – es ist das älteste individuelle Porträt der Antike.

Nun verlangt Themistokles, kompromissloser als alle Mitbürger, nicht nur den Tod der persischen Gesandten, sondern sogar die Hinrichtung des Dolmetschers, der es gewagt habe, die Forderung des Großkönigs zu übersetzen.

Selbst dem stimmt die Mehrheit zu. Dennoch muss der brillante, aber zu schroffe Themistokles bald erfahren, dass sich kein erfolgreicher Politiker auf dauerhafte Mehrheiten verlassen kann.

Miltiades wird in jenen Monaten sein großer Rivale, wohl rund 25 Jahre älter als Themistokles, aus mächtigem attischem Adel stammend, ein großzügiger, mitreißender, abenteuerlustiger Mann, glänzend, machtbewusst, souverän. Seine Vorfahren hatten sich auf der thrakischen Halbinsel Chersones am Hellespont (dem heutigen Gallipoli) niedergelassen und sich dort als Tyrannen etabliert.

Miltiades ist mit der Tochter des Thrakerkönigs verheiratet. Im Aufstand der kleinasiatischen Griechen gegen den Perserkönig hat er Land und Macht verloren, konnte sich aber mit dem größten Teil

seiner Schätze nach Athen retten. Dort schenkt er in großartiger Geste sein Land (das ihm Dareios I. längst entrissen hat) dem Volk der Polis.

Im Jahr 490 wird er zu einem der zehn Strategen gewählt. Miltiades vor allem, nicht Themistokles, organisiert den Kampf gegen die zu erwartende persische Invasion. Der Ex-Tyran hat den Karrierepolitiker ausgestochen.

IM FRÜHJAHR 490 v. CHR. sammeln sich die persischen Truppen unter dem Kommando zweier Feldherren in Kilikien. Als sie die griechische Halbinsel erreichen, stoßen sie kaum auf Widerstand. Schließlich landen die Invasoren am Strand von Marathon. Athen ist nur noch einen guten Tagesmarsch entfernt. Doch es scheint, als wollten die Perser hier abwarten, ob sie überhaupt kämpfen müssen.

Denn sie haben Hippias mitgenommen, den ehemaligen Tyrannen. Der ist ein Greis – bei der Landung in Marathon muss er husten, und einer seiner wackeligen Zähne fällt in den Sand, wo er ihn nicht wieder findet. Ein schlechtes Omen. Doch ihm treibt noch immer die Lust nach Macht und Rache.

Für Hippias, der zwei Jahrzehnte als Bittsteller am Hof des Großkönigs hat verbringen müssen, ist es die letzte Gelegenheit zur Revanche. Hippias und mit ihm die Perser rechnen offensichtlich damit, dass die Athener angesichts der Invasionssarmee ihre Sache verloren geben werden. Vielleicht werden Verräter versuchen, Athen das drohende Schicksal zu ersparen?

Verrat befürchtet offensichtlich auch Miltiades. Schon seit einiger Zeit lagert das Hoplitenheer vor der Stadt, schließ-

lich ist seit Wochen bekannt, welche Bedrohung von Norden herannaht. Noch am Tag der persischen Landung in Marathon erfahren es die Athener – wahrscheinlich durch eine Kette von Feuerzeichen, ausgesandt von Beobachtern entlang der Küste.

Eilig kommt die Volksversammlung zusammen: Soll man sich in der Stadt verschanzen oder dem Feind entgegenziehen? Viele fühlen sich nur in Athen sicher. Doch Miltiades setzt sich durch: Angriff!

Zwar ist die griechische Phalanx den Persern zahlenmäßig unterlegen, doch dieser Nachteil wiegt in seinen Augen weniger schwer als die Gefahr, bei einer Belagerung die Stadt durch Verräte zu verlieren.

Noch am selben Abend marschiert das Heer los. Nach vielleicht acht bis zwölf

Stunden – also am Morgen oder Vormittag des darauf folgenden Tages – ziehen die Athener durch das Vrana-Tal bis zum Rand der Ebene von Marathon, wo sie sich bei einem kleinen Heiligtum des Herakles verschanzen. Bald stoßen 600 bis 1000 Hopliten der verbündeten Stadt Platäa hinzu.

Ein erster taktischer Triumph der Athener.

Opfer, Omen und Orakel prägen – wie auf diesen Vasenmalereien dargestellt – den Alltag der Hellenen. Priesterschaften wie im Orient, die großen politischen Einfluss haben, gibt es bei ihnen jedoch nicht



Denn nun sind die Perser, die bei Ankunft der Hopliten wahrscheinlich den Aufbau ihres Lagers noch nicht vollendet haben, in Marathon isoliert. Nur zwei Wege führen nach Athen: durch das unwegsame Vrana-Tal, wo sich die Griechen bereits oben auf den Flanken der Hänge aufgestellt haben, oder entlang der Küste, wo das persische Heer, einmal in Marsch, von den Gegnern in den Flan-

lässt die Phalanx aufstellen. Die Schlacht von Marathon hat begonnen.

UND NUN RÜCKEN die Griechen immer näher. 200 Meter bis zum persischen Heer. In Reichweite der Bogenschützen.

Da stürzen die Hopliten los.

Auf ein Kommando geht die wuchtige Phalanx vom Marsch in den Lauf über. Nie zuvor in den gut 150 Jahren, da es

licher Perser gegen gepanzerte, langsame Griechen. Die Hopliten stoßen mit ihren Lanzen ober- oder unterhalb ihrer Schilder zu. Treffen sie den Gegner, fügen ihm die Eisenspitzen furchterliche Wunden im Hals oder im Unterleib zu. Wehrt der aber den Stoß mit seinem eigenen Schild ab, reißt das nicht selten dem Hopliten die Lanze aus der Hand; deren hinteres Ende schießt dann zurück und kann einen der Griechen, der in der zweiten oder dritten Reihe der Phalanx steht, im Gesicht oder am Körper treffen.

Stunden vergehen. Langsam weicht die Phalanx der Griechen zurück – im Zentrum, wo sie den Persern zahlenmäßig deutlich unterlegen sind. Fast scheint es, als müssten die Athener für den risikoreichen Plan ihres Strategen bezahlen. Doch auf den Flügeln können es die Hopliten mit ihren Gegnern an Zahl aufnehmen. Und hier schließlich zeigt sich, dass die schwere Rüstung im Nahkampf überlegen ist. Die Perser weichen an den Seiten zurück. Und schließlich fliehen sie.

Statt ihre Gegner zu verfolgen, wenden sich die Hopliten der Flügel auf



Alle wichtigen Fragen entscheidet die Volksversammlung

ken angefallen werden könnte. Die persischen Feldherren müssen aus ungünstiger, hangabwärts gelegener Position die Schlacht schlagen.

Einige Tage vergehen in Tatenlosigkeit. Möglicherweise hoffen die Perser, dass Athen doch noch die Unterwerfung anbieten werde.

Sie können nicht ahnen, wie dicht sie vor dem Triumph stehen. Denn tatsächlich entbrennt während der Tage des tapferen Belauerns unter den zehn Atheneren Strategen schwerer Streit: Fünf sind für den Rückzug in die Stadt. Mit letzter Mühe gelingt es Miltiades, mithilfe des für das Militär zuständigen Archonten eine Sechs-zu-fünf-Mehrheit im Rat der Feldherren durchzubringen. Ergebnis: Die Griechen bleiben, bis sich die Perser zum Kampf stellen.

Nach rund zehn Tagen des Lauerns geben die persischen Feldherren das Abwarten auf und formieren ihre Soldaten zum Kampf in der Ebene. Auf dieses Manöver hat Miltiades gewartet – auch er

diese Heeresform gibt, ist Vergleichbares geschehen. Die Risiken sind enorm: Die Soldaten ermüden, noch bevor sie ihrem Gegner gegenüberstehen. Und, wichtiger noch, die Phalanx, deren größte Stärke die Geschlossenheit der Kampfreihen ist, könnte zerfallen. Denn im Lauf drängen die Soldaten nicht mehr parallel voran, vielmehr stürzen manche voraus, andere bleiben zurück.

Doch das waghalsige Manöver gelingt. 200 Meter den Hang hinunter: das schafft auch ein mit 30 Kilogramm Eisen und Bronze beschwerter Soldat in ein paar Dutzend Sekunden. Mit dem überraschenden Sturmangriff unterlaufen die Griechen den Pfeilhagel der Perser – und die Hopliten sind am Feind, bevor dessen Reiterei eingreifen kann. Wahrscheinlich hat sich Miltiades diesen wagemutigen Plan ausgedacht, der die zwei wirkungsvoollsten Waffen des Feindes neutralisiert.

Entschieden aber ist noch nichts. Jetzt entbrennt der Kampf Mann gegen Mann, das Duell leicht bewaffneter und beweg-

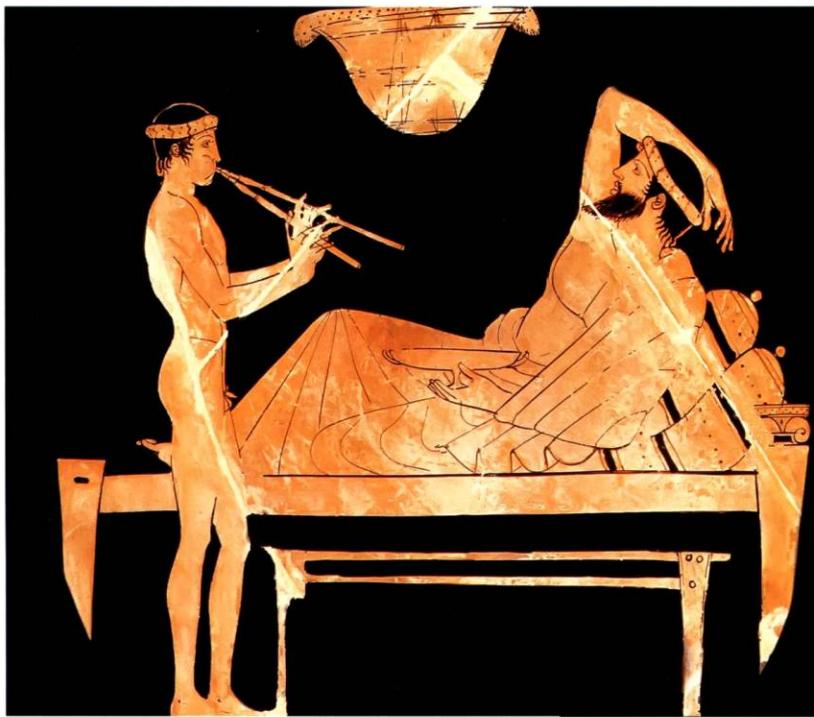
Kommando nach innen und fallen nun das vordringende Zentrum des persischen Heeres an.

Die Entscheidung ist gefallen.

Die Perser, in deren Flanken plötzlich Feinde auftauchen, geben den Kampf auf und fliehen, zurück zu den Schiffen. Die Griechen setzen den Flüchtenden nach. Viele Perser werden am Strand getötet, ehe sie die Schiffe erreichen. Deren Kapitäne lassen hastig ablegen, noch bevor viele der eigenen Soldaten an Bord kommen.

Am Ende bleiben rund 6400 Soldaten tot zurück, fast die Hälfte der persischen Armee. Die Kämpfer aus Athen und Platäa beklagen 192 Tote. Es ist ein vollkommener Sieg – vor allem politisch und psychologisch.

Militärisch ist der Großkönig zwar noch lange nicht überwunden – und Miltiades und seine Mitstrategen wissen dies: Denn schon beim Aufstand der Griechenstädte Kleinasiens hat sich gezeigt, dass die Perser nach Niederlagen mit brutaler



Gründlichkeit zurückzuschlagen. Doch welche Stärkung des Selbstvertrauens bedeutet dieser Sieg! Die Bürgersoldaten haben gegen die Söldner des Königs gewonnen, die Polis hat den Despoten bezwungen. Die Griechen haben bewiesen, dass eine Isonomia, in der die Stimme eines Hungerleidlers so viel zählt wie die des Adeligen, der mächtigsten Monarchie überlegen sein kann. Eine neue Staatsform, eine neue Verfassung, ein neues politisches Selbstverständnis hat sich hier, nur wenige Jahre nach seiner Entstehung, gegen ein jahrtausendealtes Prinzip durchgesetzt. Es ist der erste Sieg des Westens über den Osten.

GRIECHENLAND IST DAMIT noch nicht gerettet, denn der Großkönig wird neue Armeen schicken. Doch umgekehrt gilt: Wäre Marathon verloren worden, Athen

wäre zumindest zur Tyrannis zurückgekehrt, wenn der Stadt nicht noch Schlimmeres widerfahren wäre.

Wie wäre die Geschichte verlaufen, wären Männer wie Miltiades und Themistokles – oder der Dichter Aischylos, der als Hoplit gekämpft hat – gefallen oder für immer ins iranische Hochland deportiert worden? Hätten die griechischen Errungenschaften – die Polis, die Demokratie, das Politische überhaupt, die Kunst, die Dichtung, die Philosophie, die Wissenschaft – sich entfalten können im Reiche des Großkönigs?

Wäre Athen an jenem 11. September im Jahre 490 v. Chr. besiegt worden – hätte es je westliche Politik, westliche Kultur, westliches Denken gegeben? Die römische Kultur, der Erfolg des Christentums (das Neue Testament ist komplett auf Griechisch verfasst), die Scholastik

Ein reicher Mann lauscht dem Flötenspiel. Nach Marathon beginnt für Athen eine Periode des Wohlstands. Seine Bürger fühlen sich allen anderen überlegen. Doch in ihrem Hochmut liegt schon der Keim des Untergangs

des Mittelalters, die Renaissance, die gesamte moderne Philosophie und Naturwissenschaft – all das wäre ohne das Vorbild und die Anregungen Griechenlands undenkbar gewesen.

Und: In Marathon ist die neue Staatsform Demokratie nicht nur verteidigt worden, hier hat sich überhaupt erst erwiesen, dass sie funktioniert. Denn es ist ja das in den neuen Phylen geordnete Heer mit seinen gewählten Archonten und Strategen, das hier gewonnen hat.

Daher das ungeheure Selbstvertrauen der Sieger von Marathon, die Heldenverehrung und Legendenbildung (wie die des Marathonläufers, der Athen den Sieg gemeldet haben und dann tot zusammengebrochen sein soll: Kein glaubwürdiger antiker Chronist berichtet davon, es besteht nach der Schlacht auch keinerlei Notwendigkeit für einen derartigen Bootlauf).

Selbst Aischylos, der in seinem langen Leben 90 gefeierte Theaterstücke geschrieben haben soll, lässt sich auf seinem Grabstein nicht für seine Tragödien rühmen, sondern dafür, dass er bei Marathon gekämpft habe.

WÄHREND DAREIOS I. (und später dessen Nachfolger Xerxes) in Persien erneut rüstet, setzt sich im Ränkespiel der Athener Volkspolitik nun wieder Themistokles durch. Der organisiert 483 v. Chr. den Bau einer 200 Triremen großen Kriegsflotte – erstmals in seiner Geschichte wird Athen Seemacht. Diese neue Waffe erweist sich als noch wirkungsvoller als die Phalanx. Was den Hopliten nie gelang, das erreichen die „Theten“, die mittellosen Bürger, die als Ruderer (170 bis 200 pro Trireme) auf den Galeeren dienen: Sie wehren Persien endgültig ab.

die Ägäis und den Bosporus. Fortan kann keine Armee mehr ungefährdet von Asien nach Europa übersetzen oder sich gar in Europa halten. Die See erweist sich für die griechische Halbinsel als entscheidender Schutz. Für fast zwei Jahrtausende (bis die Osmanen nach Konstantinopel greifen) werden Invasionen in dieser Weltgegend nur noch in einer Richtung verlaufen: von West nach Ost.

Athen hat sich in dem Jahrzehnt der Perserkriege verändert: Aus der Isomia ist eine Demokratie geworden, zumindest im Sinne antiker Definition. Die Nicht-Bürger haben nach wie vor keinen Einfluss, wohl aber die Theten – jene Mehrheit der Händler, Handwerker und Tagelöhner, die zwar schon immer als Bürger galten, die aber zu arm waren, um als Hopliten zu dienen.

Denn nun kann keine einzige Trireme ohne sie auslaufen. Da die Flotte Athens Macht garantiert, kommt den Theten mit der militärischen jetzt auch politische Macht zu. Sinnfälligstes Zeichen: Für die Mitglieder im Rat der 500, später auch für andere Ämter, werden nun Diäten gezahlt, sodass sich auch Arme politisch engagieren können.

Athen, das noch 510 v. Chr. eine Tyrannis war, ist binnen einer Generation zu

nicht. Im Gegenteil: Die Dynamik des politischen Ringens, der Parteienkämpfe, der Träume ehrgeiziger Politiker machen die Stadt und deren Einwohner den anderen Poleis unheimlich, bedrohlich, unberechenbar. Zudem frisst die Demokratie bald auch ihre eigenen Kinder.

Miltiades, der Sieger von Marathon, wird nur ein Jahr später, nach einem gescheiterten Beutezug gegen Verbündete Persiens, den er nur schwer verletzt übersteht, vor der Volksversammlung angeklagt. Der an seiner Wunde langsam Sterbende wird zu 50 Silber-Talenten Geldstrafe verurteilt – dem Jahreslohn von mehr als 1600 Ruderern.

Miltiades stirbt, bevor er das Vermögen aufbringen kann: sein Sohn muss es schließlich zahlen.

Und Themistokles, sein Rivale, der Sieger von Salamis, der Athen endgültig vor den Persern errettet und es zur Seemacht aufgerüstet hat, wird um 470 v. Chr. von innenpolitischen Gegnern zunächst zum Exil, in Abwesenheit dann zum Tode verurteilt. Er flieht vor seinen Häschern aus Griechenland und lebt bis zu seinem Ende in Kleinasien – als Gefolgsmann des Perserkönigs.

„Keines Mannes Sklaven sind sie, keinem Menschen untertan“, schreibt

Die Demokratie frisst schon bald ihre eigenen Kinder

Zwar wählte sich im Jahr 480 v. Chr. eine neue persische Invasionsarmee die griechische Halbinsel hinab. Niemand vermag sie zunächst zu stoppen – auch nicht jene Truppe von 300 Spartiaten, die den Gebirgspass der Thermopylen so lange verteidigt, bis alle gefallen sind.

Die Athener müssen sogar ihre Stadt preisgeben. Sie wird, fast menschenleer, von den Persern genommen und niedergebrannt. Die Bevölkerung flieht auf die umliegenden Inseln. Doch als die persischen Schiffe die Verfolgung aufnehmen, stellt sich ihr die von Themistokles geschaffene und bestens gedrillte neue Flotte Athens bei Salamis in den Weg – und vernichtet die schlechter kommandierten Schiffe der Angreifer.

Salamis ist nicht die letzte Schlacht der Perserkriege, aber die entscheidende. Mit ihr gewinnt Athen die Herrschaft über

einer Demokratie geworden, in der alle Bürger nicht nur wählen, sondern früher oder später auch Ämter bekleiden dürfen.

Und während Athen zur Zeit der Tyrannis außenpolitisch beinahe bedeutungslos war, beherrscht es 30 Jahre später die Hälfte der griechischen Welt. Mit vielen kleineren Poleis schließt es 477 v. Chr. den Seebund – zunächst ein Trutzbündnis gegen Persien, bald aber schon ein informelles Imperium, mit dem es das Meer und die Küsten beherrscht.

Nur Sparta kann es noch an Macht mit Athen aufnehmen – und der Konflikt zwischen diesen beiden hellenischen Mächten wird für das folgende Jahrhundert die Geschichte der griechischen Welt bestimmen (siehe Seite 46 und 70).

MIT UND DURCH die Demokratie ist Athen groß geworden – friedlich aber

Aischylos, der Tragödiendichter und Marathonkämpfer, über seine Mitbürger.

Stolz sind sie fortan, die Athener, die siegreichen Demokraten. Selbstbewusst bis zum Hochmut und ehrgeizig bis zur Hybris. Es ist eine Geistesaltung, mit der sie im nun anbrechenden klassischen Zeitalter Griechenlands die größten Leistungen in Politik und Kunst, in Philosophie und Architektur hervorbringen. Es ist aber auch eine Haltung, die den Keim des eigenen Untergangs schon in sich trägt.

Denn dies ist die Lektion, welche die Sieger von Marathon und Salamis noch schmerhaft lernen werden: Die gefährlichsten Feinde der Demokratie greifen nicht immer von außen an. Oft kommen sie auch aus der eigenen Mitte. □

Der Historiker Cay Rademacher, 38, ist der Textredakteur dieses Heftes. Alle Bildmotive sind Ausschnitte aus antiken Vasenmalereien.

HOMER

»Ilias« und »Odyssee«, die Epen Homers rund um den trojanischen Krieg, sin-

von SUSANNE KRIEG UND
SIBYLLE PEINE

In präzisen Hexametern wird ein Kampf der Götter und der Helden, eine entscheidende Phase im Krieg der vereinten Fürsten von Hellas gegen Troja, geschildert. Und da kommt Achill: Vom Zorn erfüllt, weil Hektor ihm den besten Freund getötet hat, zieht er in den Kampf gegen den großen Helden der Trojaner. „Und von seinen Zähnen kam ein Knirschen, die Augen aber leuchteten ihm wie der Glanz des Feuers, und in das Herz tauchte ihm Schmerz, unerträglicher, und voll Groll gegen die Troer tauchte er in die Gaben Gottes, die ihm Hephaistos mit Mühe gefertigt“, nämlich in die Rüstung, die der Gott der Schmiede ihm angepasst hat. Der Zweikampf der Heroen kann beginnen.

Die Griechen des 5. Jahrhunderts v. Chr. lieben es, sich von Rhapsoden in ferne, sagenumwobene Zeiten entführen zu lassen. Professionelle Sänger unterhalten ihr Publikum auf religiösen Festen und messen sich in musischen Wettkämpfen. Zu ihrem Repertoire gehört ein gewaltiges Epos: die „Ilias“, 15 693 Verse lang – ein Stoff mit Ursprung im mykenischen Zeitalter, zwischen 1400 und 1200 v. Chr., eine Sage, über Jahrhunderte mündlich überliefert durch Wanderbarden.

Inzwischen müssen sich die professionellen Sänger aber nicht mehr allein auf ihr Gedächtnis und ihre Improvisationskunst verlassen. Sie arbeiten mit einem relativ einheitlichen Text, in dem die Helden sage schriftlich festgehalten ist. Verfasst hat sie der Dichter Homer.

Zumindest glaubt man das im antiken Griechenland.

Homer – der „erste und poetischste der tragischen Dichter“, wie Platon sagt – prägt mit seinen Epen Ilias und „Odyssee“ die griechische Kultur, beeinflusst die Sprache, gibt den Göttern Beinamen, Ämter – und manche schlechte Eigenschaft.

Aber nicht nur die Intrigen der Olympier sind Thema in Homers Epen. Die 24 Gesänge der Ilias handeln auch vom Stolz und vom Leid adeliger Helden, vor allem vom thessalischen Königsohn Achill, der sich durch den griechischen Heerführer Agamemnon in seiner Würde verletzt sieht (weil der ihm die Lieblingssklavin genommen hat).

Als sich Achill mithilfe seiner Mutter, der Meeresgöttin Thetis, und des Göttervaters Zeus rächt, hat dies unbeabsichtigte, tragische Folgen: Achills Freund Patroklos fällt im Kampf mit dem trojanischen Heerführer Hektor. Zwar kommt es zur Aussöhnung im Griechenlager, zwar zieht man wieder gemeinsam in die Schlacht und Achill tötet schließlich Hektor. Dennoch hat der Zwist einen Keil in die Gemeinschaft getrie-

ben – bis Achill dem Pfeil des trojanischen Königsohns Paris erliegt, was Homer allerdings nicht mehr beschreibt.

Die Odyssee schildert in ebenfalls 24 Gesängen die letzten 40 Tage der Heimkehr des Helden Odysseus. Nach dem Sieg über Troja begann mit einem Sturm dessen abenteuerliche Irrfahrt auf dem Meer, in deren Verlauf er auf Zyklopen traf, auf die Zauberin Circe, die Menschen in Schweine verwandelt, auf verführerisch singende Sirenen, und auf Skylla und Charybdis, die furchterregenden Meermontster. Bis er endlich heimfand nach Ithaka, zu seiner Frau Penelope.

Noch heute erkennt man in den beiden Texten Spuren der mündlichen Überlieferung. Bevor sie in schriftlicher Form festgehalten worden waren, hatten Sänger den Inhalt der Epen aus dem Kopf rezitiert und sie bei jedem Vortrag nach festen Regeln mit geringen Abweichungen immer wieder neu komponiert. Das erklärt die formelhaften Wiederholungen, die sich bei Homer erhalten haben: Fast jeder neue Tag wird durch die Göttin Eos, „die rosenfingrige“, angekündigt; die Göttin Athena ist stets „eulenäugig“, die Insel Ithaka immer „meerumgürtet“. Dem Sänger dienten diese Redewendungen als Ruhepunkt, den Zuhörern als Orientierung.

Die ganze Antike hindurch war man sich sicher,

die ältesten bekannten Werke abendländischer Literatur. Doch hat der Dichterfürst tatsächlich gelebt?



War Homer ein blinder Barde, der umherzog und von den Abenteuern der griechischen und trojanischen Helden erzählte? Im antiken Griechenland jedenfalls wurde er wie ein Volksheld gefeiert [Darstellung aus dem 19. Jhd.].

dass Ilias und Odyssee Werke des Dichterfürsten Homer sind. Heute dagegen glauben manche Forscher, Homer habe nur die Ilias verfasst, nicht aber die Odyssee. Andere meinen sogar, den Dichter Homer habe es nie gegeben.

Doch wenn er gelebt hat: Wer war Homer – ein bäriger blinder Wandersänger, wie manche sagen? Im antiken Griechenland jedenfalls hat man die Existenz des Dichterogenies nie bezweifelt. Wie ein Volksheld wurde er gefeiert. Man fertigte fiktive Porträts von ihm an, und in den Schulen Athens waren seine Epen Pflichtlektüre. Mindestens sieben Biografien entstanden in antiker Zeit, allerdings wurde selbst die älteste erst etwa sieben Jahrhunderte nach Homers Tod geschrieben.

Philologen datieren die Entstehung der Ilias auf etwa 730 v. Chr., die der Odyssee auf 700. Verfasst wurden sie in einer epischen Kunstsprache, die dem ionischen Griechisch ähnlich war. Vermutlich stammten die Werke also aus Ionien, von der kleinasiatischen Küste.

Der Legende zufolge hat Homer sie auf der Insel Chios niedergeschrieben. Bis ins 4. Jahrhundert v. Chr. lebte dort eine Gruppe von Sängern, die sich die Homeriden nannten und beteuerten, direkte Nachfahren des Dichters zu sein. Gleich sieben griechische Städte erhoben den Anspruch, Homers Geburtsort zu sein. Begraben wurde der Dichter angeblich auf der Insel Ios. Es heißt auch, er habe einen Dichterwettkampf mit seinem Kollegen Hesiod ausgetragen. Beweise dafür gibt es nicht.

Fest steht heute jedoch: Der Autor der beiden Helden-dichtungen war gebildet, anscheinend konnte er schreiben – und dies zu einer Zeit, als das griechische Alphabet sich gerade erst entwickelt hatte. Vermutlich gehörte Homer dem Adel an oder bewegte sich jedenfalls ständig in dessen Kreisen – Ilias und Odyssee entsprechen der dort herrschenden Weltansicht.

Aber nicht nur der Autor selbst, auch die Welt, die er beschreibt, wirft Rätsel auf. Zum mindesten wenn man sie als Quelle für das mykenische Zeitalter betrachtet – jene Periode, in der Troja- und Odysseus-Sage spielen. Zahlreiche Anachronismen verwirren die Forscher. So wurden die im Text beschriebenen Waffen keineswegs schon zu mykenischer Zeit

eingesetzt. Bei Homer ist von Tempeln der Götter die Rede, die Mykener hingegen kannten keine. Und während sie ihre Häftlinge tatsächlich in großen gewölbten Gräbern begruben, werden Homers Helden verbrannt. Offenbar hat der Autor also unterschiedliche historische Epochen miteinander vermischt.

Inzwischen ist das Troja von einst wiedergefunden worden. Seit seiner Jugend hatte der Deutsche Heinrich Schliemann Homers Beschreibungen wie einen Reiseführer gelesen. 1871 begann er unter dem Hügel des türkischen Hisarlik unweit der Dardanellen zu graben. Und tatsächlich schien er dort den Original-Schauplatz der Ilias gefunden zu haben. Geographisch lag Schlie-mann richtig, nicht aber mit der Datierung der prähistorischen Schichten im Inneren des Hügels. Das Troja Homers verbarg sich nicht, wie er zunächst annahm, in der zweitältesten bis heute erforschten Erdschicht, sondern vermutlich in der sechst- oder siebtältesten.

So viel ist offenbar gesichert: Der Mythos Ilias enthält historisch belegbare Elemente. Der Dichter, der das Heldenepos darüber schuf, bleibt hingegen wohl für immer einer der größten Mythen Griechenlands. □



Mit Steinschleudern und einfachen Lanzen werfen sich die versklavten Heloten im Jahre 444 v. Chr. dem waffenstarrenden spartanischen Heer entgegen. Ein Erdbeben hatte die Hauptstadt des Militärstaates verwüstet – und so den rebellischen Geist geweckt



Eine kleine Gemeinschaft erwirbt sich im 6. Jahrhundert v. Chr. den Ruf der Unbesiegbarkeit: 8000 Spartiaten, von Kindheit an militärisch gedrillt, per Gesetz zu Entbehrung und Kampf gezwungen, ernährt von 200 000 Staatssklaven. Eine gefürchtete, eine bewunderte Kriegsmaschinerie, die 404 v. Chr. sogar den Rivalen Athen besiegt und die Hegemonie über die Griechen erringt. Und ein ausgeklügeltes Herrschaftssystem, das sich trotz seiner Härte und Kulturverachtung über Jahrhunderte hält.

Ein Leben für den Krieg

Auf den Gipfeln des Taygetos-Massivs glänzt noch der Schnee, als sich Poseidon, Herr über Meere und Erdreich, im Frühling des Jahres 464 v. Chr. erhebt und Lakonien in Stücke reißt. Donnernd steigt sein Groll aus der Tiefe empor, lässt Wälder, Olivenhaine, Weizenäcker und Viehweiden am Ufer des Eurotas erzittern, schneidet tiefe Klüfte in die Ebene, sprengt in den Bergen mächtige Steinblöcke ab.

Am verheerendsten wütet das Beben in Sparta, der Hauptstadt Lakoniens. Dem Schriftsteller Plutarch zufolge ist es das „schwerste seit Menschengedenken“: „Bis auf fünf Häuser“ wirft es die ganze Stadt nieder und begräbt die Bewohner, die verzweifelt versuchen, ihr Hab und Gut zu retten, zu Tausenden unter den Trümmern.

Was nur hat sich Sparta zuschulden kommen lassen, dass Poseidon so zürnt? Die *gerusia*, der Ältestenrat der Stadt, deutet das Inferno als göttliche Strafe dafür, dass spartanische Soldaten vor kurzem Schutz suchende *helotes*, die Staatskzlaven Spartas, aus dem Tempel des Poseidon in Tainaron vertrieben, abgeführt und getötet haben – was als schwerer Verstoß gegen das Asylrecht in Heiligtümern gilt.

Die Heloten selbst verbinden mit Poseidons Wutausbruch allerdings wenig Genugtuung. Für sie ist der Vergeltungsschlag des Erdgottes vor allem ein Aufbruch – und Aufakt für eine noch weit aus schwerere Erschütterung von Spartas Macht.

Etwa 200 000 Heloten leben als unfreie Arbeiter im spartanischen Reich. Von der Armee der Spartiaten wurden sie einst in Eroberungszügen besiegt und unterworfen; nun müssen sie die kriegerische Elite des Landes ernähren. Die Angst vor den Waffen der Despoten hält sie zwar in Schach, doch schwelt der Hass in vielen von ihnen.

Und nun, da das Erdbeben viele Soldaten im Zentrum der Stadt erschlagen hat, flackert ihr Widerstand wieder auf: Die Heloten sehen jetzt die Chance für einen Aufstand. Sie wollen ihre zahlensi-

mäßige Überlegenheit gegenüber den Spartiaten ausspielen – und das Joch der Unterdrückung abwerfen.

SEIT JAHRHUNDERTEN schon beherrschen die Spartiaten das Land am lakonischen Golf und beuten die Ureinwohner, die Heloten, aus. Irgendwann im „Dunklen Zeitalter“, zwischen 1050 und 800 v. Chr., sind die vom Volksstamm der Dorier abstammenden Eroberer, die sich jetzt „Lakedaimonier“ nennen, bis in die fruchtbare, lang gestreckte Ebene des Eurotas vorgedrungen, haben vier Dörfer gegründet und diese später zu „Sparta“ vereinigt – einer *polis*, die seither zu einer der Hegemonialmächte Griechenlands aufgestiegen ist.

Dabei wirkt die Stadt selbst – zumal im Vergleich zum pompösen Athen – nach wie vor eher wie eine Dorfgemeinde: Sie zählt etwa 8000 Vollbürger, viermal weniger als der attische Konkurrent. Nur einzelne, weit verstreut angelegte öffentliche Bauten zieren das Stadt-

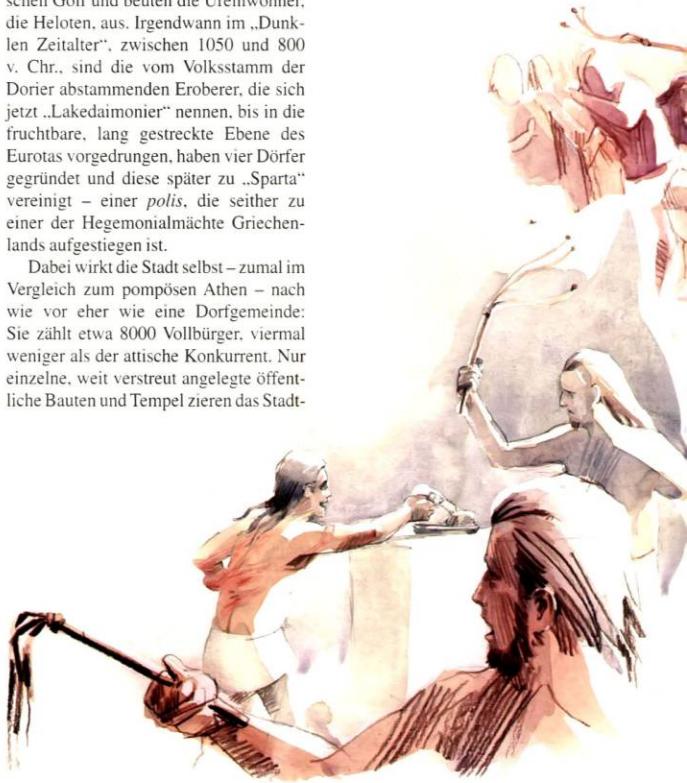


bild. Und seit Ende des 6. Jahrhunderts ist kein Dichter, kein Musiker, kein Künstler von Rang mehr aus Sparta hervorgegangen. Noch nicht einmal eine Stadtmauer umgibt die Häuser: Nur ein Massiv im Westen und ein Gebirge im Osten schirmen das Eurotas-Tal vor Feinden ab.

Erst jenseits dieser Barriere, hinter dem schroff gezackten Horizont, verbirgt sich der wahre Reichtum der Lakedaimonier: ein erobertes Reich, das den ge-

samten südlichen Peloponnes umfasst, von Messenien, der für ihre fruchtbaren Äcker berühmten Landschaft im Westen, bis nach Kynuria an der Ostküste.

Noch weit über dieses Territorium hinaus sichert zudem der „Peloponnesische Bund“ Spartas Macht – ein Gefüge aus Einzelabkommen, die zahlreiche Stadtstaaten wie Korinth, Megara, Elis zu ewiger Treue verpflichten. Immer wieder mischt Sparta sich in die inneren



Durch Reihen von peitschenden Wächtern müssen die Knaben zum Altar der Göttin Artemis Orthia vordringen, um dort Käsebrocken zu entwenden. Auch dieses rituelle Stehlen dient der Abhärtung – und als Vorbereitung auf das Kriegerleben

Angelegenheiten dieser und anderer *poleis* Griechenlands ein und setzt nach Belieben Tyrannen ab; sogar in Athen versuchen spartanische Könige die Stadtpolitik zu lenken.

Spartas Ruf als Streitmacht hält derweil durch den Mittelmeerraum: Bis nach Sizilien im Westen, nach Persien im Osten, nach Ägypten im Süden reicht er im 5. Jahrhundert, als das Erdbeben die Stadt erschüttert.

Das Geheimnis, das diese Polis zur Hegemonie geführt hat, liegt in deren einzigartigem Staatsaufbau: Wie nirgends wo sonst ist die Welt der Lakedaimonier auf den Krieg zugeschnitten – und ordnet das Wohl jedes Bürgers dem des Staates unter. Es gibt keine Aristokratie und kaum privaten Reichtum. Fremden gegenüber schottet Sparta sich ab und

besinnt sich, stärker als viele andere hellenische Städte, auf Traditionen und Orakel, Götter und Helden.

Es ist die erste streng totalitäre, militäristische Verfassung der Weltgeschichte, die hier in Lakonien aufblüht, ein zu seiner Zeit gleichermaßen bewundertes wie gefürchtetes singuläres Staatsmodell im antiken Griechenland – und ein Mythos, der bis in die Neuzeit hinein Herrscher, Dichter und Philosophen inspirieren wird.

DER URSPRUNG der spartanischen Staatsordnung reicht zurück ins Reich der Legende: Lykurg, ein bloß schemenhaft aus der lakedaimonischen Mythologie hervortretender Vermittler zwischen Menschen und Göttern, soll einst vom Orakel in Delphi die Regeln für die *eunomia* („Wohlordnung“) der Stadt empfan-

gen haben. Dieses Grundgesetz, „Große Rhetra“ genannt, bindet alle staatlichen Institutionen seither in ein von den Göttern legitimiertes Normenkorsett ein.

Die Volksversammlung etwa darf danach zwar über öffentliche Belange abstimmen, jedoch nicht – wie in Athen – eigene Initiativen vorbringen. Ihre Mitglieder haben nicht einmal ein Rederecht, und ihr Urteil kann vom Altestenrat revidiert werden. Zwei Könige befehlen das Heer; aber sie unterstehen der Kontrolle der fünf *ephoroi* – hoher Staatsbeamten, die ihrerseits jedes Jahr ausgewechselt werden.

So ist der eigentliche Herrscher in Sparta die Rhetra selbst. Eng verflochten mit Traditionen und Kulten, durchdringt sie das Leben der Bürger in allen Bereichen. Das Gesetz verpflichtet die Elite

der Spartiaten, die sich *homoioi*, „Gleichgestellte“ nennen, ihre Kriegskunst ständig zu perfektionieren. Zwingt sie zur Heirat, verbietet Reisen ins Ausland, kontrolliert die Anhäufung von Privatvermögen und dirigiert die Erziehung der Kinder – vor allem der Jungen.

Schon im Alter von sieben Jahren werden diese – soweit sie nicht gleich nach der Geburt von einer Ältestenkommision als zu schwach befunden und in den Bergen ausgesetzt worden sind – von den Eltern getrennt und in Internaten erzogen. Hier lernen sie Lesen, Schreiben, Staatskunde und Iakonische Redekunst und werden militärisch geschult. Sie müssen klaglos Kälte und Schmerz, Hunger und Durst ertragen; sie hausen in „Herdern“, überwacht von älteren Schülern, die Fehltritte mit Peitschenhieben bestrafen.

Während ihrer Ausbildung schlafen die angehenden Soldaten auf dünnen Schilfmatten, laufen stets barfuß, dürfen nicht mehr als einen Mantel pro Jahr tragen und schärfen in Wettkämpfen und Initiationsriten Ausdauer, Wagemut und Ehregeiz.

Auch nach Abschluss dieser Erziehung bestimmt der Staat den Alltag der Spartiaten. Jeder Vollbürger ist verpflichtet, sich einem *syssition* anzuschließen, einer täglich zusammenkommenden „Speisegemeinschaft“, die zugleich eine Einheit im Heer bildet.

Sie ist das Fundament der Gesellschaft. Jeden Monat haben alle jeweils mindestens 15 Tischgenossen einen festgesetzten Beitrag an Gerstenmehl, Käse, Feigen und Geld für zusätzliche Kost zu entrichten. Wer sich um den Staat besonders verdient gemacht hat, erhält einen Ehrenplatz und bekommt Extrapolitionen etwa der in ganz Griechenland berühmten spartanischen Blutsuppe serviert. Wer seinen Beitrag nicht mehr erbringen kann, muss das Syssition verlassen und verliert seine Bürgerrechte.

Die Mädchen werden ähnlich wie die Jungen im Ringkampf, Wettkauf, Diskus- und Speerwurf trainiert. Als Erwachsene haben sie den Haushalt zu führen – und sind damit verantwortlich für die Erwirtschaftung der Abgaben, die an die Syssition fließen.

Getragen wird die Berufsarmee, die sich Sparta als einzige griechische Polis leistet, von den unteren Gesellschafts-

schichten. Rund 120 000 zwar freie, aber nicht als Vollbürger anerkannte *perioikoi* („Umherwohnende“) besiedeln als Händler, Handwerker und Bauern die Ortschaften Iakomis außerhalb der Hauptstadt. Und rund 200 000 Heloten bestellen als Staatskzlaven die Felder. Ein Großteil der Ernte müssen diese Unfreien an ihre spartanischen Herren abgeben. Rechte haben sie kaum, nur im Krieg können sie sich als leicht bewaffnetes Fußvolk die Freiheit verdienen.

Vor allem das Helotensystem ermöglicht überhaupt erst das strikt auf Krieg ausgerichtete Dasein der Spartiaten – und erzwingt es zugleich. Denn die Vollbürger leben in dauernder Furcht vor einem Massenaufstand der Unfreien. Und mit jedem der blutigen Feldzüge verringert sich die Zahl der wehrfähigen Spartiaten, während der Hass der Heloten wächst.

Jahr für Jahr erklärt Sparta seinen Unfreien daher förmlich den Krieg – um sie so legal töten zu können, notfalls mit



Sobald Spartaner 18 Jahre alt sind, vertieren ihre Prüfungen alles Spielerische: Fast ohne Nahrung müssen sich die jungen Männer tagsüber verbergen und nachts Heloten jagen und töten. Kryptea heißt dieser Teil ihrer Ausbildung – Mord aus dem Hinterhalt

Unterstützung ihrer griechischen Bündnispartner. Fast scheint es, als hätte Sparta den Peloponnesischen Bund nur aufgebaut, um den Feind im eigenen Land klein zu halten.

AM MEISTEN MÜSSEN sich die Spartiate vor den Heloten Messeniens fürchten. Zwar hat die Eroberung dieser Landschaft im Ersten Messenischen Krieg (735–715 v. Chr.) Spartas Herrschaftsbereich fast verdoppelt und so die Gründung von Kolonien im weiteren Mittelmeerraum weitgehend entbehrlich gemacht. Zugleich aber droht diese Machtausdehnung Sparta zu zerreißen: Denn seit Generationen sinnen die Messenier darauf, ihr Land zurückzugehen.

Schon mehrfach haben die Spartiate hier Aufstände niederringen müssen und dabei herbe Verluste erlitten. Die bislang verheerendste Revolte – als Zweiter Messenischer Krieg in den Annalen verzeichnet – konnten sie gegen Ende des 7. Jahrhunderts gar erst nach Jahrzehnten unter Kontrolle bringen.

Die Verfassung des Lykurg ist Spartas Antwort auf diese existenzbedrohende Zwangslage. Um die Heloten niederzuhalten, haben die Lakedaimonier ihre Welt immer mehr auf Krieg ausgerichtet. Noch im 7. Jahrhundert war die Polis wegen ihrer Dichter und Komponisten berühmt, besuchten Händler und Gesandte aus dem gesamten Mittelmeerraum die Stadt. Nach dem Zweiten Messenischen Krieg aber schottet Sparta sich ab und konzentriert sich ganz und gar auf seine innere Sicherheit.

Seit den Perserkriegen im frühen 5. Jahrhundert v. Chr. ist es ruhig gewesen im Reich. Nun aber weckt das Erdbeben erneut den Geist der Rebellion. Vom Eurotas-Tal bis in die entferntesten Winkel Messeniens rüsten sich die Heloten zum Aufstand. Und dieses Mal sichern ihnen auch zwei Periöken-Gemeinden Unterstützung zu.

Einige Rebellen wagen es angeblich sogar, die zerstörte Hauptstadt direkt anzugreifen – scheitern jedoch, als sich ihnen Spartas König Archidamos entgegenstellt, der die drohende Gefahr erkannt und sein Heer um sich geschart hat.

Die schwersten Gefechte tobten wieder in Messenien. Zwei höchst unglei-

che Gegner prallen dort, in der Ebene von Stenyklaros, in den Wochen und Monaten nach dem Erdbeben aufeinander: Die Rebellen sind größtenteils nur leicht bewaffnet, tragen Schleudern und einfache Speere und schützen sich statt mit Schilden nur mit Ziegen- und Schafellen oder Lederhäuten.

Tollkühn überfallen sie die Hopliten, die aus Sparta herauziehen: langhaarige, in blutrote Gewänder gekleidete Krieger, schwer gerüstet mit bronzierten Helmen und kräftigen Schilden. Brustpanzern, Beinschienen. Sie kämpfen in der Phalanx, in geschlossener Formation, mit langen Lanzen und scharfen, dolchartigen Schwertern. Der tiefe Klang der spartanischen Flöten treibt sie voran, während die Anführer mit Trompetensignalen ihre streng hierarchisch sortierten Truppen dirigieren.

Die Aufständischen mögen den Spartiaten zahlenmäßig zwar weit überlegen sein, doch auf offenem Feld, das wissen sie, ist der Kampf gegen dieses Heer sinnlos. Spätestens seit der Schlacht am Thermopylenpass während der Perserkriege im Jahre 480 v. Chr. ist die Kampfmoral der spartanischen Truppen in ganz Griechenland bekannt: 300 Hopliten sollen dort, obschon in völlig auswegloser Lage, bis zum letzten Mann gegen eine riesige Übermacht gekämpft haben, „wie das Gesetz es befahl“.

Vom Kampf abhalten kann dieser Mythos vom niemals weichenden Sparta die Rebellen diesmal nicht: Immer wieder preschen sie aus ihren Verstecken hervor und kapseln einzelne Schlachtreihen der Spartiate vom Heer ab. In einem einzigen Gefecht töten sie so 300 Hopliten aus den Reihen des Feldherrn Arimnestos. Nach und nach aber müssen sie doch der Heeresmacht Spartas weichen – und suchen zu etwa 2000 Mann den Schutz des Zeus auf dem Berg Ithome im Zentrum Messeniens.

Vier, sechs, vielleicht zehn Jahre lang dauert hier der Stellungskrieg zwischen den Heeren an. Verzweifelt rufen die Spartiate sogar ihre Bündnispartner zu Hilfe: Aigina, Platäa, Mantinea und (zum ersten und letzten Mal) den großen Nachbarn Athen, dessen Truppen für ihr Geschick im Belagerungskrieg berühmt sind.

Mit einer gewaltigen Streitmacht von 4000 Kriegern marschiert Athens Feldherr Kimon in Spartas Reich ein. Doch als auch diese Verstärkung die Festung der Heloten nicht sofort zu sprengen vermag, schwindet das Vertrauen der Lakedaimonier in den Verbündeten: Sie schicken Kimon heim und leiten so eine neue Epoche ein, in der die beiden, bereits in den Perserkriegen alliierten Stadtstaaten innerhalb weniger Jahrzehnte zu schärfsten Rivalen im griechischen Kosmos werden.

Bekommt Sparta plötzlich Angst vor der modernen, kosmopolitischen Art der Athener? Furchten die Lakedaimonier gar, Kimons Heer könnte sich mit den Heloten verbünden und gegen sie wenden? Oder führt lediglich ein innenpolitischer Zwist zwischen Spartas Königen und den Ephoren zum Bruch mit Athen?

Die spärlichen Quellen berichten wenig Verlässliches. Fest steht nur: Am Fuße des Ithome brechen deutlich die Widersprüche auf zwischen den beiden Systemen, die sich 30 Jahre später im Peloponnesischen Krieg hasserfüllt gegenüberstehen werden (siehe Seite 70). Hier trennen sich die Wege zwischen dem demokratischen, an Geist und Handel reichen, für Reformen offenen Athen und dem konservativen, militaristischen Sparta.

Nach außen hin scheinen es zwar zunächst die Lakedaimonier zu sein, die sich in den kommenden Jahrzehnten durchsetzen. Der Aufstand in Messenien endet jedoch in einem Kompromiss, in dem sie den Heloten freies Geleit ins Exil bei Naupaktos, nördlich des Peloponnes, gewähren müssen. Und auch die ersten Schlachten im Peloponnesischen Krieg übersteht Sparta nur knapp. Dann aber wendet sich das Kriegsglück, und nach dem finalen Sieg über Athen im Jahr 404 v. Chr. übernimmt Sparta sogar die Führung in ganz Griechenland. Üppige Beute und Tributzahlungen fließen in der Folgezeit nach Lakonien.

Sparta wirkt unverwundbar.

IM INNERN DES STAATES allerdings gärt da bereits der Verfall: Das Erdbeben und der Heltenaufstand von 464 v. Chr. haben das Heer der Lakedaimonier geschwächt, und in den folgenden Kriegen



Unverwundbar wirkt die spartanische Phalanx mit ihren Schilden und Lanzen. Dennoch fallen in den häufigen Kriegszügen mehr Männer, als der kleine Staat hervorbringen kann: Auch deswegen nutzt sich dieses Experiment einer völlig militarisierten Gesellschaft allmählich ab. Nach einer Niederlage gegen eine Griechenföderation im Jahre 222 v. Chr. versinkt Sparta in Bedeutungslosigkeit



nimmt die Zahl der Vollbürger immer weiter ab (sodass Sparta im Jahr 425 v. Chr., während des Peloponnesischen Krieges, kurzzeitig sogar zu kapitulieren bereit ist, um das Leben von nur 120 Spartiaten zu schonen).

Reformversuche mit dem Ziel, die starre soziale Ordnung Spartas aufzubrechen und so den demographischen Niedergang aufzuhalten, scheitern. Und im Zuge der Expansion beginnt innerhalb der Herrschaftsschicht auch das Prinzip der „Gleichgestellten“ zu wanken: Die in den Kriegen erworbenen Reichtümer verschärfen die sozialen Unterschiede – und wecken neue Begehrlichkeiten, die das Ideal vom einfachen Leben nach und nach aufweichen.

Als sich dann im Jahre 395 v. Chr. Athen, Theben, Korinth, Argos und andere Städte verbünden, um Spartas Vorherrschaft über Griechenland zu brechen,

haben die Lakedaimonier dieser Allianz wenig entgegenzusetzen. Bei Leuktra fügt ihnen der Thebaner Epaminondas 371 v. Chr. die erste totale Niederlage in einer Feldschlacht zu: Der Nimbus ihrer Unbesiegbarkeit ist dahin.

König Kleombrotos, 400 Vollbürger und 1000 Periöken bleiben auf dem Schlachtfeld, Sparta's Bürgerverband schrumpft auf 1500 Männer. Der Peloponnesische Bund zerbricht, und Spartas Kornkammer Messeniens erlangt, wofür die Rebellen des Erdbebenaufstandes ein Jahrhundert zuvor noch vergebens gekämpft hatten: seine Freiheit.

SPARTA INDESSEN verblasst – und wird zu einer hellenischen Stadt unter vielen. Einmal noch, im 3. Jahrhundert, versuchen die Könige Agis IV. und Kleomenes III., die lykurgische Ordnung wiederzubeleben und Sparta zu alter Größe zu führen: Sie bringen einen Schuldenerlass und eine Bodenreform auf den Weg, um die Gleichheit der Spartiaten wieder herzustellen, richten die Syssiten wieder ein sowie das spartanische Erziehungsmodell und ermöglichen schließlich sogar den Heloten, sich freizukaufen.

Aber Sparta unterliegt 222 v. Chr. bei Selassia einer von Makedonien dominierten griechischen Konföderation und wird zum ersten Mal in seiner Geschichte

von einer fremden Armee besetzt. Als schließlich im zweiten vorchristlichen Jahrhundert Rom die griechische Welt zu beherrschen beginnt, ist Sparta nur noch ein Schatten seiner einstigen Macht und allenfalls eine Attraktion für römische Touristen.

Vom lykurgischen Staatsmodell bleibt nur der Mythos: In Rom loben die Politiker Cato und Cicero die spartanische Verfassung als Vorbild für eine Herrschaft der „Besten“. Später, im 18. Jahrhundert, fordert der französische Aufklärer Jean-Jacques Rousseau, der Souverän solle sich „rechtmäßiger Weise der Güter aller bemächtigen – wie das zu Sparta geschah“. Und die Nationalsozialisten glauben in Sparta gar den Beweis dafür zu erkennen, dass einer elitären, überlegenen Rasse die Herrschaft über ihre Nachbarn zustehe.

Ideologien jeder Couleur haben sich des Systems Sparta bedient: Republikaner, Monarchisten, Sozialisten, Faschisten. Kaum eine andere Stadt der Antike ist von der Nachwelt glühender verehrt und schroffer abgelehnt worden – und wurde bis zur heutigen Zeit so durch Legenden verklärt. □

Lars Abromeit, 29, ist GEO-Redakteur. Die Illustrationen von Jochen Stuhmann, 28, entstanden in Zusammenarbeit von GEOEPOCHE mit dem Fachbereich Gestaltung der Hamburger Hochschule für Angewandte Wissenschaften.

Griechische Philosophen dachten nach über Leben und Sterben, fragten nach dem Sinn allen Seins und wollten verstehen, was es auf sich hat mit den Dingen in der Welt. Sie erklärten den Kosmos ohne Götter und untersuchten die Ordnung der Natur. Auf ihren Erkenntnissen ruht die moderne Zivilisation

Die Vordenker

VON ERNST ARTUR ALBAUM;
FOTOS: HEINER MÜLLER-ELSNER

Natürlich haben sich Menschen schon lange vor den Hellenen Gedanken gemacht – über die Natur, die sie umgebende Welt. Die Griechen aber waren die Ersten, die auch über das Denken nachdachten. Gewiss haben die Menschen sich auch früher gefragt, was es mit Himmel und Erde auf sich hat. Aber die Griechen waren die Ersten, die das Problem nicht mythologisch, sondern philosophisch betrachteten. Philosophen jedoch waren sie nicht in der verengten Bedeutung von heute, sondern sie interessierten sich für alle möglichen wissenschaftlichen, auch naturwissenschaftlichen Fragen.

Als erster namhafter »Liebhaber der Weisheit« in diesem Sinne gilt Thales. Der soll von etwa 625 bis 547 v. Chr. in der ionischen Hafenstadt Milet gelebt haben, ein Genie

in Mathematik und Astronomie gewesen sein und das Wasser als Urprinzip alles Stofflichen postuliert haben. Vor allem feiert man ihn als Urheber der Erkenntnis, dass es in der Natur Abhängigkeiten von Größen untereinander, dass es also gleichsam Naturgesetze gibt.

Mit Thales indes beginnt auch ein Problem, das alle »Vorsokratiker« betrifft – jene Philosophen, die vor Sokrates gewirkt haben – und auch diesen selbst: Von ihnen gibt es nur wenige oder gar keine schriftlichen Zeugnisse. Fast alles, was von ihnen überliefert ist, stammt aus Zitaten in den Werken späterer Denker, vor allem der Philosophen Platon und Aristoteles. Und so ist es von heute aus gesehen schwer zu beurteilen, wie sehr die späteren Philosophen die Erkenntnisse der vorsokratischen Denker hier und da zu eigenwillig interpretiert oder gar verändert haben – um sie so besser als Zeugen oder als Antipoden für ihre Ansichten präsentieren zu können.

Dennoch sind aus diesem kargen Material wesentliche Grundzüge der Lehren früher griechischer Philosophen erkennbar. Und erstaunlicherweise sind viele Fragen, die Philosophen bis heute bewegen, bereits vor mehr als 2500 Jahren gestellt worden. Vor allem die Frage nach dem Sein – nach dem, was ist und was nicht. Welche Qualität das Sein hat, ob es sich auf den Stoff beschränkt oder ob der Geist eine Rolle spielt. Und wenn ja, welche. Ob das Sein immer war oder aber irgendwann geworden ist, und wenn, auf welche Weise.

Für Anaximander (ca. 610–547 v. Chr.) zum Beispiel, ebenfalls aus Milet, war nicht das Wasser der Urstoff, sondern das *apeiron*, ein unbestimmtes, grenzenloses Substrat, aus dem sich alles in einem Widerspiel von Warm und Kalt, von Trockenem und Feuchtem ausbilde – in einem Entwicklungsprozess, in dem etwa Menschen aus Fischen



Im 3. Jahrhundert v. Chr. auf Papyrus kopiert: der »Phaidon«-Dialog des Platon, in dem der Autor schreibt, ein Philosoph solle den Tod nicht fürchten

zierte den Urstoff auf unzerstörbare, sich bewegende Teilchen – auf Atome, aus denen sich im Nichts, im ansonsten leeren Raum, alle Dinge zusammenfügten. Dieses geschehe natürlichen Gesetzmäßigkeiten zufolge, jedoch zweckfrei. Sinnliche Wahrnehmung könne die Wahrheit der Dinge nicht erfassen, sei aber Ausgang jeglicher Erkenntnis.

Mit dem Athener Sokrates (ca. 469–399 v. Chr.) begann schließlich die klassische Zeit der griechischen Philosophie. Von einer durchgängigen Evolution der Konzepte bis dahin – oder auch danach – kann indes nicht die Rede sein. Sie blieben ein Angebot, aus dem sich ein jeder Denker bediente.

Und offenbar gedieh solche Lust, zu denken und zu forschen, vorzüglich in den polytheistischen griechischen Bürgergesellschaften. Sie waren sicherlich nicht liberal im modernen Sinne, pflegten ihre Konventionen und setzten sie zuweilen gnadenlos durch. Doch meist gewährten sie Gedankenfreiheit und ein hohes Maß an weltanschaulicher Toleranz.

Dass die intellektuelle Neugier der Hellenen bis heute aktuell geblieben ist, lässt sich unter anderem durch die Gräkophilie der oberen Schichten im Imperium Romanum erklären, das so lange Europa beherrscht und geprägt hat. Aber auch durch die spätere Adaption vor allem Platons und des Aristoteles durch christliche Theologen.

Dennoch: Weshalb es in einer kurzen Epoche der Weltgeschichte in einem Volk von kaum mehr als zwei Millionen Menschen zu einem derart umfassenden Aufbruch des Wissenwollens gekommen ist – einem Aufbruch, der Jahrtausende später den Weg in die moderne Zivilisation bahnt hat –, bleibt letztlich ein Mirakel.

entstanden seien. Sein Schüler Anaximenes hingegen erkannte den Urstoff in der Luft, die sich verdichten, bis daraus Erde oder Stein werde.

Ebenso materialistisch behandelte das Thema ursprünglich auch der Denker Pythagoras (ca. 570–480 v. Chr.), der von der Insel Samos stammte. Seiner Schule zufolge bestimmen Zahlenverhältnisse die Ordnung aller Dinge und halten die Welt in Harmonie. Später aber wandelten Pythagoras und seine Jünger seine Lehre ins Esoterische – womit sie enormen, auch politischen Einfluss gewannen.

Pythagoras ist typisch für die Liebe griechischer Philosophen zur Mathematik und für deren Bewunderung des Logisch-Zeitlosen. Denn Mathematik geht deduktiv von Axiomen aus, von unmittelbar einleuchtenden Wahrheiten, durch deren Ableitung sich ihre Erkenntnisse beweisen lassen – während die induktive Methode anhand der

Beobachtung einzelner Phänomene allgemeingültige Gesetzmäßigkeiten zu ermitteln sucht.

Heraklit (ca. 540–480 v. Chr.) aus dem ionischen Ephesos war von der Harmonie-Tendenz aller Gegensätze überzeugt. Im Ausgleich der Gegensätze, im Kampf oder Krieg, entstünden alle Dinge, deren Unterschiedlichkeit und Veränderung durch die Kraft des Feuers bewirkt werde. Auch seien sie nie beständig, sondern stets in der Bewegung begriffen: *panta rhei* – alles fließt.

Ganz anders sah das Parmenides (ca. 515–450 v. Chr.) aus Elea – dem italienischen Velia südlich von Neapel. Für ihn verändere sich im Prinzip überhaupt nichts. Vielmehr sei alles »Einzelsteinde«, so vielfältig es auch erscheine, Ausprägung eines einzigen unteilbaren Seins und alles Wahrnehmbare insofern eine subjektive Täuschung, als man nur einen Schein erkenne, nicht aber die von diesem verdeckte unwandelbare Substanz.

Demokrit wiederum, um 460 im thrakischen Abdera geboren, redu-

Sokrates

Der Fragende

Athen ca. 469–399 v. Chr.

»**E**s ist Zeit, dass wir gehen: ich, um zu sterben, und ihr, um zu leben. Wer von uns zu dem besseren Geschäft hingehe, das ist allen verborgen außer den Göttern.« So befandt der 70-jährige Sokrates seinen Kommentar zu dem Todesurteil, das soeben das Gericht in Athen gegen ihn verhängt hatte.

Seither streiten sich die Gelehrten darüber, ob dieses Urteil ein Skandal war – aber auch darüber, was dieser Mann überhaupt getan und geäußert hat, damit es zu der Anklage kam, er missachte die Götter und verführe die Jugend.

Dabei gibt es über kaum einen Philosophen der Antike so viele biografische Informationen seiner Anhänger und Gegner wie über diesen Athener Bürger, dessen Wirken

die Geschichte der Philosophie in eine vor- und eine nachsokratische Ära teilt.

Nur: An diesem Denker schieden sich jeher die Geister, und da er selbst keinen einzigen schriftlichen Satz hinterlassen hat, gibt es gute Gründe für die Annahme, dass die meisten Informationen über ihn von seinen Nachfolgern parteilich sind.

Lediglich manches in den Frühwerken seines Schülers Platon – insbesondere in der »Apologie«, der von Platon überlieferten Verteidigungsrede des Sokrates vor Gericht – lassen die Experten heute als einigermaßen authentische Wiedergabe dessen gelten, was und wie Sokrates gedacht hat. Und: Wie er Erkenntnis gesucht hat.

Denn das vor allem hat Sokrates zum Vorbild für die Nachwelt gemacht: das kluge Weiterfragen, mit dem er scheinbares Wissen entlarvte und den Diskussionspartner zur Einsicht nötigte, dass er in Wirklichkeit nichts wisse.

Denn eben dies, so der Philosoph, sei die Voraussetzung für die Suche nach dem wahren Wissen, das in jedem Menschen angelegt sei. Diese »Elenktik«, diese Entlarvung des Nicht-Wissens, ist gemeint, wenn von »sokratischer Methode« die Rede ist. Und »Mäeutik«, Hebammenkunst, wird die gelungene Hervorbringung der Wahrheiten in einem Menschen genannt.

Um was es Sokrates aber offenbar vor allem ging, war die Erkenntnis des wahrhaft Guten. Während griechische Philosophen bis dahin als Maßstab für sittliches Verhalten eher das damit erreichte oder erreichbare persönliche Glück gelehrt und gutes Handeln als »das Böse, das man lässt« begriffen hatten, wollte Sokrates die *arete*,

die »Bestheit«, als sittliche Instanz einsetzen.

Doch das Problem war, dass Sokrates dieses absolut Gute nicht definieren konnte und deshalb bekannte, dass er nichts wisse – und sogar behauptete, wenn schon er, der angeblich weiseste Mensch seiner Zeit, das Gute nicht als Voraussetzung menschlichen Handelns erkennen könnte, dann vermöge das niemand.

Und es ist sehr die Frage, ob der Stadtstaat Athen (der wie jedes Gemeinwesen auf die Akzeptanz gewisser Grundwerte angewiesen war) sich bieten lassen konnte, dass der hoch angesehene Bürger Sokrates unablässig behauptete, die Maßstäbe für anständiges Verhalten seien nicht zu erkennen. Ob die Verurteilung des Philosophen als Feind des Staates also am Ende nicht sogar gerechtfertigt war.

In jedem Fall hat Sokrates sich in sein Schicksal gefügt, obwohl er durchaus Chancen hatte, dem verordneten Gifttod durch Flucht zu entgehen. Ob er diese Möglichkeiten nicht genutzt hat, weil er davon überzeugt war, nichts Unrechtes getan zu haben, oder ob er womöglich am Ende die Begründung für seine Verurteilung insgeheim akzeptiert, ist bis heute strittig.

In jedem Fall rehabilitierten die Athener – so wird berichtet – Sokrates schon bald nach dessen Tod, richteten seinen Hauptankläger hin und erbauten dem am Guten gescheiterten Denker ein Ehrenmal.





Platon

Der Idealist

Athen ca. 428–348 v. Chr.

»Wenn nicht entweder die Philosophen Könige werden oder die, welche jetzt Könige heißen, echte und gründliche Philosophen, und so Macht und Philosophie im Staate zusammenfallen, so gibt es keine Erlösung vom Übel für die Staaten, ich glaube auch nicht für die Menschheit.«

Dieses Fazit seiner großen, aber auch problematischen Utopie vom gerechten Staat zog Platon im 5. Buch der »Politeia«. Geprägt von einem tiefen Misstrauen gegen die attische Demokratie, propagierte er ein hierarchisches Gesellschaftssystem, das mit kollektiver Erziehung, Zensur und anderen Zwängen ein gerechtes und glückliches Zusammenleben der Menschen gewährleisten sollte.

Die »Politeia« ist einer von Platons 34 Dialogen, die neben seiner »Apologie des Sokrates«, 13 Briefen und einigen Epigrammen sämtlich erhalten sind. Dank der Qualität dieses Gesamtwerks gilt der Sohn einer Athener Aristokratenfamilie nicht nur als der neben Sokrates und Aris-

toteles bedeutendste antike Philosoph, sondern auch als literarisches Genie. Tatsächlich hat er sich, statt der Familientradition gemäß Politiker zu werden, zunächst als Dichter und Tragödienschreiber versucht, ehe er sich mit 20 Jahren dem Kreis um Sokrates anschloss und sich in dessen Erkenntnis-methode übte.

Neun Jahre lang ging Platon bei Sokrates in die Lehre und engagierte sich offenbar so sehr für den im Jahre 399 v. Chr. zum Tode Verurteilten, dass er vorübergehend emigrierte – nach Megara, zu einem früheren Kommilitonen. Später reiste er nach Ägypten, Unteritalien und an den Hof der Tyrannen von Syrakus auf Sizilien, wohin er hernach zweimal zurückkehrte.

Inzwischen hatte sich Platon zu einem »echten und gründlichen Philosophen« gebildet und das Konzept seiner Ideenlehre entwickelt, worin er die Idealfigur Sokrates zum Motor seiner Erkenntnisprozesse macht.

Dieser Lehre zufolge existiert jedes sinnlich wahrnehmbare Ding nur durch Teilhabe an einer ewigen Idee, einer unveränderlichen Urgestalt. So ist beispielsweise jeder individuelle Mensch das Abbild der ewigen Idee Mensch. Und deshalb werden Menschen, so unterschiedlich sie auch sein mögen, gleichwohl jeweils als Erscheinung des Urbilds Mensch wahrgenommen.

Individuelle Unterschiede resultieren Platon zufolge daraus, dass Nachahmungen untergeordneter Ideen hinzukommen – etwa die der Idee »Braunäugig« oder der Idee »Blond«. Damit wird einsichtig, dass es eine Hierarchie der Ideen gibt. Sie sind alle miteinander verknüpft und bilden in der Idee des Guten, der Summe aller Ideen,

schließlich die transzendenten – jenseitige – Einheit des Seins. Erkennbar ist diese Ideenwelt durch die stufenweise Gewinnung des Wissens um sie in der *anamnesis*, der in der unsterblichen Seele bewahrten Erinnerung.

Die Reise des Geistes zur Idee des Guten ist aber der platonischen Ethik zufolge auch Voraussetzung für ein glückliches Leben. Um dieses glückliche Leben sowie die oberste aller Griechentugenden – Gerechtigkeit – zu erreichen, soll die Vernunft über die Willkür und das Begehrhen herrschen.

Die Wirkung Platons auf die philosophische Nachwelt war enorm. Nicht nur wurde in der Athener Akademie die Bildungselite des Römischen Reiches über Jahrhunderte in seiner Philosophie geschult, nicht nur beeinflusste diese direkt oder in Form des Neuplatonismus Plotins (ca. 205–270 n. Chr.) das Christentum erheblich – im 19. Jahrhundert wurde Platon auch für den deutschen Idealismus und später für die so genannte Wertphilosophie erneut hochaktuell.

Wenig Einfluss hatte dagegen Platons Staatsutopie: Offenbar kollidierte die ihr zugrunde liegende Erwartung, die Wissenden seien gleichzeitig die Guten, dann doch zu sehr mit der Wirklichkeit.

Dass aber seine idealistische Weltsicht schon von seinem früheren Lieblings-schüler Aristoteles ziemlich zerzaust wurde, hat Platon wohl bis zu seinem Tode im Jahre 348 gegrämt.

Gestorben ist der 384 v. Chr. im thrakischen Stageira geborene Aristoteles als Emigrant – was mit seinen engen Beziehungen zum makedonischen Herrscherhaus zusammenhing: Sein Vater war Leibarzt des Königs Amyntas III. gewesen, und dessen Erbe Philipp II. engagierte Aristoteles im Jahr 343 als Erzieher seines damals 13-jährigen Sohnes Alexander, den man später den Großen nannte.

Davor hatte Aristoteles 20 Jahre lang bei Platon an dessen Athener Akademie studiert und schließlich dort auch eigene philosophische Thesen verkündet. Als aber Philipp II. sich anschickte, ganz Griechenland zu besetzen, zog der Philosoph es 347 angesichts der Anti-Makedonen-Stimmung in Athen vor, sich zunächst auf die östliche Seite der Ägäis in Sicherheit zu bringen, wo ihn dann Philipp's Angebot erreichte.

Der Gewaltfrieden des jungen Königs Alexander erlaubte Aristoteles 335 die Rückkehr nach Athen. Nach Alexanders Tod 323 wurde es dort wieder für ihn gefährlich, und der Gelehrte musste sich erneut absetzen, diesmal nach Chalkis auf Euböa, wo er im Jahr darauf der Überlieferung nach an einer Magen-erkrankung starb.

Doch obwohl Aristoteles in diesen politisch so sehr bewegten Zeiten viel erlebt haben muss, hat sich all das in seinem Werk kaum niedergeschlagen. In seiner Philosophie konzentrierte er sich vielmehr auf die Dinge des

Alltags. Deren zielgerichtete Entwicklung – Teleologie – werde durch Ideen als bewegende Kraft bewirkt. Die aber holte Aristoteles aus der platonischen Transzendenz auf die Erde herab und sah in ihnen die »substanziellen Formen« der Dinge, die – anders als bei Platon – in diesen selbst liegen und deren Wesen ausmachen.

Kraft und Bewegung, *energeia* und *dynamis*, bilden in diesem Konzept ein sehr modern anmutendes Kontinuum. Die schöpferische Kraft der Bewegung hat indessen ihren Ausgang im Metaphysischen – im »unbewegten Bewegter«, in Gott als reiner Form, erstem Akt und vollkommenem Sein, als dem sich selbst denkenden Denken.

Vor allem durch sein Talent und seine Liebe zur Systematik wurde Aristoteles im Abendland (nach seiner Wiederentdeckung im 12. Jahrhundert vor allem dank arabischer Übersetzer und Interpreten) zum bis zur Neuzeit fast unbestrittenen Präzeptor jeglicher Wissenschaft. Denn er hatte nicht nur seine Philosophie, sondern das gesamte Erfahrungswissen seiner Zeit – ob Astronomie, Biologie, Physik, Gesteinskunde oder Poetik – nach formalen Prinzipien geordnet. Dabei hatte er sich stets auf strikt rational erklärbare logische Zusammenhänge gestützt.

Auch die aristotelische Ethik enthält eine umfängliche Sammlung zweckmäßiger Ratschläge, besonders von Eigenschaften, die ein »Mensch von Seelengröße« zu seinem Glück erwerben müsse: Tugenden, die jeweils die »goldene Mitte« zwischen zwei Untugenden ausmachten – so etwa der Mut zwischen Feigheit und Tollkühnheit.

Seine Ethik, die während des Hochmittelalters in ganz Europa Maßstabcharakter gewann, ließ Aristoteles in seine Staatslehre münden. Darin analysierte er, ob und wann welche der Staatsformen Monarchie, Aristokratie, Tyrannis, Oligarchie, Demokratie für das *zoon politikon*, das Gemeinschaftswesen Mensch, sinnvoll sei. Und kam zu einem völlig anderen Schluss als sein Lehrer Platon: Nicht ein starker Staat, sondern individuelle Tugenden führen zu einem idealen Gemeinwesen.

Erst die neuzeitliche Wissenschaft hat zahlreiche Vorstellungen dieses in Ordnungskategorien denkenden Universalgenies obsolet gemacht, etwa, dass Körper entsprechend ihrem Gewicht unterschiedlich schnell fallen. Andere Erkenntnisse des Aristoteles hingegen erwiesen sich als zeitlos – so die universale Einsicht, dass es für jede Veränderung eine Ursache geben müsse. Oder auch die gut begründete Tatsache, die Buchhalter jeglicher Provenienz bis heute verwirrt: dass das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile.

Aristoteles

Der Systematiker

Stageira und Athen 384–322 v. Chr.





Diogenes

Der Anti-Autoritäre

Athen und Korinth ca. 410–323 v. Chr.

Platon war zwar der prominenteste, aber keineswegs einzige Verehrer des Sokrates. Zwei von ihnen fielen durch besonders freimütige Meinungen auf: Antisthenes [ca. 445–365 v. Chr.] und Diogenes von Sinope. Der eine war Vordenker, der andere Begründer einer speziellen Denkschule. Weshalb sich diese »Liebhaber der Weisheit« Kyniker nannten, ist bis heute nicht erwiesen. Womöglich wählten sie ihren Namen nach dem Gymnasium Kynosarges bei Athen, in dem sie oft aufgetreten sind. Oder

aber, weil sie so bedürfnislos – und so bissig – leben wollten wie ein streunender Kynos, ein Hund.

Denn so ungefähr lebten sie wirklich, und das nicht ohne philosophische Begründung. Zwar soll Antisthenes zehn Bände über alles Mögliche geschrieben haben, doch die Kyniker wollten ihren Mitbürgern keine abstrakten Denkmotive nahe bringen, sondern vor allem eine bestimmte Lebensweise: ein Dasein in Freiheit durch Selbstgenügsamkeit – ohne Fesseln wie Ehe oder Haus und Hof.

Antisthenes predigte die Rückkehr zur Natur und verdamme Religion, Regierungen sowie jeglichen Luxus, weil sie den Menschen daran hinderten, tugendhaft zu werden. Tugend aber sei keine abstrakte Qualität, sondern liege in dem, was man tue. Existenter war für ihn nur das, was er mit den Sinnen wahrnehmen konnte, Begriffskonstrukte wie die Ideen seines Kollegen Platon hielt er für leeres Gerede.

»Reichtum ist nicht ein materielles Gut, sondern ein Seelenzustand«, soll Antisthenes gesagt haben. »Denn sonst würden einige, die viel besitzen, nicht Gefahr und Mühe auf sich nehmen, noch mehr anzuhäufeln. Ich dagegen schlafe, esse und trinke, wo es mir gefällt, und ich habe das Gefühl, dass mir die ganze Welt gehört.«

Noch unabhängiger als Antisthenes trat in Athen dessen Schüler Diogenes auf, der ebenfalls überhaupt nichts von Konventionen hielt. Er bettelte sich das Notwendigste zusammen und pflegte, so die Überlieferung, in einem großen Fass zu wohnen (das ihm die Athener Bürgerschaft, nachdem es ihm jemand zerschlagen hatte, respektvoll ersetzte). Weil

sie unfrei mache, verachtete er jegliche Lust – weshalb er in aller Öffentlichkeit masturbiert haben soll.

Radikaler noch als sein Lehrer lehrte Diogenes Staat und Gesetz ab und hielt sehr auf Distanz zu den Mächtigen: Als Alexander der Große, der ihn bewundert haben soll, der Legende nach auf ihn traf und fragte, was er für ihn tun könne, antwortete der Philosoph mit arroganter Bescheidenheit: »Geh mir aus der Sonne.« Doch hat dieser Kyniker stets scharf und ironisch, aber keineswegs »zynisch« argumentiert.

In Alter wurde das Streunerleben des Diogenes jäh beendet. Der Mann, der die Freiheit so schätzte und die Freiheit des Wortes als das Schönste für den Menschen erklärt hatte, wurde bei einer Schiffsreise nach Aigina von Piraten gefangen genommen und als Sklave nach Korinth verkauft. Aber selbst sein Sklavendasein nannte der Philosoph eine Demonstration seiner geistigen Überlegenheit. Er unterrichtete die Söhne seines wohlhabenden Herrn und soll mit 90 Jahren gestorben sein, indem er die Luft anhielt.



Epikur

Der Sinnenfreund

Samos und Athen ca. 340–270 v. Chr.

Sein jeher reklamieren die Hedonisten, die Glücksjäger um jeden Preis, den Philosophen Epikur als Anwalt des individuellen Lustgewinns und somit als eigentlichen Erfinder der Spaßgesellschaft. Doch in Wahrheit ist der um 340 v. Chr. auf Samos geborene Sohn eines Lehrers der wohl am meisten missverstandene Sittentheoretiker.

Andererseits: Ganz zweifellos hat Epikur die Sinne aufs höchste geschätzt, aber nicht so sehr als Instrumente der körperlichen, sondern in erster Linie der geistigen Lust – als Mittel zur Erkenntnis der Wirklichkeit. Während für Platon die sinnlichen Phänomene kein gültiges Wissen vermittelten, waren sie für Epikur die einzigen überhaupt, mit deren Hilfe das gelingt.

Und gelehrt hat er auch, dass nur derjenige glücklich werden kann, den körperliche Triebe nicht peinigen. Doch wollte Epikur solche Zwänge keineswegs durch deren jeweils rasche Befriedigung auslöschen, sondern dadurch, dass man sie möglichst mindert. Obwohl ihm körperliche Lust durchaus willkommen war: »Ich weiß nicht, was ich mir unter dem Guten vorstellen soll, wenn ich mir die Freuden des Gaumens und der Liebe und die Lust am Hören und Sehen wegdenke. Selbst Weisheit und Kultur müssen darauf zurückgeführt werden.«

Unter Lust aber verstand er vor allem die Abwesenheit von Leid und Schmerz – etwa von Hunger, den er selbst gern mit Wasser und Brot stillte. Reichtum dagegen mache Epikur zufolge ruhelos und unzufrieden. Und mit den Freuden der Liebe meinte er keineswegs Sex, denn »Geschlechtsverkehr ist noch keinem gut bekommen, und jeder kann sich glücklich preisen, dem er nicht geschadet hat«. Liebe und Glück verwirklichten sich für ihn vielmehr in der Freundschaft, der »sichersten aller sozialen Freuden«.

Und so gründete er in Athen, wo er seit etwa 307 v. Chr. lebte und lehrte, in einem Garten eine Kommune, um darin mit seinen Anhängern in aller Bescheidenheit seine Regeln zu folgen. Dass er dazu auch wenig gebildete Mitmenschen, sogar Frauen, selbst ehemalige Hetären einlud, hat ihn einerseits populär, aber schon vielen seiner Zeitgenossen sehr suspekt gemacht.

Verdächtig war er ohnehin schon, weil er zwar die Existenz der Götter nicht bestreit, aber deren Einfluss im Alltag gleich null setzte. Als strikt materialistischer

Anhänger der Naturlehre Demokrits war für ihn auch der Mensch ein durch und durch irdisches Wesen, an dem nichts Unsterbliches ist. Die Religion und eine damit zusammenhängende Angst vor dem Tod galten ihm als Quelle von Furcht, die wie der Schmerz einem idealen Dasein in Ausgeglichenheit und Zufriedenheit zuwider sei – und einem Leben in freundschaftlicher Gemeinschaft.

In dieser Gemeinschaft und nicht in Familie und Staat sah der Philosoph das ideale Umfeld für die Entwicklung sozialer Tugenden. Auch vermittelte die Natur großen Gemeinschaften – etwa einem Volk – jeweils spezifische Eindrücke, die gemeinsame Vorstellungen prägten und bis in die Sprach- und die Stimmungsbildung wirkten.

Nach Epikurs Tod – vermutlich 270 v. Chr. – hinderte seine in vielem skeptische Weltsicht und vor allem sein eher auf Verzicht zielendes Tugendkonzept die vielerorts Sekten bildenden »Epikureer« nicht daran, seine Lehre als Aufforderung zu Lust und Laune zu interpretieren.

Manche deuten sie gar um in einen philosophisch eingefärbten Freifahrtschein zu schrankenloser Genusssucht – und erklärten selbst Bordellbesuche zu Aktionen der Weisheitsfindung.

Keine antike Denkschule hat so lange prägende Spuren im Wertekodex der Europäer hinterlassen wie die, deren Grundzüge Zenon von Kition in der *stoa poikile* – der »bunten«, ausgemalten Säulenhalle am Athener Marktplatz – verkündete und die deshalb als Stoa bekannt geworden ist.

Zenon war auf Zypern geboren, weshalb manche Forscher in seiner Weltsicht orientalische Einflüsse entdeckten. Andererseits findet sich in ihr auch das Armutsideal der Kyniker – der Kyniker Krates war einer der Lehrer des Stoikers. Zenons Schüler Chrysippus steht für eine weitere Besonderheit dieser Denkrichtung: Sie ist im Laufe der Zeit mehrfach begründet worden, sodass heute von älterer, mittlerer und jüngerer Stoa die Rede ist.

Chrysippus lehrte einige Jahrzehnte nach Zenon, und er war es, der dessen Philosophie systematisierte. Seitdem gliedert sie sich in Logik, Physik – damals die Lehre vom Wesen der Dinge, vom Sein – und Ethik. Während die Logik der Stoiker der Nach-

welt besonders deshalb im Gedächtnis blieb, weil sie ihr noch heute gültige Regeln verdankt, hatten die Seinslehre und Ethik der Stoiker noch weitaus größeren Einfluss auf das Denken der Nachwelt.

Danach besteht alles in der Welt, auch Seele und Gott, aus Materie, allerdings aus einer von unterschiedlicher Qualität und geschieden in zwei prinzipiell unterschiedliche Seinsformen: eine aktive (nämlich den *logos*, die handelnde Vernunft) und eine passive (alles Übrig). Das Passive wird vom Logos bestimmt, unterliegt jedoch einem zufallsfreien, vorausbestimmten Schicksal.

Gott, die Allnatur und Weltvernunft, durchdringt die gesamte Wirklichkeit – die erste pantheistische Gottesvorstellung der europäischen Geistesgeschichte.

Auf Basis dieser Weltsicht entwickelten die Stoiker eine komplexe Ethik. Ihr zufolge gebietet das universale Gesetz der Weltvernunft, dass der Mensch mit deren Manifestation, der Natur, in Harmonie zu leben habe. Diese Harmonie erreiche nur derjenige, der alle Leidenschaft, Lust und Begierde kontrolliere sowie Gerechtigkeit, Tapferkeit, Selbstbeherrschung und (zum ersten Mal in einem antiken Konzept) Menschlichkeit übe. Für einen derart freien Menschen seien Gesundheit und Besitz kaum von Bedeutung, und weder Glück noch Unglück, weder Freude noch Schmerz könnten ihn erschüttern.

Zenon hatte seine Lehre im Gegensatz zur Sinnenfreundlichkeit des zur gleichen Zeit in Athen wirkenden Epikur entwickelt: Wo Epikur von Lust redete, forderte Zenon die Pflicht. Doch trotz ihrer Rigidität war die stoische Lehre in der hellenistischen Welt

schnell bald ungemein populär. Kurz vor Christi Geburt verbreitete sie sich auch in der römischen Bildungselite, etwa mit Panaitios (mittlere Stoa). Und einige Generationen später avancierte sie in der römischen Gesellschaft sogar zur Religion vieler Gebildeter. Epiket, Seneca und Kaiser Marc Aurel sind die berühmtesten Vertreter dieser jüngeren Stoa.

Stoische Prinzipien prägten vielfach das frühe Christentum. Das größte Problem dieser Athener Denkschule – nämlich wie ihre Lehre von der Schicksalsgebundenheit aller Dinge mit der von ihr ebenfalls propagierten Freiheit des Menschen zusammenpasst – ist als Konflikt zwischen göttlicher Vorsehung und Willensfreiheit des Menschen noch immer ein unbewältigtes Thema der christlichen Theologie. Und gegenwärtig ist dies Gegenstand heftiger Diskussionen zwischen manchen Hirnforschern und Verfechtern jenes fundamentalen ethischen Prinzips, nachdem ein jeder für sein Handeln verantwortlich ist.

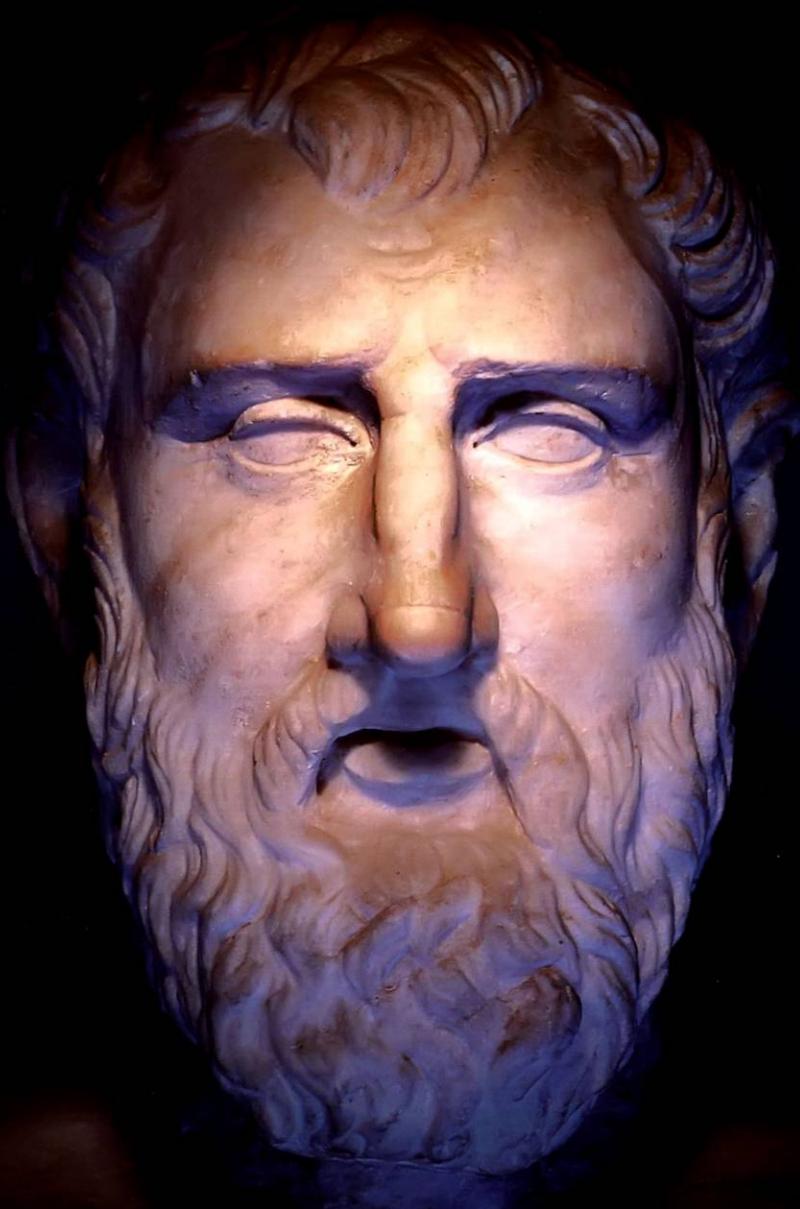
Zenon und seine Jünger haben sich sehr bemüht, die Menschen ein gesittetes Zusammenleben zu lehren. Auch wenn ihr Erfolg darin sicher strittig ist, so sind die sprichwörtlich stoische Ruhe und Gelassenheit (die etwa nach britischer Vorstellung einen wahren Gentleman ausmachen) noch heute ein weit verbreitetes Ideal. □

Zenon

Der Pflichtbewusste

Kition und Athen ca. 334–262 v. Chr.

Ernst Artur Albaum, 70, war 20 Jahre lang der Chef vom Dienst von GEO und begleitet seitdem GEO EPOCHE mit kollegalem Engagement. Heiner Müller-Elser, 46, Fotograf in Hamburg, hat die Porträts der Philosophen – die allesamt posthum entstanden und deshalb fiktiv sind – in den Kapitolinischen Museen und im Museo Nazionale Romano in Rom aufgespürt.



AISCHYLOS

THEATER

Jahr für Jahr messen sich in Athen die besten Dramatiker in der Kunst, Schicksals-

von SUSANNE KRIEG

Athen am Abgrund. Die Trias der großen Tragiker ist dahingeschieden. Aischylos, Euripides und nun auch Sophokles. „Tot sind die Besten, die da leben schlecht“. Jammernd steigt Dionysos in den Hades hinab, um zumindest einen der drei Verblichenen wieder zurückzuholen. Denn die Bühnen Athens sind verwaist, der Zustand der Stadt ist hoffnungslos. Zum Retter wird: Aischylos.

So sieht es Aristophanes 405 v. Chr. in seiner Komödie „Die Frösche“. Mit ihr setzt er dem geschätzten Dichterkollegen 50 Jahre nach dessen Tod ein Denkmal. Auch zuvor schon hat das attische Volk dem großen Aischylos gehuldigt: Per Dekret räumte es ihm im Jahre 456 v. Chr. als einzigem Dichter ein Wiederaufführungsrecht für seine Tragödien ein. Zu brillant sind sie, als dass sie wie üblich nach einer einzigen Inszenierung dem Vergessen überlassen sein sollen.

Im 5. Jahrhundert v. Chr. ist die Tragödie noch eine junge, sich entfaltende Kunstrform. Das Ziel scheint den Machern jedoch schon früh klar zu sein: Man will schauernhaftes Schicksalsschläge glaubhaft in Szene setzen, Mitleid und Furcht erregen, und nach vollendetem Spektakel einen seelisch gereinig-

ten Zuschauer nach Hause entlassen. „Katharsis“ wird Aristoteles das später nennen.

Alles Neue kommt aus Athen. Hier soll der Dichter Thespis die erste Tragödie aufgeführt haben – zwischen 535 und 531 v. Chr. anlässlich der Großen Dionysien, des Festes zu Ehren des Weingottes. Den Kult hat wahrscheinlich der Tyrann Peisistratos in jenen Jahren aus dem attischen Hinterland importiert – loyale Bürger erhält man sich am besten mit Götterfesten.

Draußen auf dem Land versetzt der Gott des Weines, der Fruchtbarkeit und der Verwandlung die Bauern bereits seit langem alljährlich in Rausch und Ekstase. Mit Gelagen, freizügigen Maskentänzen und Phallos-Prozessionen feiern die Dörfler den schillernden Dionysos, zu dessen Gefolge tänzelnde Satyrn gehören – halb Bock, halb Mensch, mit Glatze, Schweif und Vollbart.

Innerhalb der Stadtmauern Athens aber ist aus dem dicken Kult ein Fest voll Ernst, Würde und Tiefe geworden. Höhepunkt ist der mehrjährige Dichterwettbewerb, der tragische *agon* (später kommen Komödien hinzu).

Ein Festival will Peisistratos, der Tyrann: ein staatlich verordnetes Volksvergnügen. Der *archon eponymos*, der für den *Agon* verantwortliche Beamte, wählt in jedem Spätsommer drei Dichter aus, die im darauf folgenden Jahr je drei Tragödien und später auch ein Satyrspiel inszenie-

ren – Letzteres als Tribut an den bäuerlichen Ur-Kult, der auch in der Übersetzung des Begriffs „Tragödie“ noch durchschimmt: „Gesang der Böcke“.

Die Kosten für die Aufführung übernehmen einige vom Staat verpflichtete Privatsponsoren. Zwei Tage vor den Feiern im attischen Monat Elaphebolion (März/April) werden Dichter, Darsteller und Spender bekranzt und der Öffentlichkeit vorgestellt.

Tausende Athener versammeln sich während der Aufführungen auf den Rängen des Dionysostheaters am Südhang der Akropolis. Auf der erhöhten *skene*, der Bühne, tragen die Schauspieler Masken. Vers statt Prosa, der Gesang des tanzenden Bürgerchors in den runden *orchestra* – so sieht der Gottesdienst für Dionysos aus.

Das Besondere an der neuen Kunstrform der Tragödie aus der Ära des Peisistratos ist der Schauspieler, der nun neben dem Chor gesprochene Verse vorträgt. So vollzieht sich ein wesentlicher Schritt hin zum Drama, kehrt Dynamik in die Handlung ein.

In den Frühlingstagen des Jahres 484 v. Chr. beeindruckt ein 41-jähriger Dichter namens Aischylos das Publikum. Schon vorher hat er sich an den Dionysien beteiligt. Erfolglos. Diesmal aber gewinnt er (mit welchem

schläge in Szene zu setzen. 484 v. Chr. tritt ein Mann an, der die **Tragödie** revolutioniert: Aischylos



»Durch Leid
lernen«: Tausende
Athener schauen
zu, wenn Aischylos
seine Tragödien
aufführt [Darstel-
lung von 1884]

Stück, ist nicht überliefert). Und in den folgenden Jahren wird er insgesamt zwölftmal den ersten Platz im tragischen Agon erringen.

„Die Perser“ ist sein ältestes erhaltenes Drama. Darin verarbeitet Aischylos von ihm selbst erlebte Zeitgeschichte – ungewöhnlich für eine Epoche, in der Tragödien eher große Mythenstoffe zum Thema haben. Aischylos war selbst Krieger im griechischen Heer. Erst kämpfte er 490 v. Chr. bei Marathon. Dann sah er 480 vor der entscheidenden Schlacht gegen die Perser zusammen mit Zehntausenden von den Hügeln der Insel Salamis aus

die Akropolis brennen – doch überraschend schlugen die Griechen die Invasoren in die Flucht. In der Folgezeit war Aischylos Zeuge der größten Triumphfeier des attischen Staatswesens und seiner entstehenden Demokratie.

Der Dramatiker ist kreativ. Seine Ideen machen das 5. Jahrhundert zum Theaterjahrhundert: Er führt einen zweiten Schauspieler ein, macht Rede statt Gesang zum wichtigsten Bestandteil der Stücke, erfindet Tanzfiguren, Stilmittel wie die Lauscherszene und immer neue Bühneneffekte. Die geifernden Erinyen etwa, die Rachegegötter in seinen „Eumeniden“, sind so Grauen erregend, dass der Legende nach während einer Vorstellung Panik ausbricht.

Sein Meisterwerk ist die „Orestie“, die einzige erhaltene Trilogie der Antike. Hier

lässt Aischylos den Chor den großen Satz singen, der bis in die Moderne gültig ist für die Tragödie: „Durch Leid lernen.“ Aischyleische Stücke färben die Bühnen blutrot, sie zeigen das Grauen unschminkt. So opfert Agamemnon im ersten Teil der Orestie seine Tochter Iphigenie in dem Irrglauben, damit die Götter besänftigt zu können. Im Stück setzt hier der Fluch ein, der sich in der Familie der Atriden über zwei Generationen hinzieht. Denn: Schuld zeugt neue Schuld.

Der König wird von seiner Frau Clytaimnestra in ein Netz gewickelt und im Bad erschlagen. Im zweiten Teil „Choephorae“ schließlich ermordet Agamemnons Sohn Orest die eigene Mutter und deren Liebhaber Aigisthos. Im dritten Teil „Eumeniden“

wird Orest für den Muttermord von Rachegegöttern verfolgt und vor den Areopag gestellt. Die Hauptschuld für die Gräuel gibt Aischylos am Ende immer den Menschen.

Ihr selbst, sagen seine Tragödien, seid wie Agamemnon und Orest! Die Vernichtung steht euch ebenso bevor, wenn ihr nicht seht, wo die Grenzen eurer Macht sind – denn „ist einer selbst zu eifrig, trägt ein Gott zum Fall noch bei“.

Erst im Jahr 468 v. Chr. stiehlt ein junges Talent dem großen Aischylos die Show: Sophokles. Und auch der ist erfürdicher. Die Gunst des Publikums gewinnt er wohl mit dem Kunstgriff, einen dritten Schauspieler einzuführen. Aus Groll über den Sieg des Jüngeren soll Aischylos die Stadt verlassen haben. Vielleicht reist er nach Sizilien.

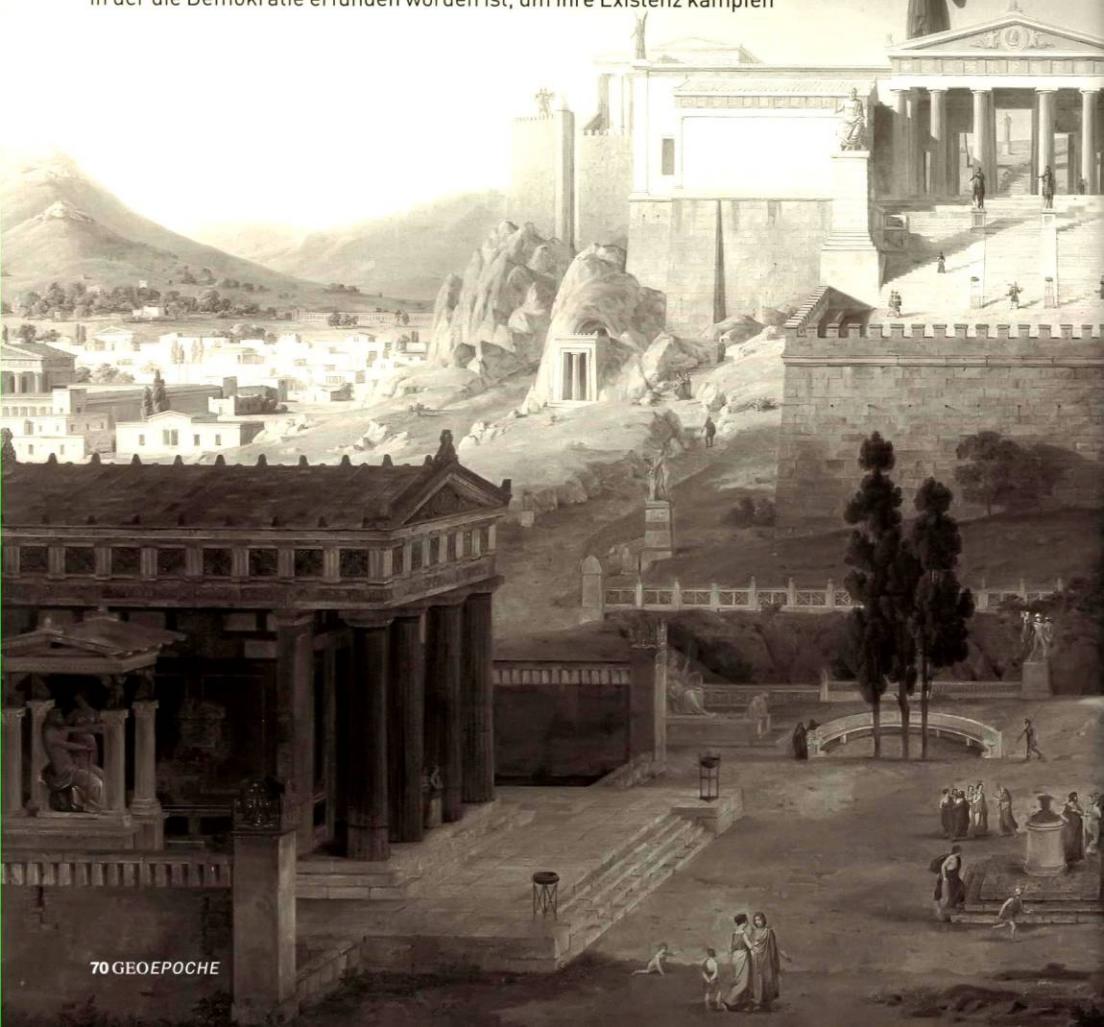
Bekannt ist zumindest, dass ihn der Tyrann Hieron dorthin einlädt, damit er in Syrakus Stücke inszeniert. Auf einer weiteren Sizilien-Reise stirbt Aischylos, 69-jährig, in Gela.

Ein Geschoss vom Himmel soll ihn erschlagen haben. Es heißt, sein Grabstein zeigte einen Adler, der eine Schildkröte in den Krallen trägt. Der Panzer, so die Legende, habe den Schädel des Dichters zertrümmert. □

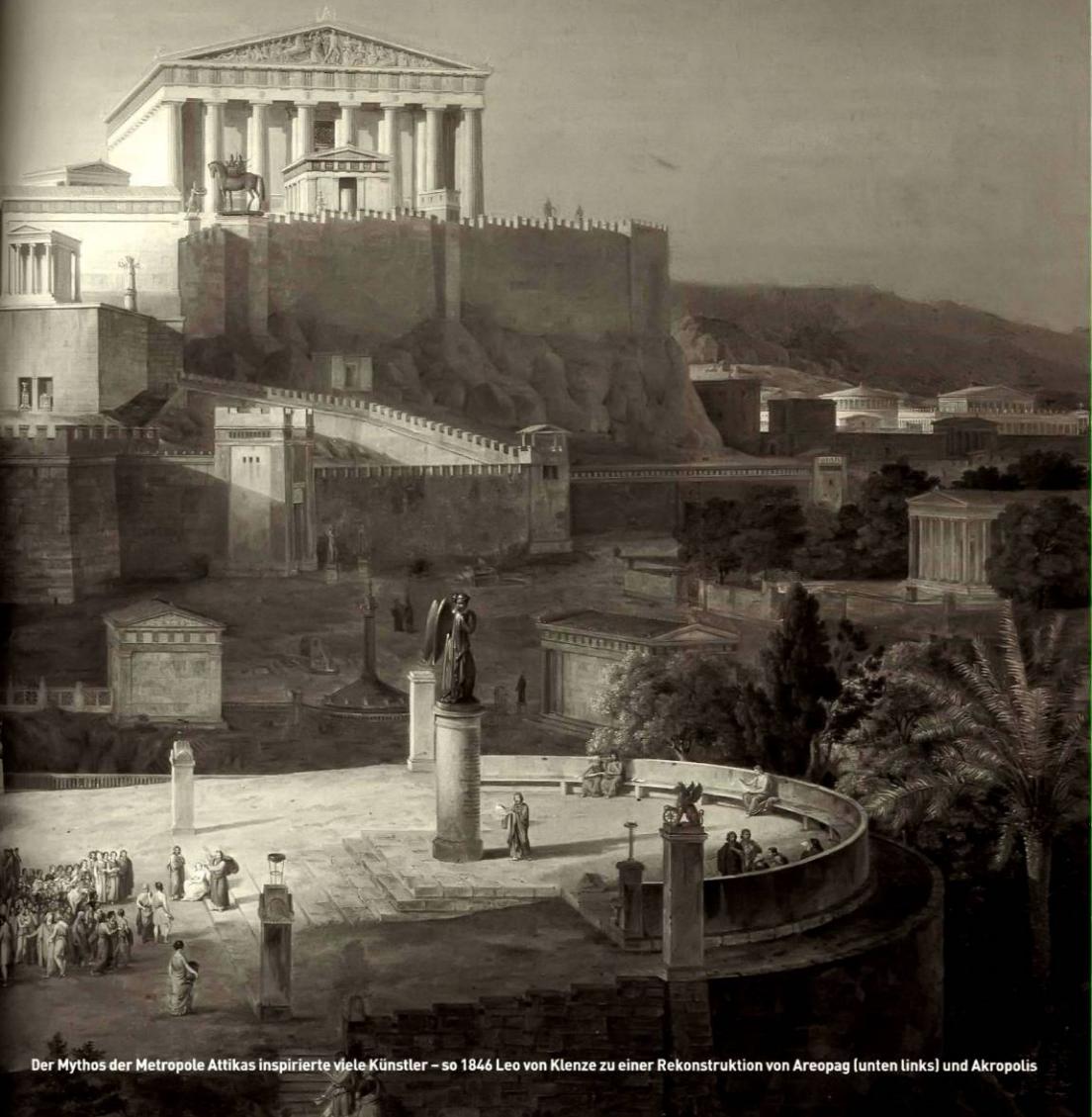
Susanne Krieg, 29, ist GEO-Redakteurin.

Das goldene

Mit politischen Prozessen und großartigen Reden, mit Kriegen und Klientelpolitik wird der Athener Staatsmann Perikles mächtig – und mit einem Bauprogramm, das unter anderem die Akropolis in ein architektonisches Schatzhaus verwandelt. Doch 431 v. Chr. führt er seine *polis* in den Peloponnesischen Krieg gegen Sparta. Nun muss die Stadt, in der die Demokratie erfunden worden ist, um ihre Existenz kämpfen



Zeitalter



Der Mythos der Metropole Attikas inspirierte viele Künstler – so 1846 Leo von Klenze zu einer Rekonstruktion von Areopag (unten links) und Akropolis

Athen, im Frühjahr 430 v. Chr.: Der Tod ist in der Stadt, und ein Gott hat ihn gebracht.

Dabei haben die Bürger doch den Unsterblichen Monumete errichtet wie nirgendwo in Griechenland: Auf dem schroffen Felsplateau der Akropolis schimmert der helle Marmor des Parthenon, des Hauses der Athena Parthenos, der „Jungfräulichen“, deren elfenbeinernes Standbild hier, zwölf Meter hoch und überzogen mit zehn Kilogramm Blattgold, über Attika blickt.

Zu Füßen des Felsens, auf der von Platon gesäumten Agora, dem bedeutendsten Markt der hellenischen Welt, opfern Priester auf dem Altar der Zwölf Götter. Auf dem Hang dahinter erhebt sich der prächtige Tempel des Hephaistos, des Gottes der Schmiede. Und ein paar hundert Meter weiter, versteckt hinter einigen Hügelrücken, wächst seit einem Jahrhundert das Heiligtum des olympischen Zeus heran, ein Haus für den Göttervater, das einmal von 104 rund 17 Meter hohen Säulen geschmückt werden soll.

Alles vergebens.

Denn die Menschen – 100 000 mögen es sein – leben in Griechenlands größter Stadt längst nicht so prachtvoll wie ihre Götter. Die Häuser sind klein: ein oder zwei Geschosse hoch, ein paar Räume nur um einen oder zwei Innenhöfe, getrennt in Bereiche für Männer, Frauen, Sklaven, dazu Werkstätten und Läden. Dazwischen Abortgruben, ungepflasterte Gassen und Plätze – und keine Kanalisation. Sklaven leeren die Gruben und schaffen den Unrat vor die Stadt.

Nun wagen sie nicht mehr, die Gemeinde zu verlassen – so wenig wie alle anderen Bewohner Athens. Zwar schützen mächtige Mauern die Stadt in Form eines unregelmäßigen, dem zerklüfteten Gelände angepassten Vielecks. Und hohe Steinwälle verbinden Athen mit seinem sieben Kilometer entfernten Hafen am Piräus, den dortigen Magazinen, Schiffshäusern und der Flotte der 100 Trieren.

Aber vor den Mauern, in Attika, steht das Heer der Spartaner. Die Feinde bren-

nen Bauernhöfe nieder, mähen das Getreide, zerhacken die Olivenbäume, töten das Vieh. Die Bauern sind aus den Dörfern Attikas nach Athen geflohen, in die prachtvolle, enge, stinkende Metropole.

Tausende sind es. Manche kommen bei Freunden oder Verwandten unter, drängen sich in die bescheidenen Häuser. Die meisten jedoch lagern auf den Plätzen, in den Türmen der Stadtmauer, zwischen den Säulen der Tempel, zusammen mit Ziegen, Schafen, Rindern, Hunden, die sie haben retten können.

Die Spartaner haben, ehe der Krieg begann, eine Gesandtschaft zum Orakel nach Delphi geschickt. Apollon werde auf ihrer Seite kämpfen, ist ihnen dort geweissagt worden. Zunächst mag es nicht so ausgesehen haben, denn obwohl

sie Attika verwüsteten konnten, scheiterte die spartanische Phalanx immer wieder an den Festungen, hinter denen sich Athen verschanzt hat.

Doch dann brach hinter den Mauern die Seuche aus.

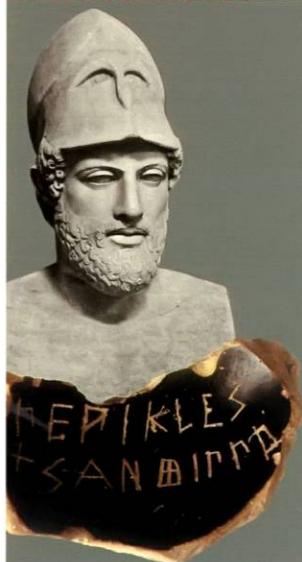
Der rächende Gott ist in Athen. Zunächst im Piräus, bald überall werden die Menschen krank. Die Seuche befällt Männer und Frauen, Starke und Schwache „ganz plötzlich bei voller Gesundheit, zuerst starke Hitze im Kopf, Röte und Entzündungen der Augen, und innen, Schlund und Zunge, war alles gleich blutigrot, der ausströmende Atem war sonderbar und übel riechend“.

Der Mann, der all diese Symptome viele Jahre später beschreiben wird, ist ein etwa 30 Jahre alter Adeliger aus der Sippe der Philaiden namens Thukydides. Er ist Augenzeuge der Krankheit – und eines ihrer Opfer. Nach dem Fieber, berichtet er, kommt „starker Husten“, dann winden sich die Kranken unter „allen möglichen Gallenentleerungen“ in Magenkrämpfen. Durst peinigt sie, viele stürzen sich, halb besinnungslos vor Quäl, in die Brunnen.

Geschwüre überziehen die Haut der Kranken, sodass selbst der Druck leichter Gewänder Schmerzen verursacht. Wer nicht nach ein paar Tagen am Fieber oder an Entkräftigung stirbt, bei dem frischt sich die Krankheit noch tiefer in den Körper. Manchem fallen Finger oder Zehen ab, andere verlieren ihr Augenlicht, wieder andere erwachen, körperlich genesend, doch können sie sich „an nichts mehr erinnern“ und kennen „sich und ihre Verwandten nicht mehr“.

So schrecklich ist die Seuche, so hilflos sind die Ärzte, dass viele Kranken allein in den Tod gehen. Sterbende und Leichen liegen auf den Gassen, in verlassenen Häusern, sogar in den Tempeln. Wer noch hilft – nicht aus Mitleid, sondern aus Scham, sonst als Feigling zu gelten –, der entledigt sich hastig seiner Pflicht. Wer für einen Angehörigen den Scheiterhaufen aufschichtet, der muss erleben, wie Unbekannte kommen, ihre Toten aufs Holz werfen und dies sogleich anzünden; andere werfen Leichen auf bereits brennende Stapel. Selbst die Vögel und streunenden Hunde meiden die unbestatteten Leichen,

Staatskunst



443 v. Chr. übersteht Perikles, ein Meister politischer Taktik, das Scherbergericht, bei dem die Athener darüber entscheiden, ob sie einen ihrer Mitbürger – der Machtgier verdächtig – ins Exil schicken. Eine Scherbe mit dem Namen des Politikers ist erhalten. Doch verurteilt wird sein ärgster Rivale. Auch bei der Ausgestaltung des Parthenon, eines Bauwerks zu Ehren der Athena (rechts eine Darstellung von 1879), setzt Perikles sich durch

und wer doch von diesen frisst, stirbt ebenso wie die Menschen.

Monatelang beherrscht die Krankheit Athen. Niemand kennt die Zahl der Toten, doch 20 000 werden es wohl gewesen sein. Mindestens 4400 Bürgersoldaten und 300 Adelige sterben – mehr, als die Stadt je in einer Schlacht verloren hat.

Nach so einem Blutzoll und der Verwüstung ihres Bauernlandes wären die Menschen, soll man meinen, zum Frieden geneigt. Doch der Krieg der Athener gegen die Spartaner – den man später den Peloponnesischen nennt – wütet nach der Seuche noch weitere 26 Jahre lang. Er sucht Griechenland heim, aber auch viele Inseln des östlichen Mittelmeeres, die kleinasiatische Küste und sogar Sizilien, er reibt Spartas Macht auf

und vernichtet die von Athen. Und er beendet die wohl glänzendste Epoche griechischer Geschichte.

Thukydides, der junge Adelige, übersteht die Seuche. Er kämpft in diesem Konflikt mit – und er scheitert darin. Er wird darüber zum Chronisten dieses Krieges, zum vielleicht größten Historiker der Antike. Und er setzt jenem Mann ein literarisches Denkmal, der Athen zunächst auf den Gipelpunkt seiner Macht führt und danach in den Untergang: Perikles aus dem Geschlecht der Alkmeoniden.

THUKYDIDES WIRD UM 460 V. CHR. geboren. Miltiades, der Sieger im Kampf gegen die Perser, ist einer seiner Ahnen: Die Schlacht von Marathon (siehe Seite

28) ist, schon halb legendär ausgeschmückt, eine der ersten Geschichten, die Thukydides erzählt werden. Athen ist Griechenlands Metropole, vibrierend vor Selbstvertrauen, Reichtum, Macht.

Die Perser sind von den Küsten der Ägäis verdrängt, Athen beherrscht das östliche Mittelmeer. Sein Seebund, einst zum Schutz vor dem persischen Großkönig geschlossen, ist zum maritimen Reich geworden, die Stadt in Attika ihr Hegemon. Über 100 *poleis* haben geschworen, stets „denselben Feind und denselben Freund“ zu haben wie Athen; dazu haben ihre Gesandten Metallklumpen ins Meer geworfen. Jeder Vertrag sollte gelten, solange die nicht wieder aus den Wellen auftauchen.

Ein höchst ungleiches Bündnis. Jede Polis schließt den Pakt mit Athen ab, nicht alle Städte untereinander. In wichtigen Streitfällen entscheiden Athener Gerichte. Nur wenige Bundesgenossen – die Insel Samos etwa – können Trieren für die gemeinsame Flotte stellen, auf der die Macht dieser Vereinigung beruht, die meisten müssen Tribut zahlen.

Zwar wird die Bundeskasse zunächst auf der Insel Delos eingerichtet, weshalb dieses Imperium „Delisch-Attischer Seebund“ genannt wird. Doch es ist Athens Volksversammlung, die über die Höhe der Tribute – 460 Talente Silber im Jahr insgesamt – bestimmt.

Es sind Beamte aus Athen, welche die Kasse verwalten, es sind Athens Abgesandte, die in den anderen Poleis eine ihrer Stadt genehme Politik überwachen, es ist Athens Flotte, die bei Widerständen aufkreuzt, Geiseln nimmt, die Wölfe schleifen lässt oder gar das Gebiet unbarmherziger Verbündeter erobert. Die „Athener und ihre Bundesgenossen“ wird dieses Seereich deshalb in Griechenland genannt – und freundlich ist dies nicht gemeint.

Was aber sollen die Bundesgenossen unternehmen? Athen beherrscht mit seiner Flotte – von März bis Oktober sind stets mindestens 60 Athener Trieren mit 12 000 Mann auf hoher See – und mit Garnisonen die Stadt Naupaktos und damit die Zufahrt zum Golf von Korinth. Es beherrscht die Häfen Pagai und Nisaia und hat damit Zugang zum Saronischen und zum Korinthischen Golf. Es



Unbestechlichkeit



beherrscht Byzanz und den Zugang zum Schwarzen Meer und den Getreidelieferungen von dort. Es greift Zypern an und sogar Unterägypten mit Memphis, der alten Hauptstadt der Pharaonen.

Und als die Bundesversammlung im Jahr 454 v. Chr. beschließt, die Kasse von Delos auf die Athener Akropolis zu überführen, kann sich keine Polis wehren. Fünf Jahre darauf entzieht Athen seinen Verbündeten gar das Münzrecht: fortan sind nur noch die mit der Eule verzierten Silberlinge Athens das gültige Zahlungsmittel.

NICHT NUR NACH AUSSEN festigt Athen seine Macht – auch die inneren Verhältnisse stabilisieren sich. Die Demokratie mit ihren Volksversammlungen, Abstimmungen, Ratssitzungen, Prozessen und Losverfahren wird von der historischen Ausnahme zur Selbstverständlichkeit. *Demokratia* als Begriff kommt in den Jugendjahren des Thukydides auf.

Ursprünglich war das wohl einst eine abfällige Bezeichnung, die Adelige verwendeten und die für „Pöbelherrschaft“ stand. Doch nun führen die Athener dies als Ehrentitel: „Volksherrschaft“. Im Jahr 462 oder 461 v. Chr. ist eines der letzten Adelsprivilegien gefallen: Dem Areopag, dem Rat der Adeligen, wurde die Aufsicht über die Beamten entzogen; fortan sind diese nur noch dem Rat der 500 verantwortlich, der höchsten demokratischen Instanz Athens.

Einer der Männer, die den Areopag, dieses Relikt der Adelsherrschaft, zerschlagen, entstammt selbst einer der mächtigsten Adelsfamilien Athens: Perikles.

Seine Mutter, so lässt Perikles viel später verbreiten, habe wenige Tage vor ihrer Niederkunft geträumt, einen Löwen zu gebären. Jenes Tier, das „Stärke, große Taten, Sieg und Herrschaft“ symbolisiere. Dem viele antike Traumdeuter aber seit jeher auch noch anderes zuweisen: Krankheit und Gefahr.

Und tatsächlich wird das Leben des Perikles wie keines seiner Zeitgenossen oszillieren zwischen Ruhm und Hass, Allmacht und Hilflosigkeit. Glanz und Katastrophe.

Er wird kurz nach dem Jahr 500 v. Chr. geboren. Sein Vater ist ein siegreicher Feldherr im Perserkrieg, seine Mutter eine Nichte des Staatsmannes Kleisthenes. 472 v. Chr. tritt der junge Adelige erstmals in der Öffentlichkeit auf: Er ist Chorege bei den Dionysien – derjenige, der mit seinem Vermögen den Chor einer Tragödie bei dem alljährlichen Dramenwettbewerb am Fuße der Akropolis finanziert. Perikles kommt für „Perser“ des Aischylos auf (siehe Seite 68). Und kann sich, als dieses Stück die Dionysien gewinnt, mit dem Dichter den Ruhm teilen.

Ansonsten soll Perikles, das zumindest überliefert ein halbes Jahrtausend nach dieser Zeit der antike Biograph Plutarch, die Öffentlichkeit gemieden,

ja das Volk von Athen gefürchtet haben. Denn er, Perikles, gleiche im Äußeren, in seiner Sprechweise, in seiner adeligen Abkunft dem Peisistratos, dem ehemaligen Tyrannen der Stadt. Das, so glaubt er, reiche bereits aus, ihn verhasst zu machen, ihn anzuklagen, ihn ins Exil zu zwingen.

Wenn dies tatsächlich so gewesen ist, dann muss Perikles irgendwann gelernt haben, sich dem Volk zu stellen, ja das Spiel mit ihm und mit der Macht zu lieben. Denn zwischen 461 und 451 v. Chr. – „dem geheimnisvollsten Jahrzehnt im Leben des Politikers Perikles“, wie es ein moderner Historiker ausdrückt – greift er zur Macht und wird sie zwei Jahrzehnte lang halten, länger als jeder andere Volksführer in der notorisch unberechenbaren Demokratie.

Einen Demagogen wird ihn, ein Jahrhundert später, der Philosoph Aristoteles schimpfen: „So war es dem Namen nach Demokratie, in Wirklichkeit aber Herrschaft des ersten Mannes“, wird dagegen Thukydides später bewundernd schreiben.

Perikles jedenfalls gehört, wenn auch noch nicht an führender Stelle, zu jenen Politikern, die den Areopag zugunsten des Rates der 500 entmachten. Sechs Jahre darauf wird er erstmals zum Strategen gewählt und führt einen Feldzug gegen die nordpeloponnesische Stadt Sikyon.

Seinen Durchbruch aber inszeniert er mit einem fremdenfeindlichen Gesetz.

IM JAHR 451 V. CHR. beschließt die Volksversammlung auf seinen Antrag hin: „niemand solle das Bürgerrecht genießen, dessen Eltern nicht beide Bürger der Polis“ sind.

Das sichert Perikles auf einen Schlag eine arme, aber zahlreiche Klientel. Denn Athen, wiewohl wegen seiner Außenpolitik in Griechenland verhasst, ist doch zum bedeutendsten Anziehungspunkt der hellenischen Welt geworden.



Die Agora, der große Marktplatz, ist auch ein Platz der Rechtsprechung. Jedes Jahr werden 6000 Athener Bürger per Los zu Richtern und erhalten Bronzeplatketten. Diese haben sie vor jeder Sitzung in eine marmorne Maschine zu stecken, durch die Kugeln rollen und dabei die für diese Session erforderlichen Richter bestimmen. Die zweifache Nutzung des Zufallsprinzips soll die Korruption erschweren

Perikles gibt mit seinem Antrag dem Unmut der Athener Kleinhändler, Handwerker und Tagelöhner ein Ziel. Sie, zwar arm sind, aber in der Stadt oder im Piräus leben und deshalb überproportional an der stets in Athens Zentrum tagenden Volksversammlung teilnehmen, profitieren am meisten von diesem Schlag gegen die neu eingewanderten Rivalen.

Perikles hat damit das attische Bürgerrecht neu definiert. Diese Regeln gelten offenbar auch rückwirkend – was die Vorlage erst zur perfiden Waffe macht: Wer den Kriterien nicht entspricht, also nicht zwei athenische Elternteile hat, gilt fortan als jemand, der sich unrechtmäßig in die Bürgerliste eingeschlichen hat und zur Strafe in die Sklaverei verkauft werden darf.

Das ist nichts anderes als eine Aufforderung zum Denunziantentum.

Ein antiker Historiker vermerkt, sechs Jahre darauf seien durch das perikleische Gesetz 4760 Athener in die Sklaverei

verkauft worden – möglicherweise eine übertriebene Zahl, vielleicht aber auch nicht. Denn fortan gilt Perikles, gestützt auf seine Popularität in der Volksversammlung, als mächtiger Mann. Es ist gefährlich, ihm im Weg zu stehen.

Perikles scheint, auch wenn die historischen Quellen da vage sind, ein Meister zu sein in den Machtkämpfen der Demokratie, im Ringen vor und hinter den Kulissen. Niemals scheint er die Tyrannis zu erstreben, niemals bekleidet er eines der neun Archonten-Amter, der nominell höchsten in der Polis. Doch von 443 v. Chr. bis zu seinem Tod wird er praktisch ununterbrochen zum Strategen gewählt. Und als solcher kann er Feldzüge befehligen, am Rat der 500 teilnehmen, die Volksversammlung einberufen.

Zehn Strategen werden jährlich gewählt – also selbst in diesem Amt ist Perikles stets nur einer unter Gleichen. Doch was ihn auszeichnet, das ist seine Rednergabe in der Volksversammlung, sein Charisma, das andere dazu bringt.

Aus vielen Poleis strömen sie in die Stadt: Handwerker, die Trieren oder Häuser bauen wollen; Künstler, die Aufträge für neue Tempel und Kultstatuen erhoffen; Abenteurer und Mittellose, die sich als Ruderer oder Lastenträger verdienen wollen. Sie alle machen den Einheimischen Konkurrenz. Dank großzügiger Ehegesetze können sie zudem hoffen, möglicherweise schon für sich, zumindest aber für ihre Kinder das Bürgerrecht zu erlangen.

für ihn zu stimmen, sein Gespür für eine Politik, die von der Mehrheit gewünscht wird.

Kurz: Perikles weiß besser als seine Zeitgenossen, was das Volk von Athen will und wie man dies durchsetzen kann.

Zudem erkennt er, dass mindestens ebenso wichtig wie die reine Interessenpolitik – etwa im Sinne der Athener Armen gegen die Neueinwanderer – die große Geste ist, die öffentliche Zuschauertum demokratischer Macht. Und vielleicht verdankt Perikles seine Stellung vor allem seinem Entschluss, den Athenern handgreiflich – in Marmor und Gold – zu demonstrieren, wie großartig sie sind.

IM JAHR 448 v. Chr. startet eines der ehrgeizigsten und bestorganisierten Bauprogramme der Antike. Die Akropolis, der schroffe Felsen im Zentrum Athens, ist seit der Invasion der Perser von den Ruinen zerstörter Tempel bedeckt. Nun soll er wieder geschmückt werden, prachtvoller als irgendwie sonst.

Die Volksversammlung beschließt, auf der Akropolis Bauwerke zu errich-

ten, sie genehmigt die notwendigen Mittel, sie stimmt darüber ab, welche Künstler auszuwählen sind. Die treibende Kraft, der geistige Vater dieses Programms, ist Perikles – das berichtet zumindest Plutarch. Denn die Volksversammlung wählt aus ihrer Mitte einige *epistatai* – Finanzkontrolleure, die offiziell über die korrekte Ausführung der beschlossenen Arbeiten wachen sollen, tatsächlich aber wohl die eigentlichen politisch Verantwortlichen sind. Der mächtigste von ihnen: Perikles.

Der Künstler Phidias wird mit der Leitung der Arbeiten beauftragt, denn da auf dem felsigen Plateau mehrere Bauwerke errichtet werden sollen, muss ein Gesamtkonzept erstellt werden. Phidias selbst entwirft die über zwölf Meter hohe Statue der Athena, der Schutzpatronin der Stadt.

Sie steht im Zentrum des Parthenon, des monumentalsten und aufwendigsten, in vielerlei Hinsicht erstaunlichsten Bauwerks des klassischen Griechenland. Die Architekten Iktinos und Kallikrates nehmen sich für den Bau des Parthenon dorische Tempel zum Vorbild. Doch statt der zumeist sechs Säulen für die Front wählen sie acht; auch stehen die Säulen enger beieinander als üblich und sind mit 20, nicht mit 16 Kanneluren profiliert. So schaffen sie ein Bauwerk, das viel größer ist als seine Vorbilder, aber dennoch deren Anmutung beibehält.

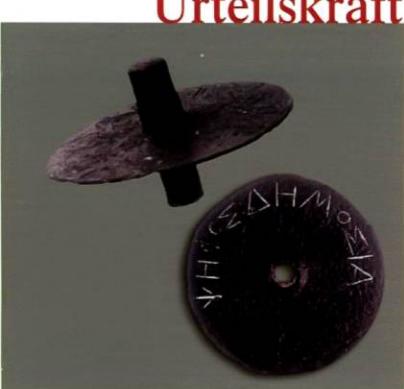
Da hohe Säulen, betrachtet aus der Nähe, oben auseinander zu streben scheinen, gleichen die beiden Baumeister diese optische Täuschung durch architektonische Einfälle aus – durch Tricks, die zuvor detailliert berechnet worden sein müssen: Die Säulen etwa sind nicht zylinderförmig, sondern bauchig, und zwar so, dass ihre breiteste Stelle knapp unterhalb ihrer halben Höhe liegt. Das Podest, der Unterbau des Gebäudes, ist zudem nicht eben, sondern steigt an jeder Seite zur Mitte hin um einige Zentimeter an.

Skulpturen schmücken den Parthenon: Im Giebel der Ostseite verherrlichen die Künstler die Geburt der Athena aus dem Kopf ihres Vaters Zeus, am gegenüberliegenden Ende feiert die Göttin ihren Sieg im Wettkampf mit dem Meer-

gott Poseidon um die Schutzherrschaft über Athen. Andere Bildwerke an den Außenseiten stellen die mythischen Siege der olympischen Götter über die Giganten dar, und die der Griechen über die Trojaner, die Amazonen und die Kentauren.

Um die Cella – die im Innern des Parthenon wie eine steinerne Halle das Kultbild der Athena umschließt – zelebrieren die Athener sich selbst. Ein 160 Meter langes, ein Meter hohes und bis zu sechs Zentimeter starkes Relief zeigt die Bürger bei den Panathenäen, dem festlichen Umzug zu Ehren der Göttin.

Nach nur 15 Jahren Bauzeit ist das Wunder vollendet: ein Block aus weißem pentelischem Marmor, den die Morgen- und die Abendsonne gelb färbt, dann rosafarben, ein Meisterwerk der rechten Proportion, ein gigantisches Spiel aus Licht und Schatten, zu sehen schon von Bord der Trieren, welche das Kap Sunion umsegeln. Ein Schatzhaus der Polis, denn die Kasse mit dem Tributsilber des Seebundes wird fortan hier aufbewahrt. Eine Inszenierung der Geschichte, des Ruhms, des Reichtums



Athenier Richter stimmen mit bronzenen Scheiben ab. Durchbohrte Achsen bedeuten »schuldig«, massive »unschuldig«. Im Dionysos-Theater dagegen [die Rekonstruktion aus dem 19. Jahrhundert zeigt einen späteren Bauzustand] wird alljährlich harmloser geurteilt – darüber, welcher Dichter die beste Tragödie auf die Bühne gebracht hat



Athens und seiner Bürger – und zwar jener Generation, die sich mit diesem Bau schmückt. Plutarch überliefert gar, dass auf dem reliefgeschmückten Schild der Athena die Gesichtszüge sowohl des Phidias als auch des Perikles verewigt seien.

Nur eines ist der Parthenon nicht: ein Tempel. Ein Altar vor dem man opfern könnte, fehlt. Der Parthenon soll nichts anderes sein als das Denkmal athenischer Pracht. „Mit sichtbaren Zeichen, wahrlich nicht ohne Zeugen, entfalten wir unsere Macht, in Gegenwart und Zukunft uns zum Ruhme“, zitiert Thukydides eine Rede des Perikles. „Wir brauchen keinen Homer als Künster unserer Taten.“

Und der Parthenon wächst nicht allein empor. Zur gleichen Zeit, da von dort Baulärm und Marmorstaub über die Akropolis wehen, werden auch die Propyläen erbaut, jenes reich verzierte Torhaus, das den Zugang zum Felsen schmückt. Zudem das Odeion und das Dionysos-Theater am Fuße des Felsens. Und dann der Tempel des Hephaistos, mehrere Stoen auf der Agora, Getreidespeicher, Säulenhöfe, Bäder in der Stadt,

Schiffshäuser am Piräus, eine neue Stadtmauer.

„Als so die Bauten emporwuchsen in ihrer stolzen Größe, unnachahmlich in dem Reiz ihrer Formen“, berichtet Plutarch. „als die Handwerker wetteiferten, das Handwerk zur Kunst emporzuheben, da war doch das Wunderbarste die Schnelligkeit.“

Wunderbar auch sind die Verdienstmöglichkeiten. „Was man brauchte“, schreibt Plutarch an anderer Stelle, „waren Steine, Erz, Elfenbein, Gold, Zypressen- und Ebenholz. Zu deren Bearbeitung gehörten Arbeiter, wie Zimmerleute, Bildhauer, Kupferschmiede, Steinmetzen, Färber, Goldarbeiter, Elfenbeinarbeiter, Maler, Sticker und Bildschnitzer; für den Transport brauchte man zur See Kaufleute, Matrosen, Schiffsführer, zu Lande Wagenbauer, Pferdehalter, Fuhrleute, Seiler, Leineweber, Sattler, Straßenbauer und Bergleute.“

So sind der Parthenon und die anderen Bauten auch dies: ein gigantisches Wirtschaftsförderungsprogramm, von dem reiche Reeder ebenso profitieren

wie arme Tagelöhner. Und das wiederum sichert jenem Politiker, der dafür verantwortlich ist, eine dankbare Gefolgschaft: Perikles.

Doch zu welchem Preis? Da Architekten und Künstler der Volksversammlung verantwortlich sind, lässt diese (bis heute erhaltene) Marmortafeln aufstellen, in denen jeder einzelne Posten aufgezählt wird. Honorar für den Architekten: eine Drachme pro Tag. Honorar für den Bildhauer einer Skulptur am Fries: 60 Drachmen. Honorar für die Kanellierung einer Säule: 350 Drachmen.

Allein im Parthenon werden rund 30 000 Tonnen Marmor verbaut, vom schweren Block bis zum feinsten Relief. Und da der Bau wegen seiner architektonischen Tricks als gigantische optische Täuschung entworfen worden ist, muss jedes einzelne Teil millimetergenau behauen werden. 1500 Talente kostet der Parthenon: das Dreifache dessen, was die Polis Athen – durch die Verpachtung der Silberminen von Laureion, Gerichtsgebühren, Zölle oder Steuern – jährlich einnimmt.

Um das Jahr 450 v. Chr. lagern in den Schatzhäusern der Stadt 9700 Talente, die Summe eigener Einnahmen und der Tribute der Verbündeten. Zwei vergleichsweise friedliche Jahrzehnte später ist mehr als ein Drittel dieses gewaltigen Schatzes verschwunden, ausgegeben vor allem für die Prunkbauten Athens.

Deshalb ist es ausgerechnet der prächtige Parthenon, der dem Politiker Perikles erstmals gefährlich wird. Ihn womöglich sogar in eine Lage bringt, aus der er sich nur noch mit einer rücksichtslosen, zynischen Entscheidung wieder befreien kann.

ATHEN IST EINE DEMOKRATIE, doch Parteien gibt es dort nicht. Stets sind es Einzelne, die sich durch Charisma, Rednergabe oder Wohlstand auszeichnen und Anhänger um sich scharen. Gemeinsame Ideologien sind diesen eher losen Gruppierungen unbekannt. Allgemein verbreitet ist nur der Glaube an die Götter, mögen ihnen auch manche Bürger mehr Macht zusprechen als andere. Und die Überzeugung von der Einzigartig-



Selbstdarstellung



keit Athens, von dem Recht dieser Polis, Macht auszuüben und Tribute einzutreiben, wird wohl von allen geteilt.

Die politischen Kämpfe Athens sind also vor allem reine Machtkämpfe. Sind kein Ringen darum, welche Politik gemacht wird, sondern wer diese Politik euketuiert. Und gerade dies gibt der Demokratie eine existenzbedrohende Gefährlichkeit.

Denn die Volksversammlung ist nicht nur die Arena für Debatten und Abstimmungen, sondern, einmal im Jahr, auch ein besonderer Gerichtshof. Seit 487 v. Chr. ist der *ostrakismos*, das Scherbengericht, eine der schärfsten Waffen im politischen Kampf. Eine Institution, die angeblich schon von Kleisthenes eingeführt worden und ohne Vorbild und ohne Nachfolger in der Geschichte geblieben ist.

Im Januar 443 v. Chr. stellt sich Perikles dem Scherbengericht. Es geht um alles oder nichts.

Thukydides Melesiu (nicht verwandt mit dem Historiker Thukydides) ist sein größter Rivale. Adelig auch er, doch konservativer, vorsichtiger, dem Volk gegenüber auch misstrauischer. Thuky-

dides Melesiu ist, sofern man den wenigen historischen Quellen trauen kann, außenpolitisch zurückhaltender, will die Tribut innerhalb des Seebunds weniger rücksichtslos eintreiben, will eine insgesamt weniger aggressive Politik verfolgen. Er warnt vor den immensen Kosten der perikleischen Bauprojekte. Vor allem aber stört er sich wohl an der herausgehobenen Stellung des Perikles, an dessen Macht und Ruhm.

Im Januar 443 v. Chr. stimmt die Volksversammlung – wie jedes Jahr seit mehr als vier Dekaden – darüber ab, ob sie ein Scherbengericht halten soll. Die Fragen sind stets die gleichen: Vermutnen die Bürger, dass es in Athen Männer gibt, welche der Polis gefährlich geworden sind? Und falls ja: Wer soll dies sein?

Dieser Vorgang ist historisch einmalig: ein prophylaktischer politischer Prozess. Vermutet die Mehrheit der Bürger, dass einer aus ihrer Mitte dem Staat gefährlich werden könnte – könnte, er muss noch nichts angestellt haben –, dann kann sie ihn verurteilen. Der Betroffene muss für zehn Jahre ins Exil und darf danach zurückkehren; er verliert weder Ehrenrechte noch Eigentum. Diese politische Auszeit kann die Volksversammlung über jeden allzu ehrgeizigen Athener verhängen.

In jenem Januar nun stimmt die Mehrheit mit „ja“ – und benennt sowohl Perikles als auch Thukydides Melesiu als mögliche Bedrohungen der Demokratie.

Jetzt haben beide Politiker gut zwei Monate Zeit, ihre Anhänger zu mobilisieren. Unbeweisbar, aber ziemlich wahrscheinlich ist, dass Perikles persönlich seinen Anhängern bedeutet hat, dass sie für ein Scherbengericht stimmen sollen. Denn im Verlauf der letzten vier Jahrzehnte hat sich gezeigt, dass der Ostrakismos gegen alle Absichten nicht das Instrument dafür ist, den mächtigsten Mann in der Demokratie auszuschalten – sondern den zweitmächtigsten. Die

mächtigsten Volksführer, die geschicktesten Demagogen, haben immer wieder ihre größten Rivalen per Abstimmung ins Exil schicken lassen. Genau dies hat Perikles vermutlich nun vor.

AN EINEM NICHT MEHR genau zu bestimmenden Tag im März oder April des Jahres 443 ist Gerichtstag. Das Volk strömt auf der Agora zusammen. Der Marktplatz ist mit Planken in zehn Bereiche eingeteilt. So ist es leichter, die Abstimmung der Abertausende zu organisieren. Denn diesmal zeigen sie ihre Meinung nicht wie sonst per Handzeichen an, sondern schriftlich und geheim.

Jeder Bürger hat von zu Hause eine Tonscherbe, ein *ostrakon*, mitgebracht. Zerbrochene Keramik – die Splitter irgendeines Topfes, einer Schüssel oder einer Vase – hat praktisch jeder in seinem Haus. Alle anderen Schreibmaterialien – Papyrusrollen, Wachstafeln, Holz-, Metall- oder Steinplatten – wären für die Mehrheit der Bürger zu teuer.

In den Tonrest ritzt jeder den Namen desjenigen ein, den er an diesem Tag verurteilen will. (Eine Scherbe mit dem Verdikt gegen „Perikles, Sohn des Xanthippos“ werden Archäologen fast zweieinhalb Jahrtausende später im Schutt der Agora entdecken.) Wer nicht schreiben kann, der bittet einen Nachbarn oder einen der Staatsbeamten, den Namen einzurichten.

Seit dem frühen Morgen strömen nun Männer aus Athen, aus dem Piräus, Bauern und Fischer aus ganz Attika auf die Agora, kontrolliert von Beamten, überwacht von Staatssklaven, die, Polizisten gleich, dafür sorgen, dass beim Geschiebe in der Menge keine Unruhe entsteht.

Kleine und große Scherben landen in den Töpfen der Beamten. Allenfalls daran, dass manche Keramikreste nicht verzerrt sind, andere dagegen immer noch prachtvolle Glasuren erkennen lassen, unterscheiden sich die Stimmen von Arm und Reich.



Die Athener machen es niemandem leicht, sich über seine Mitbürger zu erheben. Auf dem Kerameikos-Friedhof wird um 500 v. Chr. per Dekret der Aufwand für die bis dahin ungemein prächtigen Gräber beschränkt. Und selbst vor Gericht, wo es um Leben und Tod gehen kann, begrenzt eine Wasseruhr – bei der Flüssigkeit aus einem Krug (links oben) in einen anderen läuft – die Redezeit auf sechs Minuten

Dann, wahrscheinlich am Nachmittag desselben Tages, zählen die Beamten aus. Nach ein paar Stunden steht fest: Auf den meisten Scherben steht der Name des Thukydides Melesiu.

Binnen zehn Tagen muss der nun seine Sachen zusammenpacken und Athen verlassen. Zehn Jahre lang wird er seine Heimat nicht wiedersehen. Perikles ist den Rivalen los.

Er führt seine aufwendige Politik weiter fort, inszeniert sich nun auch selbst. Denn dies ist für ehrgeizige Männer ein weiterer Vorteil der Demokratie: Sie haben ein aufmerksames Publikum.

Perikles verbreitet Legenden über sich, die ihn ins Heroische erheben – etwa die vom Löwentaum seiner Mutter. Er lässt Büsten von sich aufstellen. Er ist zudem Zeitgenosse von Künstlern wie Phidias, Dichtern wie Aischylos, Sophokles, Euripides, von Philosophen wie Anaxagoras. Es ist nicht beweisbar, dass alle diese Geistesgrößen Gäste seines Hauses, Gefolgsleute, gar Freunde sind. Doch ganz sicher fällt etwas von ihrem Glanz auch auf ihn.

Ohne Beispiel, geradezu unerhört schließlich ist die Rolle, welche die zweite Frau des Perikles spielt. Aspasia aus Milet ist mächtig und gebildet. In Athen, wo die Ehefrauen, die der Adeligen zumal, nur selten das Haus verlassen und so gut wie gar nicht in der Öffentlichkeit auftreten, hat sich nie zuvor eine Frau so offen in die Politik eingemischt wie sie.

Aspasia ist die Beraterin ihres Mannes in Fragen des Staates wie der Kunst. Sie führt einen literarischen Salon, zu dem die Philosophen Anaxagoras und Sophokles, ihre Schüler und – Skandal – auch deren Frauen geladen sind. Ihr gemeinsamer Sohn erlangt das Bürgerrecht – obwohl er doch gerade nach dem von Perikles selbst eingebrachten Gesetz kein Athener sein dürfte.

Selbstverständlich bleibt diese Pracht, ja diese Hybris nicht ohne Widerspruch.

Seinen wichtigsten Gegner vor der Volksversammlung hat Perikles ausgeschaltet. Dort redet niemand von Bedeutung mehr gegen ihn, es käme auch politischem Selbstmord gleich. Doch jemand, der sich so sehr über seine Mitbürger erhebt, provoziert trotz aller Erfolge Neid und Hass – und nicht nur im Geheimen.

Der Spott mancher Komödiendichter hat die Jahrhunderte überdauert. „Da kommt der zwiebelförmige Zeus einherstolzert“, höhnt etwa Kratinos und macht sich damit über den angeblich unformigen Kopf des Perikles ebenso lustig wie über dessen herausgehobene Stellung, die dem des Göttervaters gleiche.

Andere werfen Perikles Feigheit vor. Oder: ein Weiberheld zu sein. Die Männer seiner Umgebung seien Speichelklecker. Und seine Frau? „Dass sie seine Hera werde, gebar die Geilheit ihm 'ne hundeäugig freche Kebse (Geliebte)\", verbreitet Kratinos über Aspasia.

Perikles ist nicht amüsiert. Irgendwann in den Jahren 440 oder 439 v. Chr. bringt er ein neues Gesetz in die Volksversammlung ein: Fortan ist es verboten, Staatsmänner – und damit vor allem ihn – zu verspotten. Es ist, soweit bekannt, das erste Mal, dass sich die Demokratie selbst ein Zensurgesetz schafft.

Doch das erweist sich schnell als unbeliebt. Die Komödiendichter sind eben nicht nur politische Kritiker, sondern auch Unterhaltungskünstler. Nach vier Jahren hebt die Volksversammlung den Maulkörberlass wieder auf.

DAS BLEIBT NICHT die einzige politische Niederlage des Perikles. Möglicherweise verliert er im Alter an Energie und Aufmerksamkeit, möglicherweise wird er starrsinnig oder hochmütig nach so vielen Jahren des Erfolges, möglicherweise sind immer mehr Bürger die unterbrochene Dominanz eines Mannes leid. Im Jahr 432 v. Chr. jedenfalls werden plötzlich kurz hintereinander drei seiner Gefolgsleute vor Gericht gestellt.

Reguläre Gerichtsverhandlungen sind, anders als beim Ostrakismos, keine Sache der Volksversammlung – wohl aber eine des Volkes. Berufsrichter gibt es nicht. Stattdessen werden zu Anfang eines jeden Jahres 6000 Bürger zu Richtern erlost. Jeder Athener erhält eine

mehrzackige Tonmarke, die in eine komplizierte hölzerne Maschine gesteckt wird – eine Losmaschine.

Mit deren Hilfe werden 6000 *dikastai* ermittelt. Richter für ein Jahr verteilt auf verschiedene Gerichtshöfe. Die Richter erhalten bronzenen Plaketten mit ihrem Namen als Erkennungszeichen (viele Bürger sind auf dieses Amt so stolz, dass sie ihre Bronzeplakette mit ins Grab nehmen). An 150 bis 200 Tagen im Jahr sprechen sie Recht, der wichtigste Gerichtsplatz ist ein ummauerter Hof am Rand der Agora.

Für jede Sitzung werden die Richter durch eine weitere Losmaschine neu bestimmt. Kein Gericht ist kleiner als 201 Männer, manche sind sogar viele hundert Köpfe stark. Dies erschwert die Korruption der Richter. Zwei Obolen Lohn erhält jeder Richter pro Sitzungstag. Auch dies ein Gesetz, das Perikles einst eingebracht hat.

Bei so vielen Bürgerrichtern und ihrer von Perikles initiierten Besoldung sollte es eigentlich unmöglich sein, dass ein dem Staatsmann unpassendes Urteil gefällt wird.

Doch 432 v. Chr. wird der Philosoph Anaxagoras angeklagt – wegen „Gottlosigkeit“. Die historischen Spuren sind nach mehr als zwei Jahrtausenden teilweise verwischt, doch sieht es so aus, als wäre dies der Beginn einer sorgfältig organisierten politischen Attacke aus dem Hinterhalt gewesen. Ein Kreis von mächtigen, unzufriedenen Männern scheint sich vorgenommen zu haben. Perikles zu schwächen, indem er Menschen aus dessen engster Umgebung eliminiert. Gottlosigkeit immerhin ist ein Vorwurf, auf welchen die Todesstrafe steht.

Und Perikles? Der ist über den möglichen Urteilsausgang so unsicher, dass er seinem Freund rät, nachts aus Athen zu fliehen. Anaxagoras beherzigt den Rat – und wird in Abwesenheit zum Tode verurteilt.

Danach trifft es Aspasia.

Es ist wohl der Komödiendichter Hermippus, der ihr „Gottlosigkeit“ und „Kuppelei“ vorwirft. Gottlos sei sie, weil sie sich mit Philosophen wie Anaxagoras und Sokrates abgebe. Und eine Kupplerin, weil bei diesen Philosophen-



treffen Männer und Frauen gemeinsam teilnahm.

Aspasia kann nicht heimlich aus der Stadt verschwinden, die Stellung des Perikles wäre sonst ruiniert. Bleibt sie aber und wird verurteilt, droht ihr die Hinrichtung. Perikles macht Stimmung im Volk, wohl durch Reden, durch persönliche Einladungen zu Gastmählern, vielleicht auch durch das eine oder andere Geschenk. Verhindern kann er den Prozess nicht.

Irgendwann im Verlauf dieses Jahres treffen sich ein paar hundert Dikasten, wahrscheinlich im Gericht auf der Agora. Aspasia ist dort – und Hermippus, der Komödiendichter, ihr offizieller Ankläger.

Der Dichter darf reden, eine Wasseruhr begrenzt seine Zeit. (Archäologen werden später zwei jeweils etwa 6,4 Liter fassende Krüge entdecken. Aus einem Loch läuft das Wasser vom höheren in den tiefer gelegenen, so lange darf man vor Gericht reden; rund sechs Minuten.) Aspasia hat das Recht, verteidigt zu werden. Selbst reden darf sie nicht, sie ist eine Frau. Perikles hält das Plädoyer.



Nach diesen beiden Reden, noch ist der Prozess keine Viertelstunde alt, wird bereits das Urteil gefällt. Die Richter beraten sich nie, dafür sind es zu viele. Auch hier wird stattdessen abgestimmt.

Jeder Richter hat zwei Stimscheiben, kleine Bronzeplatten mit quer gestellter Achse in der Mitte. Sie sehen aus wie Wagenräder im Miniaturformat. Wirft ein Richter die Stimscheibe mit durchbohrter Achse in den Abstimmungsbehälter, so bedeutet dies, dass er die Angeklagte für schuldig hält; massive Achsen bedeuten „unschuldig“. Wer nicht will, dass die anderen sein Votum erkennen können, der hält die Stimscheibe an ihrer Achse zwischen den Fingern, sodass niemand sehen kann, ob sie durchstoßen oder massiv ist.

Dann werden die Stimmen gezählt. Die Mehrheit ist für „unschuldig“ – eine knappe Mehrheit.

KAUM IST ASPASIA der Verurteilung entronnen, steht der Künstler Phidias vor Gericht. Er soll, das zumindest behauptet einer seiner Gehilfen, bei der Fertigung der Statue der Athena Gold untergeschlagen haben. Möglicherweise wird er zudem wegen „Gottlosigkeit“ angeklagt, sicher überliefert ist dies nicht. Sollte dies aber der Fall sein, dann wäre es die für seinen Gönner Perikles gefährlichste der Anklagen. Denn „gottlos“ sei der Künstler deshalb, weil er das eigene Porträt auf dem Schild der Göttin verewigt habe – und genau dies, berichtet zumindest Plutarch, trifft ja auch für den Politiker zu.

Am Ende des Prozesses kontrollieren die Richter die Bronzeplatten – und zählen mehr durchbohrte als massive. Phidias wird verurteilt. Manche antiken Chronisten sprechen von der Todesstrafe, doch moderne Forscher glauben, dass der Künstler noch in den zwanziger Jahren des fünften vorchristlichen Jahrhunderts am Tempel in Olympia gearbeitet hat – mindestens drei Jahre nach dem Prozess. So ist wohl ein anderer antiker Bericht glaubwürdiger, der überliefert, dass die Athener den Schöpfer ihres gewaltigsten Monuments unmittelbar nach dessen Vollendung in die Verbannung geschickt haben.

Und Perikles?

„Am Anfang war der Kunstsandal um Phidias/ als euer grösster Künstler euer Land verließ“, dichtet, einige Jahre nach diesem Prozess, der Zeitgenosse Aristophanes. Athens grösster Komödiendichter. „Und schon bekam es euer Führer Perikles/ genauso mit der Angst zu tun/ vor eurem Naturell und eurer biss‘gen Art./ Um von sich selber abzulenken, rief er zum totalen Krieg.“

Bricht kurz darauf Griechenlands längster, schrecklichster Krieg nur deshalb aus, weil sich ein Athener Politiker von Rivalen bedrängt glaubt?

Reichtum



Attikas Silber wird mit Stempeln zur Tetradrachme geprägt. Athen zwingt 449 v. Chr. alle Verbündeten, als Zahlungsmittel ausschließlich diese Münzen zu akzeptieren. Dies erhöht die Wirtschaftsmacht der Stadt – die allerdings längst nicht so prächtig ist wie in dem idealisierten Gemälde Leo von Klenzes (1862). In Wirklichkeit leben die Bürger in kleinen, flachen Häusern

Religion



Tatsächlich spricht viel dafür, dass sich Perikles zunehmend bedroht sieht. Allerdings nicht nur persönlich, durch Rivalen, die seinen Sturz betreiben. Sonder auch in einem weiteren Sinne: Die gesamte Politik Athens, die er entscheidend prägt, treibt auf ein Desaster zu.

Welche Rolle etwa soll die Flotte noch spielen? Seit sich die Polis mit Persien geeinigt hat, könnte sie zur See ja abrücken. Schließlich sind 60 Trieren und der Sold für 12 000 Mann Besatzung teuer.

Doch 12 000 Seeleute sind 12 000 Wähler. Perikles, dessen Stellung sich wie die keines anderen Politikers seiner Zeit auf die Popularität beim einfachen Volk stützt, kann diese Männer nicht einfach abmusteren.

So entdecken auch die Athener die zu allen Zeiten gültige Maxime: Eine teure Waffe, einmal angeschafft, erzwingt eine aggressive Politik. Denn wie könnte man die hohen Militärkosten sonst rechtfertigen?

Athen gründet seit etwa 448 v. Chr. *kleruchiai*. Das sind Pflanzstädte von bis zu 1000 Siedlern, die an strategisch wichtigen Stellen angelegt werden. Anders als die Kolonien der archaischen Zeit, die zu unabhängigen Poleis wurden, bleiben die Kleruchien integrale Bestandteile von Athen, ihre Einwohner erhalten das dortige Bürgerrecht.

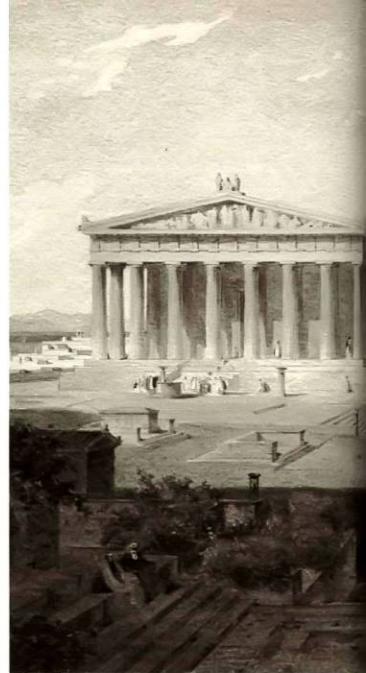
Die Athener siedeln unter anderem auf der Insel Euböa und in Amphipolis, das die Zugänge zu Goldbergwerken kontrolliert. Perikles führt persönlich im Jahr 447 v. Chr. 1000 Siedler zur thrakischen Chersones und zwölf Jahre darauf Kolonisten nach Sinope an die Küste des Schwarzen Meeres.

„Dies alles ordnete er an“, berichtet Plutarch, „um die Stadt von dem Haufen arbeitsloser und deswegen unruhiger Elemente zu befreien, der Not des Volkes zu steuern, die Bundesgenossen einzuschüchtern und ihre Aufruhrgeilste durch eine Art von Besatzung niederzuhalten.“

Eine perfekte Lösung für viele Probleme des Perikles: Indem er land- und arbeitslose Männer neue Städte in der Ferne bauen lässt, nimmt er sozialen Druck von Athen – und übt zugleich politisch-militärischen Druck auf die Verbündeten aus.

Denn die Bundesgenossen sind, wie er illusionslos erkennt, nicht mehr freiwillig auf Seiten Athens. Warum sollen sie hohe Tribute für eine Flotte bezahlen, die sie nicht mehr beschützt, sondern beherrscht? Weil sie, wie Perikles nüchtern folgert, von ebenjener Flotte dazu gezwungen werden – und weil das Volk von Athen, zufrieden durch den Reichtum des Seebundes, dies so verlangt.

Thukydides wird Jahre später eine Rede des Perikles zitieren. Womöglich hat der sie wörtlich so nie gehalten, denn niemand führt Protokoll, wenn Athens Politiker vor der Volksversammlung sprechen. Doch in ihrer brutalen Ehrlichkeit, in ihrem blanken Zynismus



Athen ist eine Männergesellschaft, Patronin der Stadt ist jedoch eine Tochter des Zeus: Athena. Die kriegerische Göttin ist allgegenwärtig – ob als kolossale Beschützerin auf der Akropolis [zwischen Parthenon, links, und Erechtheion] oder als Verzierung jener Marken, mit denen den Richtern vor der Verhandlung Sitzplätze zugelost werden

können diese Gedanken nur von Perikles stammen: „Eine Art Tyrannis ist ja bereits die Herrschaft, die ihr ausübt“. ruft da der Politiker den Athenern zu und meint deren Hegemonie im Seebund. „Sie zu ergreifen mag ungerecht scheinen, sie aber loszulassen ist lebensgefährlich.“

Perikles bemüht sich nicht einmal, die Herrschaft Athens moralisch zu legitimieren. Athens Dominanz ist ungerecht, manchmal brutal, ist reine Machtpolitik und sonst nichts. Kein Ideal begründet sie, sondern die Tatsache, dass die Athener besser sind als andere Griechen.



chen: „Hoher Sinn steht nur dem zu, der sich auch geistig seinem Gegner überlegen fühlt, und das trifft auf uns zu.“

Soll man aber eine Herrschaft, die ungerecht ist (aber eben auch so wundervoll profitabel), aufgeben? Niemals!, hämmert Perikles seinen Zuhörern ein. Denn ohne Gewalt würden die eben noch Verbündeten rebellieren und Athen bedrohen.

Athens Dominanz ist unmoralisch, doch das zählt nicht: wichtig ist allein, dass sie überhaupt ausgeübt werden kann. Allein die Existenz der Herrschaft, nicht deren Legitimation, erzwingt eine brutale Politik.

„Klientelpolitik“ wird man dies fast zweieinhalb Jahrtausende später nennen. Denn der Seebund nützt vor allem den Ruderern der Flotte, den Waffenschmieden und Werftarbeitern, den Reedern und Großhändlern, den landhungrigen Abenteuerern.

Attikas Bauern aber, die als Hopliten in jedem Krieg noch immer das Gros der

Landarmee zu stellen hätten, könnten auch mit einer mildernden Herrschaft ihrer Stadt oder sogar ganz ohne Seebund leben – ebenso viele Adelige, die Verwandte in anderen Poleis haben.

AM ENDE STELLT Perikles die Interessen seiner Anhänger – und damit seine eigenen – über die der gesamten Polis.

„Außer Rand und Band, wolle sich das Volk wie ein wildes Pferd dem Zügel nicht mehr fügen, sondern besieße Euböa und bespringe die Inseln“, spottet ein anonymer Komödiendichter über die Athener und deren Anführer. Perikles betreibt mehrere Invasionen auf Euböa, lässt die Einwohner Hestiaias vertreiben, befehligt persönlich einen Feldzug gegen Samos.

Diese Insel, vor der kleinasiatischen Küste gelegen, ist einer der ältesten und wichtigsten Verbündeten Athens. In einer unbedeutenden Gebietsstreitigkeit zwischen Samos und Milet schlägt sich Athen auf die Seite Milets – und reagiert

maßlos. Perikles lässt nach Kampf und Belagerung die Mauern von Samos schleifen; die Stadt verliert ihre Flotte und muss 1200 Talente Reparationen zahlen. Führende Männer werden hingerichtet oder ins Exil geschickt, samischen Kriegsgefangenen ein Zeichen in die Stirn gebrannt.

Athens Demokratie wird für seine Verbündeten zur Terror- und zur Willkürherrschaft. Am Samos statuiert Perikles ein Exempel dafür, was es heißt, gegen Athen zu sein – und wohl auch gegen ihn persönlich. Denn Milet, zu dessen Gunsten Samos so viel leiden muss, ist die Heimat seiner Frau Aspasia.

Doch nackte Gewalt allein stabilisiert Athens Position irgendwann nicht mehr und damit auch nicht die des Perikles. Längst haben die Ereignisse eine Eigendynamik gewonnen, die nach immer neuen Aktionen, nach weiterer Eroberung verlangt. Die prächtigen Bauten, die imposante Flotte, die weitgespannten Kleruchien, die siegreichen Feldzüge: Alles das kostet viel Geld. Die Politik, so wie Perikles sie führt, ist bald nicht mehr zu finanzieren.

Wohl vor allem deshalb verfällt er dem Gedanken, sein Heil in einem neuen, im allgriechischen Krieg gegen Sparta und dessen Verbündeten zu sehen. Thukydides wird später, als erster Historiker der Geschichte, bei einem Krieg zwischen Anlass und tatsächlicher Ursache unterscheiden.

Die Anlässe häufen sich seit dem Jahr 433 v. Chr. Es sind zumeist Konflikte zwischen Poleis, von denen die eine mit Athen, die andere mit Sparta verbündet ist. Als das mit Sparta verbündete Theben die mit Athen verbündete Stadt Platäa überfällt, bricht im Jahr 431 v. Chr. der Peloponnesische Krieg aus. Die Ursache aber, der „wahre Grund“ für den Krieg sei, so Thukydides, im geradezu zwangsläufigen Zusammenprall der beiden griechischen Mächte zu suchen: in

Spartas „Furcht, die Athener könnten also mächtig werden“.

Doch dies schreibt ein Anhänger des Perikles. Tatsächlich sind die Spartaner zögernd, ja widerwillig in den Krieg gegangen. Ihre Polis hat sich noch lange nicht von dem Erdbeben und dem Helotenaufstand des Jahres 464 erholt (siehe Seite 46). Die Verbündeten drängen zum Krieg und drohen mit Abfall, falls Sparta nicht endlich eingreift. Und selbst nach dem thebanischen Überfall auf Plataäa, als Spartas Phalanx bereits an der Grenze zu Attika aufmarschiert ist, schickt einer der Spartanerkönige noch einmal einen Boten nach Athen, um Friedensverhandlungen anzubieten.

Doch Perikles lässt diesen Abgesandten nicht einmal reden. Vor der Volksversammlung setzt er durch, dass der Mann seine Botschaft nicht vortragen, ja mit niemandem in Athen sprechen dürfe. Unter Bewachung wird er zurück zur Grenze geschickt.

Denn eigentlich ist Perikles es, der den Krieg will.

Thukydides erwähnt es nur nebenbei, vielleicht hätte er es gern ganz ver-

schwiegen: Zu den „Anlässen“ des Krieges zählt er auch, dass die bedeutende Stadt Megara plötzlich von allen Märkten des Attischen Seebundes ausgeschlossen wird. Weshalb? Thukydides lässt dies offen, einen glaubwürdigen Vorwand scheint es nicht zu geben. Dieser Handelsboykott jedoch würde Megara – einen der wichtigsten Verbündeten Spartas – ruinieren.

Will Sparta Athens Hegemonie nicht widerspruchslos akzeptieren, was undenkbar ist, muss es den Krieg erklären. „Nur um sich zu sichern, steckt‘ er selber unsre Stadt in Brand!“ warf hinein den kleinen Funken: das megarische Edikt“, wird Aristophanes zehn Jahre später in bitterem Spott über Perikles dichten.

Sparta hat nicht aus Furcht vor Athens weiterem Aufstieg und damit also präventiv den Krieg gesucht, sondern im Gegenteil den Kampf als letztes Mittel gesehen, als Perikles dem Rivalen nur noch die Wahl ließ zwischen Kampf oder Kapitulation.

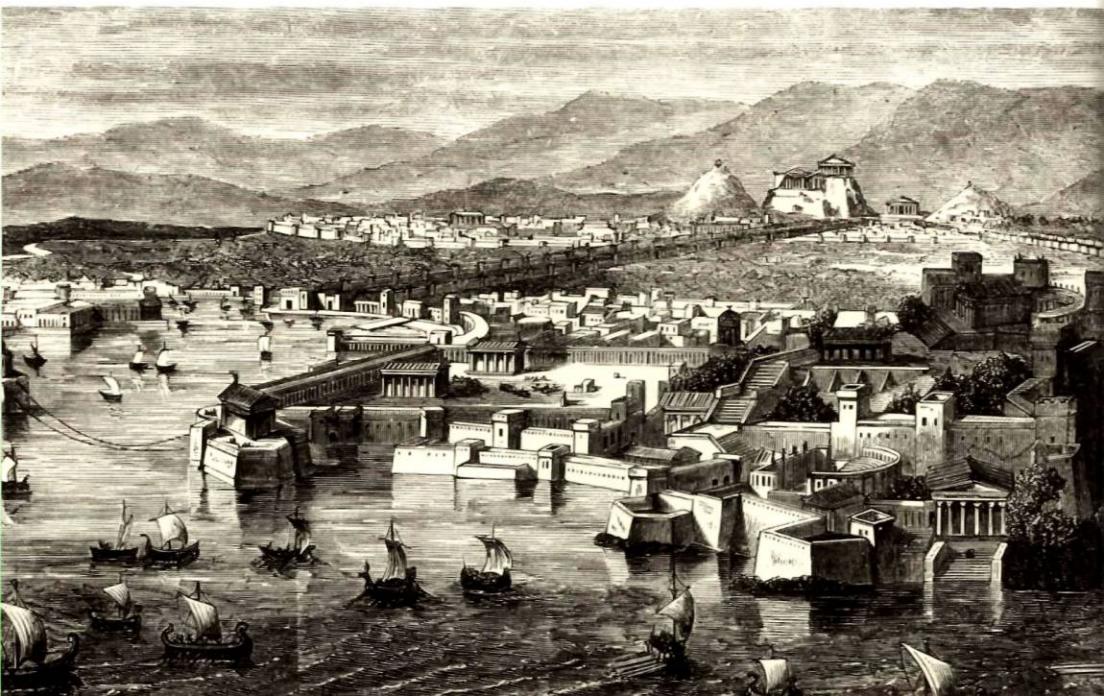
SO BEKOMMT PERIKLES seinen Krieg, doch überleben wird er ihn nicht. 27 Jahre

wird der Konflikt dauern, nur während der ersten beiden wird sich der Politiker noch an Macht und Leben klammern können.

Die Strategie des Perikles ist simpel und scheint zunächst sehr effektiv zu sein. Die Athener sollen die gefürchteten spartanischen Phalanx keine Schlacht bieten, sondern sich hinter die uneinnehmbaren Mauern ihrer Stadt zurückziehen. Mögen die Spartiaten doch Attika plündern – Athens überlegene Flotte läuft derweil aus dem Hafen und überfällt im Rücken der spartanischen Invasoren den Peloponnes, deren eigene Küsten.

Es ist ein Krieg gegen Griechenlands Zivilbevölkerung, eine zynische Aufrechnung der Ressourcen. Da Athen an Bevölkerung und Reichtum Sparta überlegen ist, wird es, so rechnet Perikles wohl, den Vernichtungskampf länger durchhalten als der Rivale.

Das erste Kriegsjahr vergeht so, wie Perikles es vorausgesehen hat: Attika brennt, einige Küstenstädte des Peloponnes aber auch. Die Bauern aus Athens Umland leiden mehr als die Ru-



derer und Ausrüster der Flotte. Klientelpolitik also selbst hier. Und damit sich die Wut der Ausgeplünderten nicht äußern kann, verhindert Perikles angeblich (man weiß heute nicht genau, wie) jegliche Zusammenkunft der Volksversammlung. Streng genommen hat Athen also aufgehört, Demokratie zu sein.

Das zweite Jahr beginnt ähnlich: Die Athener drängen sich in ihrer Stadt und geben ihr Land dem heranrückenden Feind preis, die Spartiaten verwüsten Attika, derweil rüstet sich im Piräus Athens Flotte abermals zur Plündereinfahrt gen Süden.

Die Seuche von 430 v. Chr. aber durchkreuzt die Strategie des Perikles. Zwar lässt Perikles selbst dann noch rüsten, als die Athener schon in Blut und Galle sterben. Zwar stechen schließlich 100 Trieren in See, um Spartas Verbündete auf dem Peloponnes zu verheeren. (Die Schiffe werden aber auch die Seuche zu den im Feindesland ausharrenden Athener Belagerungsgruppen tragen). Doch Perikles ist nicht länger Herr der Situation.

Und jetzt, da er seinen Anhängern keine Vorteile mehr verschaffen kann, löst sich seine Macht einfach auf.

THUKYDIDES IST seltsam schweigsam, wenn er den Sturz des Perikles beschreibt. Doch so viel ist sicher: Wut und Hass erfassen die Athener. Verzweiflung über die Seuche und Angst vor dem Krieg, für den sie vor kurzem noch freudig gestimmt haben. Zum ersten Mal seit zwei Generationen droht den hochmütigen Athenern eine Niederlage. Drohen militärische Entmachtung, Tributzahlungen, Geiselauslieferung, vielleicht gar Vertreibung und Versklavung.

Ein Schuldiger wird gesucht.

Perikles versucht, die Volksversammlung zu beeinflussen, doch es gelingt ihm nicht. Zu groß ist inzwischen der Hass auf ihn, zu tief die Verachtung. „Du, der Satyr Regent, warum willst du denn nicht/ selber greifen zum Speer, statt über den Krieg/ nur zu reden vor uns mit des Wortes Gewalt./ als wärst du ein Feigling wie Teles?/ Und schärfst einer nur am Wetzstein den Dolch,/ so klappern dir schon die Zähne im Mund“, höhnt der Dichter Hermippus.

Das Volk versammelt sich. Gesandte werden nach Sparta geschickt, sie sollen Frieden erbitten. Doch die Spartiaten wollen die Athener sterben sehen.

Irgendwann im Herbst des Jahres 430 v. Chr. haben Athens Bürger genug. Wer sich noch auf den Beinen halten kann, schleptzt sich zur Phyx – einem halbrund abfallenden Hang gegenüber der Akropolis, auf dem sich das Volk zur Versammlung trifft. Auf einer Rednertribüne präsentiert sich Perikles. Er appelliert an den Gemeinsinn der Athener und fleht sie an, nicht zu verzweifeln. Vergebens.

Der Rat der 500 bringt den Antrag ein, den Strategen Perikles noch vor Ablauf seines Amtsjahres abzulösen. Die Abstimmung erfolgt offen, per Handzeichen. Und welche Demütigung: Perikles, Stratego seit 13 Jahren, wird miten im Krieg abgesetzt.

Schlimmer noch: Einige Tage oder Wochen später steht er sogar vor Gericht. 1500 Richter haben darüber zu befinden, ob Perikles der Unterschlagung öffentlicher Gelder schuldig ist. Er hält eine der letzten Reden seines

Lebens. Sechs Minuten – bis die Wasseruhr abgelaufen ist. Sechs Minuten Rechtfertigung für einen Krieg und für drei Jahrzehnte Politik.

Doch er kann die Richter nicht überzeugen. Sie verurteilen ihn zu einer hohen Geldstrafe, angeblich entgeht er nur knapp der Hinrichtung.

Perikles aber gibt nicht auf. Schließlich geht es nicht nur um Krieg und Frieden, um die Konsequenzen seiner lebenslangen Politik, sondern um etwas, das ihm vielleicht stets das Wichtigste überhaupt ist: um seinen Ruhm.

Also kandidiert er, die Seuche wütet noch immer in Athen, unbeirrt bei der nächsten Wahl wieder für das Strategenamt. Und das Volk von Athen, jener unberechenbare, launische, gefährliche Herrscher, der ihn im Herbst 430 v. Chr. abgesetzt, gedemütigt und beinahe zum Tode verurteilt hätte, erweist ihm im darauf folgenden März wieder seine Gunst. Und wählt Perikles erneut zum Strategen.

Doch seine Zeit ist abgelaufen. Der Politiker lebt noch lange genug, um Zeuge zu werden, wie seine beiden äl-

Wagemut



Am Piräus, sieben Kilometer von Athen entfernt, liegt der wichtigste Hafen der Stadt. Von hier aus segeln Frachter bis nach Sizilien und zur Schwarzenküste. Und er ist die Basis der Trieren-Flotte – jener von bis zu 200 Ruderern auf drei Decks vorangetriebenen, beweglichen Kriegsgaleeren, welche die Ägäis beherrschen



Als Politiker scheitert Perikles am Ende. Doch sein Mythos überdauert die Epochen – symbolisiert auch durch dieses Gemälde, das ihn umgeben von Dichtern, Philosophen und Künstlern zeigt [Philipp von Foltz, 1852]

thon und dem Prunk des Perikles – wie der seine mächtvolle Wirkung entfaltet.

THUKYDIDES, der trotz aller Parteilichkeit beste Chronist des Perikles und, betrachtet man die Wirkung seines Werkes, einflussreichste Historiker der Weltgeschichte, wird nach der Seuche und dem Tod des Politikers selbst zum Akteur im Peloponnesischen Krieg. Im Frühjahr 424 v. Chr. wird er zum Strategen gewählt. Doch im darauf folgenden Winter verliert er in der Nord-Ägäis die Stadt Amphipolis an die Spartane. Das Volk von Athen bestrafte diese Niederlage mit 20 Jahren Verbannung.

Sein Exil führt ihn zu Verbündeten und Gegnern Athens. Niemand beobachtet diesen Krieg genauer als er – und schreibt alles Bemerkenswerte nieder. So wird aus dem gescheiterten Feldherren ein Chronist des Krieges. Sein Stil ist sperrig: Nicht das menschliche Drama, sondern die Lehre aus der Geschichte will er darstellen. Und gerade dies, seine genaue Beobachtung und Beurteilung von Politik und Kriegsführung, findet noch heute Bewunderer und Nachahmer.

Thukydides erlebt die Niederlage seiner Heimatstadt irgendwo im Exil – das lässt sich aus einigen Sätzen in seinem Bericht herauslesen. Doch sein Werk und seine Person umgibt ein Geheimnis. Vielleicht ist er nach Kriegsende zurückgekehrt, aber Spuren hinterlässt er in Athen nicht mehr. Manche antike Chronisten berichten, er sei ermordet worden; andere behaupten, er sei bei einem Schiffbruch ertrunken.

Sein Geschichtswerk – für das kein Titel überliefert ist – hat er wohl nie vollenden können. Seine Darstellung endet nicht mit Athens Niederlage, sondern bricht bei der Beschreibung eines Kriegszuges sechs Jahre davor ab – mittan im Satz: „Nachdem er zuerst nach Ephesos gekommen war, brachte er ein Opfer dar für Artemis...“ □

testen Söhne der Seuche erliegen. Dann, im September 429 v. Chr., kommt das tödliche Fieber auch zu ihm.

25 JAHRE LANG DAUERT das von Perikles provozierte Morden zwischen Athen und Sparta daraufhin noch an. Die Seuche verschwindet ebenso rätselhaft, wie sie aufgekommen ist. Die Athener kämpfen weiter. Sie verheeren die Küste des Peloponnes. Sie plündern in Kleinasien, brennen und morden im östlichen Mittelmeer. Ringen schließlich sogar um die Gunst des verachteten Perserkönigs. Und sie schicken eine riesige Flotte nach Sizilien, um das mächtige, mit Sparta verbündete Syrakus einzunehmen.

Dies aber ist das letzte Abenteuer der Großmacht Athen. Denn Syrakus lässt sich nicht niederringen. Athens Männer sterben in Sizilien oder enden als Sklaven in den Syrakusaner Bergwerken. Im Jahr 404 v. Chr. kapituliert Athen, ausgeblutet und von den Bündnispartnern verlassen, vor den Spartiaten.

Tatsächlich aber gibt es im Peloponnesischen Krieg keinen Gewinner. Athen verliert den Seebund und damit das Fundament seiner Macht. Niemals wieder wird es Griechenland militärisch dominieren.

Doch auch Sparta ist am Ende: eine überforderte Macht, zu schwach, um Hellas zu ordnen. Andere Poleis werden sich erheben – Korinth etwa oder Theben –, und der Krieg der Griechenstädte untereinander wird sich noch gut 70 Jahre lang hinziehen.

Schließlich werden erst Makedoniens Könige dem Kampf ein Ende machen – und zugleich der Kultur des klassischen Griechenland (siehe Seite 128).

Athen wird, als Stadt, über all den Wirren niemals zerstört, seine Bürger werden niemals versklavt. Der Wunderbau auf der Akropolis bleibt bestehen, und auch der Ruhm seiner Philosophen. Athen wird zur Schule, zu einem geistigen Epizentrum der antiken Welt – und bleibt dies selbst dann noch, als in Rom längst die Kaiser über das Mittelmeer und weit darüber hinaus herrschen und Griechenland unterworfen haben.

Im Jahrhundert nach dem Peloponnesischen Krieg endet die Epoche der Poleis und der Demokratie. Die makedonischen Könige, später die römischen Imperatoren, lassen keinen Platz mehr für autonome, freie Stadtstaaten.

Es werden zwei Jahrtausende vergehen, ehe das Ideal der Demokratie – symbolisiert durch Athen zu seiner Glanzzeit zwischen dem Sieg von Marath-



Gut für das Herz. Noch besser für das Gehirn: Berührung.

Körperkontakt beeinflusst die gesamte menschliche Entwicklung. Denn für das Wachstum und das Wohlbefinden des Menschen, für seine Erfahrung und seine Wahrnehmung der Welt sind das Berühren und Berührwerden von elementarer Bedeutung. GEO erklärt, warum das so ist.

Nicole Richter

GEO
16. Jan. 2002 - DAS NEUE BILD DER ERDE

BERÜHRUNG
Tasten, Erfahren, Begreifen: Wie Körperkontakt den Menschen prägt

SÜDSEE
Expedition ins Romantische Asiensparadies

HÖHLEN
Im Herzen der Finsternis

AMEISEN
Die Armee der Ameisen

RIO
Eine märchenhafte Schnecke



Der Mensch ist das Maß



Nicht nur in der Politik, auch in der Kunst entdecken die Griechen das Individuum. In wohl keiner anderen alten Kultur wird der Mensch so oft zum Objekt und zum Maßstab für die Schönheit – auch wenn sich dieses Ideal, etwa in der Plastik, im Lauf der Jahrhunderte wandelt: In der Archaik (ca. 620–480 v. Chr.) sind Statuen würdevoll, ja starr. Die Figuren der Klassik (480–320 v. Chr.) posieren in vollendetem Harmonie. Im Hellenismus schließlich (320–30 v. Chr.), und dort nirgendwo so deutlich wie in der Laokoon-Gruppe, ist alles Pathos: Jeder Muskel gespannt, jede Gefühlsregung ins Gesicht geschrieben. Marmor, das Material für die Ewigkeit, friert einen winzigen Moment Zeit ein

Götter lassen den trojanischen Priester Laokoon samt dessen Söhnen von Meeresschlangen erwürgen. Denn der hatte seine Mitbürger vor dem Holzpferd gewarnt, in dem sich die griechischen Belagerer in die Stadt Troja schmuggeln wollten: wahrscheinlich die römische Kopie eines hellenistischen Originals des 2. Jhdts. v. Chr.



Aus *oinochoen* fließt der Wein, mit dem die Griechen ihre Gäste bewirten. Die rotfigurige Kanne wird im 5. Jahrhundert v. Chr. in Attika mit Darstellungen von Fackelläufern dekoriert. Auf der schwarzfigurigen hält ein attischer Maler um 510 v. Chr. Kreusa fest, die Tochter des Trojanerkönigs Priamos



Amphoren sind die Transport- und Vorratsbehälter der Antike. Prachtvoll bemalt dienen sie aber auch als Siegespreis, als Weihgeschenk oder Grabbeigabe. Im italienischen Kampanien entsteht gegen 340 v. Chr. die rotfigurige Amphore mit der mythischen Kindesmörderin Medea, und um 530 v. Chr. bemalt der attische Meister Erebias eine schwarzfigurig mit den Helden Achill und Aias beim Brettspiel



Griechen pflegen den Wein mit Wasser zu verdünnen – in Gefäßen wie diesen kratern. In Poseidonia, dem heutigen Paestum bei Neapel, entsteht im 4. Jahrhundert v. Chr. das Gefäß mit der Versuchung des Odysseus durch die Sirenen. Ebenfalls in Italien gefunden: der attische Krater mit der Darstellung eines Banketts (um 575 v. Chr.)

Vasen



Auch Trinkgefäße werden künstlerisch gestaltet. Diese kotyle mit einer Boxkampf-Szene entsteht um 530 v. Chr. in Korinth

Krieger und Sportler, Helden und Bauern, Kinder und Alte – auch die griechische Keramik wird häufig von Menschenbildern geschmückt. Manche Schalen und Kannen sind prunkvolle Sieges- oder Grabbeigaben, andere profane Küchengeräte oder Exportprodukte. Oft spiegeln sie den Zeitgeist und verraten, welche Mythen in den Städten populär sind, wie Reich und Arm feiern und arbeiten, welche politischen Triumphre zelebriert werden. Insofern ist die Keramik ein Griechenland umspannendes Medium des Kulturaustausches, eine Metasprache aus gebranntem Ton

Reliefs sind die Kunst des öffentlichen Raums: Groß und prominent platziert, etwa als Fries an einem Tempel, sind sie Demonstrationen des Reichstums, der Macht und des Selbstvertrauens einer polis und ihrer Bürger. Auf dem Parthenon etwa verherrlicht der Panathenäenfries – Männer, Frauen und Jünglinge einträglich im Festzug zu Ehren der Göttin – die ungeheuer selbstbewusste Demokratie zur Blütezeit Athens. Andere Bildwerke symbolisieren die Tradition und kulturelle Orientierung einer Stadt – wie diese Darstellung aus dem ionischen Smyrna (1. Jhd. v. Chr.): Der Dichter Euripides überreicht Skene, dem personifizierten Theater, in Gegenwart des Gottes Dionysos eine Herakles-Maske

Relief



ΕΥΡΕΠΙΔΗΣ

ΔΙΟΝΥΣΟΣ





Dieses Mosaik, das Alexander den Großen bei einer Schlacht gegen den persischen Großkönig Dareios zeigt, ist die Kopie eines hellenistischen Gemäldes, gefunden in einer pompeijischen Villa



Im 2. Jhd. v. Chr. erschafft der Künstler Sosos aus Pergamon diese Tauben. Erhalten sind sie aber nur noch als römische Nachschöpfung, gefertigt für Kaiser Hadrian



Die »Hirschjagd« entsteht im späten 4. Jahrhundert v. Chr. als Kieselmosaik in Makedoniens Hauptstadt Pella

Mosaiken



Griechische Häuser sind spärlich möbliert, weshalb ihre Besucher die Wirkung der Bodenbilder aus farbigen Steinen ungestört bewundern können. Lange bevorzugen die Hellenen in ihrer Formensprache reine Ornamente; erst seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. komponieren sie Mosaiken aus Menschen, Tieren und Mythengestalten. Erhalten geblieben sind Originale indes nur selten. Oft sind sie heute nur durch römische Nachahmungen bekannt – denn die Römer imitieren auch diese Kunstform ihrer östlichen Nachbarn

Terrakotten

In archaischer und klassischer

*Zeit brennen die Griechen Statuetten
aus Terrakotta, um sie als Weih-
gaben in Heiligtümern aufzustellen.*

*Während des Hellenismus pro-
fanisiert sich diese Kunst. Jetzt
schmücken die kleinen Figuren auch
Hausaltäre und Wohnräume und
werden als Beigaben in Gräber
gelegt. Und selbst in scheinbar
banalen Szenen offenbart sich noch
der Traum vom schönen Menschen:
Die beiden Knöchelspielerinnen,
die im italienischen Capua gefunden
wurden, sind in ein Geschicklichkeits-
spiel vertieft. Zugleich aber sym-
bolisieren sie Anmut, Eleganz und
diskrete Erotik – und sind somit
Idealbilder der griechischen Frau □*





Das Dritte Griechenland

Vom 8. Jahrhundert v. Chr. an gründeten die Hellenen an den Küsten von Mittelmeer und Schwarzen Meer neue, von der Heimat unabhängige Stadtstaaten. Der Althistoriker Karl-Joachim Hölkenskamp über die frühe griechische Staatenwelt und das Hellas jenseits von Athen und Sparta

Herr Professor Hölkenskamp, was verbirgt sich hinter dem Begriff „Drittes Griechenland“?

Hölkenskamp: Vor allem eine Vielzahl kleinerer Stadtstaaten – solche, die dem Durchschnittstyp der griechischen *polis* entsprachen. Anders als Athen oder Sparta. Denn bei denen handelte es sich um krass untypische Fälle dieser sozialen und politischen Organisationsform.

Wieso?

Schon wegen ihrer schieren Größe – ihrer räumlichen Ausdehnung und ihrer Bevölkerungszahl. Dagegen gab es Hunderte griechischer Stadtstaaten, *poleis*, die nur einen dorfähnlichen oder kleinstädtischen Siedlungskern hatten und allenfalls mehrere hundert erwachsene Männer militärisch aufzubieten vermochten. Insgesamt lebte in diesen kleinen lokalen Einheiten aber die große Mehrheit der Griechen.

Konnten solche winzigen Stadtstaaten überhaupt unabhängig sein?

Sie verfügten jedenfalls – und das ist entscheidend – über innere Autonomie und teilten mit den Groß-Poleis Athen und Sparta einerseits und vielen kleineren und kleinen Städten im Mittelmeerraum andererseits die gleichen

institutionellen politischen und sozialen Strukturen.

Das heißt, sie waren demokratisch verfasst?

Das muss man differenziert sehen. Die Zahl derjenigen Poleis, in denen alle Bürger volle politische Rechte genossen, war sicher nicht allzu groß. Es gibt viele Beispiele von Stadtregierungen, die von den Griechen selbst als oligarchisch wahrgenommen wurden, in denen die volle Teilhaberschaft an politischen Entscheidungen an relativ enge, zum Beispiel durch Vermögen definierte Kriterien gebunden war. Und dann muss man bedenken, dass die Vollbürger – diejenigen also, die aktiv und uneingeschränkt an politischen Entscheidungsprozessen und an den Gerichtsverfahren durch Abstimmung partizipieren konnten – in jeder griechischen Stadt in der Minderheit waren gegenüber anderen, rechtlosen Einwohnern.

Existierten diese kleinen Poleis jeweils isoliert für sich oder tauschten sie sich untereinander aus?

Die Stadtstaaten teilten bestimmte kulturelle Muster miteinander, etwa die Religion. Im griechischen Raum gab es außer zentralen, gemeingriechischen Heiligtümern wie Olympia oder Del-

phi gemeinsame sakrale Zentren von regionaler Bedeutung, an denen die Poleis miteinander in Kontakt traten. Dort trafen sich die Menschen aus den großen Staaten Athen und Sparta mit denen aus dem Dritten Griechenland: sozusagen auf Augenhöhe.

Werden nur diese kleinen Gemeinden zum Dritten Griechenland gezählt?

Nein, dazu gehörten auch größere Stadtstaaten der klassischen Zeit wie Korinth, Theben oder Milet sowie die größeren Poleis unter den Kolonien wie etwa Syrakus. Korinth zum Beispiel war, schon aufgrund seiner Lage am Isthmos, die ihm Zugang sowohl zum Ägäischen wie zum Ionischen Meer bot, immer eine blühende Handelsstadt und für viele Griechen nicht nur wegen der panhel lenischen Isthmischen Spiele zu Ehren des Poseidon attraktiv.

Und Theben?

Auch Theben war ein Sonderfall: Es war deutlich größer als der Durchschnitt und mächtiger. Überdies hatte es schon früh verstanden, sich zur Hegemonialmacht einer größeren Struktur, nämlich des Böotischen Bundes, zu machen.

Wie stand es um die Städte im Osten, an der Westküste

Kleinasiens – um Milet, Ephesos und andere?

Auch sie zählten zum klassischen griechischen Raum und besaßen gleiche politische und soziale Strukturen wie die anderen Poleis.

Obwohl diese Städte ethnisch und kulturell anders geprägte Nachbarn hatten?

Ja, gewiss. Aber natürlich nahmen sie nahöstliche Einflüsse in nicht unerheblichem Maße auf, und sie gaben sie weiter an die übrige griechische Kulturgemeinschaft.

Griechen ließen sich also herab, von „Barben“ zu lernen?

Ach, dieser Begriff, der darauf zielt, dass andere als fremdartig, kulturell und zivilisatorisch zurückgeblieben gegenüber der eigenen Gruppe eingeschätzt werden, ist eine kulturelle Konstruktion späterer Zeit. Und er ist nicht nur zeit-, sondern auch regionspezifisch. Im 5. und 4. Jahrhundert zählten die Griechen sogar jene, die da oben in Nordgriechenland wohnten und den Wein ungemischt tranken, diese Makedonen, zu den Barbaren.

Waren sie denn früher toleranter gewesen?

Im 8. und 7. Jahrhundert durchaus. Aus archäologischen Funden – von einheimischer Keramik auf der einen

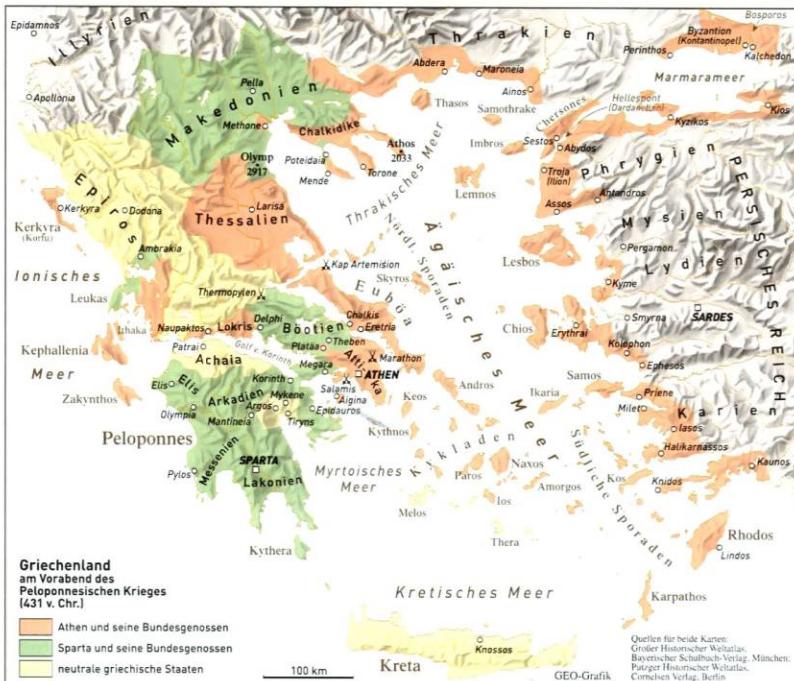
und von lokal gefertigter Keramik nach griechischen Vorbildern auf der anderen Seite – ist zu schließen, dass hier eine ausgesprochene Reziprozität des Austausches herrschte, dass es also intensive Beziehungen untereinander gab. Das gilt auch für die Übernahme bestimmter künstlerischer Praktiken wie der Filigran- und Granulattechnik etwa bei Schmuckstücken.

Von den orientalischen Hochkulturen...

... haben die Griechen vor allem in den so genannten „Dunklen Jahrhunderten“, seit dem 9. und 8. Jahrhundert, profitiert. Und sie haben nicht nur Luxusgegenstände und manche Gottheit wie etwa die Aphrodite importiert – sondern sogar später als typisch griechisch geltende kulturelle Praktiken wie das entspannte Liegen beim *symposion*, das seit jeher bei orientalischen Banketten geschätzt wurde. Später haben die Griechen allerdings die Tatsache, dass sie anderen Kulturen stark verpflichtet waren, elegant verdrängt.

Kontinent sie diese Einflüsse auch dann noch verdrängen, als sie immer mehr Kolonien zu gründen begannen – die ja ebenfalls zum Dritten Griechenland zu zählen sind – und dabei wiederum mit anderen Kulturen in Kontakt gerieten?

Besonders im späteren westgriechischen Raum, also in Italien, trafen die Einwanderer auf hoch entwickelte, raffinierte aristokratische Kulturen wie die der Etrusker. Und natürlich kam es auch da zu einem intensiven Austausch, wobei anzumerken ist, dass die Austauschformen in kein festes Raster zu bringen sind, sondern sich sehr unterschiedlich ausprägten, bis hin zur Akkulturation – zu einer weitgehenden kulturellen ge-



Fast alle wichtigen griechischen Stadtstaaten lagen an beiden Seiten der Ägäis. Doch 431 v. Chr., kurz vor dem Peloponnesischen Krieg, waren die meisten nur noch nominell unabhängig – denn die beiden Hegemonialmächte Athen und Sparta dominierten jeweils große Bündnisse

genseitigen Anpassung etwa in manchen Regionen Siziliens.

Waren die von Griechen gegründeten Kolonien im Westen des Mittelmeeres und an den Küsten des Schwarzen Meeres nicht Spiegelbilder jener Stadtstaaten, aus denen die Siedler ursprünglich stammten?

Viele Kolonien entstanden auch aus Abenteuerlust

Erst in ihrer voll etablierten Form. Man darf nicht davon ausgehen, dass da gewissermaßen auf dem Reißbrett entworfene griechische Städte entstanden, die in einem systematischen Gründungsakt und dann auch noch überall in gleicher Weise an die Küsten gesetzt wurden. Da hat kein Aristokrat in Delphi angefragt: Wo gibt es eine schöne Küste mit gutem Ackerland dahinter, wo ist nicht mit starkem Widerstand Einheimischer zu rechnen? – und hat sich dann mit ein paar hundert Leuten aufgemacht, ist vom Schiff an den Strand gestiegen und hat gesagt: Du kriegst das Land –

los in Planquadrat A4, du in B6, und morgen früh um neun Uhr treffen wir uns in Planquadrat F5, das wird dann die Agora.

Sondern wie war es wirklich?

Tatsächlich waren diese Pflanzstädte letztendlich das Ergebnis langer, eben auch komplizierter Prozesse der Kontaktaufnahme mit der einheimischen Bevölkerung. Gerade in Südalitalien war diese wohlorganisiert und von relativ hoher Kultur, und bevor Griechen dort eine regelrechte Stadt gründeten, lebte meist eine kleine Minderheit von ihnen lange mit den Einheimischen friedlich zusammen.

Quellen für beide Karten:
Großer Historischer Weltatlas,
Bayerischer Schulbuch-Verlag, München;
Puttgater Historischer Weltatlas,
Cornelsen Verlag, Berlin

Waren diese Siedlungen so weit wie Handelsposten?

Ja, soweit im Mittelmeerraum zu dieser Zeit – im 8. und 7. Jahrhundert – überhaupt von Handel im Sinne eines Austauschsystems auf der Basis einer Wertvergleichbarkeit von Gütern die Rede sein kann. Immerhin: Was die Fremden mitbrachten und was die Vorbevölkerung interessiert hat, war die schon damals hoch entwickelte griechische Technologie der Keramikherstellung. Nicht minder muss die einheimischen Eliten die ungeheure Kenntnis der Griechen in Schiffahrt und Geographie beeindruckt haben.

Weshalb sind so viele Griechen überhaupt ausgewandert?

Seit dem 8. Jahrhundert hatte das starke Bevölkerungswachstum in vielen Kleinstaaten des griechischen

Mutterlands dazu geführt, dass die Ressourcen, besonders die landwirtschaftlich nutzbaren Flächen, knapp wurden. Das klassische Beispiel für Auswanderung aufgrund solcher sozioökonomischen Zwänge war die Kolonie Kyrene in Nordafrika, die von der Ägäis-Insel Thera aus gegründet, dann in mehreren Wellen und auch von anderen kleinen Stadtstaaten aus besiedelt wurde. Wachsende Bevölkerung aber war nicht der einzige, womöglich nicht einmal der Hauptgrund für Auswanderung und Kolonisation. Manche großen Städte – Athen zum Beispiel, die bevölkerungsreichste griechische Polis – haben praktisch überhaupt keine Kolonien gegründet.

Weil man zu Hause genug Land hatte?

Die Athener setzten auf die so genannte innere Kolonisa-

tion: die fortschreitende Inbesitznahme des Territoriums im eigenen Umfeld.

Ahnlich wie die Spartane?

Sparta hat nur eine einzige Kolonie gegründet – Taras, das heutige süditalienische Tarent. Ansonsten verlegte es sich auf die territoriale Expansion durch kriegerische Eroberung der Nachbarstaaten.

Sie sagten. Bevölkerungsdruck sei nicht die einzige Ursache für Auswanderung und Kolonierung gewesen. Welche gab es denn sonst?

Vielfach spielte dabei die schlichte Abenteuerlust griechischer Aristokraten eine große Rolle. In den Miniaturstaaten des Dritten Griechenland fanden viele von ihnen einfach nicht genügend Entfaltungsmöglichkeiten.

Da die griechischen Kolonisten selten in leere Räume vorstießen, konnte es dabei

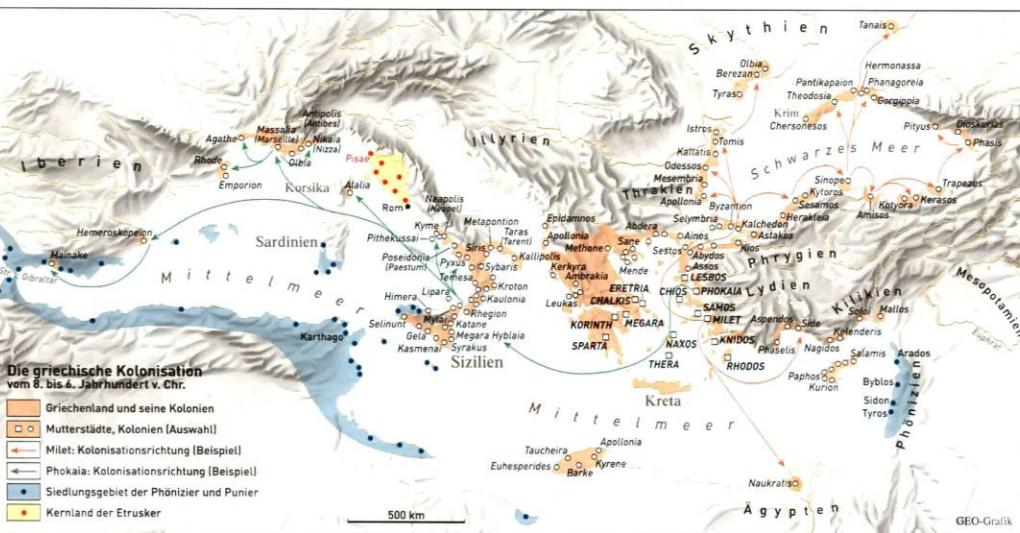
wohl kaum friedlich zugehen?

Kriegerische Auseinandersetzungen waren gar nicht so selten. Ein gutes Beispiel ist Metapont in Süditalien. In der Gegend um die später Stadt lebten Griechen und Einheimische mehrere Generationen lang friedlich zusammen. Die Konflikte entstanden, als die Zahl der Siedler zunahm und die Ressource Ackerland immer begehrter wurde. Etwa um 620 bis 600 v. Chr. wurde die einheimische Siedlung dann gewaltsam zerstört. Erst danach entstand die Stadt Metapont.

Eine griechische Polis nach bewährtem Muster?

Ja, und zwar sowohl urban, also topographisch-räumlich, als auch von der inneren Organisation und religiösen und politischen Organisation her.

Was verstehen Sie unter dem „topographisch-räumi-



Am Ende der etwa 200 Jahre dauernden Kolonisation, um 600 v. Chr., gab es an den Küsten von Mittelmeer und Schwarzen Meer mehrere hundert hellenische Kolonien. Über 90 „Pflanzstädte“ soll allein das ionische Milet gegründet haben. Athen hingegen richtete keine einzige Kolonie ein, und auch Sparta beschränkte sich auf nur eine: Taras in Süditalien. An der nordafrikanischen Küste waren die Griechen weit weniger erfolgreich, weil sich ihnen mächtige Rivalen wie die Karthager entgegenstellten

chen“ Muster griechischer Poleis?

Eine Topographie, die darauf beruht, dass alle öffentlichen Funktionen – die politischen, judikativen und religiösen – in einem überschaubaren Raum konzentriert sind. Dort können sich alle Bürger versammeln, dort üben sie ihre politischen und kultischen Funktionen und Rollen aus: unmittelbar, ohne Vertretung und öffentlich sichtbar. Das Besondere an der griechischen Zivilisation war die Herrschaft des gesprochenen Wortes im öffentlichen Raum – in der Agora, die für Debatten und Kontroversen reserviert war. Manche Historiker sehen darin – ich meine zu Recht – einen der Gründe für die Entwicklung des *logos*, für die Entstehung der griechischen Philosophie und damit der Wissenschaft schlechthin.

Die Agora sozusagen als Geburtsort der politischen und wissenschaftlichen Kultur?

Ja. Die griechische Staatsskultur funktionierte über Jahrhunderte und unterschied sich von den meisten anderen – besonders von den oft sogar benachbarten orientalischen Stadtstaatskulturen – dadurch, dass in der Mitte einer Polis keine hohe Mauer stand, hinter der sich ein Herrscher in seinem Palast verbarg. In der Mitte einer griechischen Stadt lag ein freier Platz, eben die Agora.

Sie war also das Zentrum der Polis?

Eines von zwei Zentren. Denn eigentlich muss man sich die frühe Polis als eine Ellipse mit zwei Brennpunkten vorstellen – der Agora und dem Tempel der jeweiligen Stadtgottheit. Beide waren meist topographisch aufeinander bezogen, etwa durch Straßen. Solche Straßennach-

sen führten manchmal auch von der Agora aus zu außerhalb der Stadt gelegenen Heiligtümern – wie ein Prozessionsweg. Dort, jenseits der Stadtmauern, wurden im übrigen auch die Toten bestattet.

Weshalb wurden die Verstorbenen nicht wie später im Christentum auf Kirchhöfen im Stadtzentrum bestattet?

Das liegt an der anderen Vorstellung der Griechen von Leben und Tod. In innerstädtischen Heiligtümern wurden allenfalls Stadtgründer oder Helden mit einem Monument verehrt. Grundsätzlich aber war die Polis der Raum der Lebenden – der Innenraum, wo man miteinander und mit den Göttern kommunizierte, in dem die Konflikte des Lebens geregelt wurden. Die Toten hingegen gehörten nicht mehr zu dieser Welt, wurden sozusagen ausgelagert vor die Stadt, in ihre eigene Welt.

Die Griechen sind vor allem im 8. und 7. Jahrhundert von Hellas aus in den Mittelmeerraum ausgewandert. Wieso gründeten sie ab etwa 600 v. Chr. kaum noch Kolonien?

Ein Faktor war sicher, dass es immer schwieriger wurde, akzeptable Räume für weitere Ansiedlungen zu finden. Zudem hatten sich die potenziellen Einwanderungsändern immer mehr konsolidiert. Und es war Konkurrenz aufgekommen – andere Mächte, die ebenfalls „Kolonien“ gründeten, insbesondere die Punier von Karthago aus. Hinzu kommt, dass die Großmacht Persien den Ostmittelmeerraum praktisch verschloss.

Wie viele Griechen sind in jenen zwei Jahrhunderten überhaupt ausgewandert?

Das ist leider nicht bekannt. Wir wissen nur, dass

Die mächtigste Kolonie war Syrakus

die meisten emigrierten Griechen in der Südhälfte des italienischen Stiefels und auf Sizilien relativ küstennah siedelten, dass aber die dortigen Kolonien selbst zu ihren besten Zeiten nur einige hundert bis allenfalls wenige tausend Einwohner hatten. Von einer sozusagen flächendeckenden Gräzierung des italienischen Stiefels kann also keine Rede sein.

Das griechische Syrakus aber hatte doch damals schon seinen Einfluss von Sizilien aus bis nach Südalien ausgedehnt.

Syrakus war eine Ausnahme, weil es nicht nur relativ groß, sondern auch sehr erfolgreich war. Es wurde auch in Hellas als bedeutender griechischer Machtfaktor wahrgenommen.

Gab es so etwas wie ein gesamtgriechisches Bewusstsein, das sich auch auf die Kolonien erstreckte?

Ja, schon, nur darf man es nicht als Bewusstsein einer politischen Identität oder als einen Wunsch nach Integration verstehen. Aber: Es gab die gemeinsame Sprache, und vor allem trafen sich die Eliten aus ganz Griechenland alle vier Jahre in Olympia zu den Spielen. Auch Delphi mit seinem Orakel war ein bedeutender Ort des kulturellen Austausches: so etwas wie ein Kristallisierungs- und ein Knotenpunkt gemeinsamer Gräßtätigkeit.

Kultur als Medium des gesamtgriechischen Bewusstseins?

Ja, es gab vieles, was von den Bewohnern der Poleis in Hellas und in den Kolonien als typisch griechisch empfunden wurde. Dazu gehörten bestimmte literarische Werke, natürlich die von Homer, dazu gehörten die besondere Ästhetik der Keramik, auch der Großplastik, und manche Architekturformen wie etwa im Tempelbau.

Was geschah mit den Kolonien, etwa in Südalien, als es zum Aufstieg des Imperium Romanum kam? Hörten sie auf, griechische Städte zu sein?

Nein. Die Römer griffen in innere Angelegenheiten von Unterworfenen ja nur dann ein, wenn es für den Erhalt ihrer Hegemonie unbedingt notwendig war. Und das bedeutete auch, dass deren Sprache oder kulturelle Praktiken, sogar deren Rechtssysteme von Rom keineswegs abgeschafft wurden. Rom verbündete sich zum Beispiel gern mit Italiens Griechenstädten, solange es noch keine maritime Tradition und Erfahrung hatte, und ließ sich von ihnen Schiffe stellen. So blieben denn auch Neapel oder Tarent unter den Römern, was sie gewesen waren: griechische Städte. Sie bewahrten sich zum Teil sogar ihre typisch griechische politische Grundstruktur von Ämtern, Ratsorganen und Volksversammlungen...

...der die römische ohnehin sehr ähnelt.

In der Tat. Schon Aristoteles hat ja gesagt – übrigens eine der frühesten Erwähnungen der Tiberstadt in der Literatur –, dass Rom eigentlich eine Art hellenische Polis sei. □

Prof. Dr. Karl-Joachim Hökeskamp, 50, lehrt an der Universität Köln und forscht seit langem zur Frühgeschichte der griechischen Welt, insbesondere zur Entstehung und Entwicklung der polis. Das Gespräch führten Ernst Artur Albaum und Dr. Ulf Kenzler.



Die olympischen Disziplinen, wie etwa die Wagenrennen, waren beliebte Motive der Vasenmaler



Im Namen des **ZEUS**

Aus einem religiösen Fest in der griechischen Provinz zu Ehren des Göttervaters wurde das größte Sportspektakel der Antike. In Olympia maßen sich alle vier Jahre die besten Athleten vor Zehntausenden von Zuschauern. Die Sieger, ausgeschickt von ihren Heimatstädten, wurden zu Idolen – und hoch bezahlt. So kam es, dass mancher Wettkampf durch Schmiergelder und andere Tricks entschieden wurde

Antike Diskuswerfer
drehten sich nicht um ihre
eigene Achse, sondern
warfen aus dem Stand. Sie
erreichten dabei – mit
einer wesentlich schwere-
ren Wurfscheibe – Weiten
um 35 Meter, etwa
die Hälfte der heutigen
Rekordmarke



Mit einem Zeus-Altar hat die Sache wahrscheinlich angefangen. Olympia war ein Zeus-Heiligtum. Zu dem Heiligtum gehörten dann später ein Orakel, über das wenig bekannt ist, sowie die Olympischen Spiele.

Wenn wir an das alte Olympia denken, machen wir uns meistens falsche Vorstellungen. Zum Beispiel: Die Athleten waren Amateure. Oder: Teilnahme war wichtiger als Sieg. Oder: Es gab keinen politischen Einfluss auf die Spiele.

Mit anderen Worten, wir Leute von heute glauben, dass unsere modernen Spiele verdorben und korrupt sind, während im alten Griechenland edle Menschen im Glauben an edle Ideale edle Dinge taten.

Ganz falsch.

Im Hain von Olympia standen viele Statuen. Wer sich dem antiken Olympia näherte, sah im Park neben den Sporthallen und den Tempeln nicht nur Statuen der Götter, sondern auch Statuen von

ren Weihgaben, eine Art ständige Vertretung.

„Olympischer Friede“ herrschte nur in der Theorie. Die Praxis sah so aus, dass Athleten und Besucher auf der Reise zu den Spielen nicht angegriffen wurden. Angeblich ging dies auf einen uralten Vertrag zurück, dessen Text die Veranstalter ihren Gästen gern zeigten. Der Vertrag stand auf dem olympischen *diskos*. Der Diskos war allerdings eine Fälschung.

Wegen eines kleinen Krieges irgendwo in der Nähe ließen die Griechen ihre Spiele nicht gleich ausfallen. Nicht mal ein großer Krieg störte sie. Als die Perser 480 v. Chr. in Richtung Athen vorrückten, registrierten sie irritiert, dass nicht wenige ihrer Gegner zu einem Sportfest reisten, statt sich für die Schlacht zu rüsten.

IN OLYMPIA TRAF sich alle vier Jahre ganz Griechenland. Wissenschaftler, Künstler, Politiker. Die Sportler traten im Namen ihrer Heimatstadt an, die sie im Falle eines Sieges mit Ehrungen überschüttete. Berühmte Dichter wie Pindar schrieben, gegen Honorar, Loblieder auf

zwischen zwei Olympischen Spielen. Wer das falsch macht, kann sich damit trösten, dass sogar Pindar und Herodot in dieser Hinsicht gelegentlich Verwechslungen unterliefen.

Startberechtigt waren nur Männer. selbstverständlich nur Griechen, sofern sie nicht des Mordes oder Tempelaubbes schuldig waren. 50.000 Besucher kamen, vielleicht mehr. Olympia lag seit 570 v. Chr. auf dem Gebiet der später gegründeten Stadt Elis, die in den Kriegen meistens mit Sparta verbündet war. 402 v. Chr. muckte Elis gegen Sparta kurz auf, verlor und musste einige Gebiete abgeben. Olympia durfte es behalten.

Die Verwaltung des Heiligtums organisierte die Spiele offenbar zur allgemeinen Zufriedenheit, trotz der stets wiederkehrenden Klagen über Souvenirjäger und Diebe, die Weihgeschenke aus den Tempeln von Olympia stahlen – so etwas lässt sich einfach nie ganz vermeiden.

Sportfeste und Wettkämpfe gehörten bei den Griechen zum Leben. Es gab sogar einen Wettsstreit im Wollkämmen für Mädchen. Agone. Sportfeste, waren immer mit einem Kult verbunden und fanden in einem Heiligtum statt. Sie

Das olympische Fest dauerte sechs Tage

Olympiasiern. Sieger hatten das Recht darauf, verewigt zu werden. Manchmal wurde die Statue von deren Heimatstadt bezahlt.

Seltsamerweise sahen sich die Statuen der Sieger einander alle ähnlich, fast wie Klone. Erst nach dem dritten Sieg durfte der Kopf einer Siegerstatue individuelle Züge tragen, und drei Siege schafften nur wenige. Außerdem sah der Besucher Kriegerdenkmäler. Säulen und Tempel mit Bildern von Kriegern, mit erbeuteten Waffen und Rüstungen. Sonderbar – überall in Olympia wurden die Besucher an Schlachten und Krieg erinnert. Das würden wir heute, bei unseren Spielen, niemals zulassen.

Olympia war eben ein guter Ort für politische Propaganda. Einige Städte, Elis, Syrakus und andere, ließen dort Denkmäler zu ihrem Ruhm errichten und unterhielten „Schatzhäuser“ mit kostba-

ren Athleten. In Athen durften Olympia-sieger zeitlebens gratis im staatlichen Banketthaus essen, unter Solon bekamen sie in Athen als Prämie den Gegenwert einer 500-köpfigen Schafherde.

Sieger wurden bei ihrer Heimkehr mit einer Art Konfettiparade gefeiert, bei der Blumen und Blätter durch die Luft flatterten. Für ihren triumphalen Einzug wurde mancherorts eine Bresche in die Stadtmauer gebrochen, sie bekamen einen Ehrenplatz im Theater und gehörten bis an ihr Lebensende zum städtischen Establishment. Olympiasiiege waren auch immer gut für eine anschließende Karriere als Politiker.

Nur der Sieg zählte. Ein zweiter Platz war nichts wert. Teilnahme ist wichtiger als Sieg? Über diesen Satz hätte ein griechischer Sportler gelächelt.

Bekanntlich bezeichnet das Wort „Olympiade“ den zeitlichen Abstand

dienten gleichzeitig dem Gottesdienst, der Geselligkeit und der Unterhaltung.

Vier Sportfeste unter den rund 300, die man heute noch kennt, galten als besonders wichtig: die von Delphi, Isthmia, Nemea und Olympia. Bei diesen vier „Kranzspielen“ gab es für den Sieger nur einen Kranz, keinen Geldpreis wie anderswo üblich. In Delphi war der Kranz aus Lorbeer, in Olympia aus Olivenzweigen, in Isthmia aus Fichte und in Nemea, besonders reizvoll, aus Sellerie. Wer alle vier Spiele gewonnen hatte, sozusagen den Grand Slam, durfte sich *periodonike* nennen.

WESHALB GERADE OLYMPIA das wichtigste Sportfest wurde, wissen wir nicht genau. Hing es mit dem olympischen Frieden zusammen? Mit dem geschickten Management der Eleer? Eine Siegerliste existiert seit 776 v. Chr., aber sie

ist wohl eine Fälschung. Wahrscheinlich sind die Spiele einige Jahrzehnte jünger.

Anfangen hat es wohl als regionale Veranstaltung. Zunächst gab es auch nur eine Disziplin, den Stadionlauf, der erste Sieger soll ein Koch gewesen sein. Dann wurde das Programm schrittweise ausgeweitet, und die Spiele wurden so attraktiv, dass sie sogar Sportler aus den griechischen Überseegebieten anzogen.

Zehn Monate vor dem großen Fest wurden die Kampfrichter, die *hellanodikai*, durch Los ermittelt. In den folgenden Monaten studierten sie die Regeln. In der frühen Zeit war es erlaubt, dass sie auch an den Spielen teilnahmen. Die Griechen brauchten ein paar hundert Jahre, bis sie erkannten, wie peinlich das ist.

Gelegentlich tauchten Gerüchte über die Bestechlichkeit von Richtern auf. Sie verhängten Bußgelder, mit deren Hilfe dann nach den Spielen Zeus-Statuen errichtet wurden, obwohl es ja eigentlich schon sehr viele Zeus-Statuen in Olympia gab. Wie sahen strafwürdige Vergehen aus? Der Boxer Apollonios aus Alexandria kam zu spät und entschuldigte sich mit widrigen Winden. In Wahrheit hatte er unterwegs noch schnell ein paar gut bezahlte Profikämpfe absolviert. Er wurde von den Spielern ausgeschlossen.

30 Tage vor den Spielen trafen die Sportler ein, um gemeinsam zu trainieren, vor Publikum. Das war Vorschrift. In dieser Zeit machten sich die Kampfrichter ein Bild von den Bewerbern, stellten fest, wer olympiauglich war und wer nicht. Weil sich nur wenige 30 Tage Ver-

späteren Zeit traten praktisch nur noch Profis an. Zwar bekam der Olympiasieger lediglich einen Kranz auf den Kopf gedrückt, aber bei anderen großen Sportfesten konnte er in den folgenden Jahren kräftig abkassieren, genau wie heute.

Startgelder für prominente Sportler sind zumindest in einem Fall belegt. Der Boxer und Kampfsportler Theogenes war 22 Jahre lang Profi, erzielte 1300 Siege, davon 24 bei den Kranzspielen, und war immer unterwegs. Wie viel er verdiente, können wir ahnen, weil er einmal in Olympia wegen Passivität zu einer Geldstrafe verurteilt wurde. Die Summe entsprach 33 Jahreseinkommen einer Tagelöhnerfamilie. Das Wort „Amateur“ gab es überhaupt noch nicht. Der Gedanke des Amateursports ist erst im 19. Jahrhundert entstanden.

Rund um die Sportstätten herrschte Gedränge. Leise war es bestimmt nicht. Die Besucher schliefen in Gästezimmern, von denen es immer zu wenige gab, in einfachen oder prächtigen Zelten, in Laubhütten, unter provisorischen Schutzdächern. Wer es sich leisten konnte, nahm ein Apartment im edlen *leoniadaion*, einer Herberge mit Garten und Restaurants.

Es gab Badehäuser, fliegende Händler, Schänken, Imbissbuden, einen Markt. Dichter, Gaukler und Wahrsager traten auf. An einem bestimmten Tag der Spiele wurden dem Zeus 100 Stiere geopfert. Das heißt: Zeus bekam nur die Schenkel, der Rest des Fleisches wurde an die Festgäste verteilt und an unzählige Feuerstellen gebraten. Die Belästigung durch Fliegen und andere Insekten soll übrigens kolossal gewesen sein.

Bei Grabungen wurden bis jetzt nur Latrinen für etwa 60 Personen gefunden, und die stammten auch erst aus der römischen Kaiserzeit. Es müssen sich hinter den Olivenbäumen und in den olympischen Gebüschen Szenen abgespielt haben, für die selbst ein Pindar keine Worte gefunden hätte.

Auch die Trinkwasserversorgung, aus Quellen, Flüssen und Brunnenschächten,



Alle Athleten mussten nackt antreten

dienstaufall leisten konnten, hielt sich die Zahl der Teilnehmer in Grenzen, erst reichte die Zahl der untauglichen. Wer nach Olympia kam, war meist ein Spitzenathlet. In den Laufwettbewerben waren dennoch Vorläufe, vielleicht auch Zwischenläufe notwendig.

AM ANFANG DOMINIERTE der Adel, weil nur Adelige genug Zeit zum Trainieren hatten. Später forderten manche Städte talentierte Athleten aus dem einfachen Volk mit Zuschüssen: Sporthilfe. In der

ligen Feuerstellen gebraten. Die Belästigung durch Fliegen und andere Insekten soll übrigens kolossal gewesen sein.

Bei Grabungen wurden bis jetzt nur Latrinen für etwa 60 Personen gefunden, und die stammten auch erst aus der römischen Kaiserzeit. Es müssen sich hinter den Olivenbäumen und in den olympischen Gebüschen Szenen abgespielt haben, für die selbst ein Pindar keine Worte gefunden hätte.

Auch die Trinkwasserversorgung, aus Quellen, Flüssen und Brunnenschächten,



Bei den ersten Olympischen Spielen war Laufen im Stadion noch die einzige Disziplin. Später wurde der Waffenlauf zum Höhepunkt der Sportfeste: Bis zu 25 nackte, aber gerüstete Männer maßen sich in einem Rennen – und symbolisierten zugleich die Kampfbereitschaft ihrer Heimatstädte

eine Lobrede auf die neue Wasserleitung und deren Erbauer. Niemand hörte ihm zu. Wieder vier Jahre später, 165, verbrannte sich Peregrinos während der Spiele öffentlich, um endlich, endlich auf sich aufmerksam zu machen.

Frauen waren nur als Zuschauerinnen erlaubt, das heißt, sofern sie noch ledig waren. Warum verheiratete Damen nicht zuschauen durften, bleibt eines der ungelösten Rätsel der antiken Spiele. Frauen, die gegen diese Regel verstießen, sollten von einem nahe gelegenen

Hügel geworfen werden, in den sicheren Tod.

Wir kennen heute nur noch einen Fall von Zutritterschleichung: Eine gewisse Kallipatreia wollte unbedingt ihren Sohn im Boxkampf der Knaben siegen sehen und verkleidete sich als Mann. Als der Sohn tatsächlich gewonnen hatte, verriet sie sich durch ihren Jubel. Sie wurde begnadigt.

Die Athleten traten in zwei Gruppen an: Männer und Knaben. Bei den Pferden war es genauso: erwachsene Tiere

und Fohlen. Die Einteilung durch die Kampfrichter scheint ziemlich willkürlich gewesen zu sein, eine festgelegte Altersgrenze ist nicht bekannt. Vielleicht waren es 18 Jahre. Geburtsurkunden gab es sowieso nicht. Es kam vor, dass der Jugend-Olympiasieger kurz nach den Spielen, bei einem anderen Wettkampf, den Sieger der Männerklasse bezwang.

DEN AUFTAKT DER SPIELE bildete eine Prozession. Athleten und Kampfrichter zogen auf der „Heiligen Straße“ von Elis

nach Olympia, immerhin fast 60 Kilometer. Das dauerte ein oder zwei Tage, die Historiker sind sich da nicht einig.

Die Sportler kämpften nackt, außer bei den Pferdewettämpfen, wo sich leicht etwas irgendwo in den Leinen verheddern kann. Warum nackt? Aristoteles schrieb, dass Nackte nicht so stark schwitzen müssen und noch dazu schön braun werden.

Die Griechen mochten braune Haut, und die Spiele von Olympia fanden im heißen August statt. Wenn die Griechen Vasen mit aufgemalten Sportszenen in Gegenden mit strengeren Sitten exportierten, dann malten sie Lendenschurze. Der Kunde ist König.

Das Fest dauerte sechs Tage. Am ersten Tag wurde, eingehakt von Fahnenschlüsseleien, der olympische Eid geleistet, im wesentlichen ein Versprechen, fair zu kämpfen, am zweiten Tag traten die Jugendlichen an. Der dritte Tag gehörte den Pferderennen und den Fünfkämpfern. Am vierten Tag wurden die Stiere geschlachtet, am fünften folgten Kampfsport und Laufwettbewerbe, zuletzt ein Waffenlauf, als symbolisches Ende der olympischen Friedensperiode. Der sechste Tag stand im Zeichen der

Siegerehrung, die stets in ein gewaltiges Gelage mündete.

Läufer traten in drei Disziplinen an: einfacher Stadionlauf, doppelter Stadionlauf und Langlauf. Das entsprach etwa 200 Metern, etwa 400 Metern und 3800 Metern. Der Waffenlauf wurde anfangs in voller Rüstung abgehalten, später nur noch mit einem symbolischen Schild. Es wurde nicht im Kreis gelauft, sondern hin und her – um zwei Wendenmarken.

Wer einen Fehlstart verursachte, wurde von Mitgliedern des Ordnungsdienstes, den *rhabduchoi*, mit Stockhieben öffentlich verprügelt. Die Läufer waren generell nicht so populär wie die anderen Sportler, außer vielleicht Superstars wie Hermogenes, genannt „das Pferd“, achtfacher Olympiasieger der Jahre 81, 85 und 89 n. Chr. Einen Marathonlauf gab es in der Antike nicht.

POPULÄR WAREN DIE BOXER. Der antike Boxkampf wurde ohne Handschuhe ausgetragen, stattdessen trugen die Kämpfer Ledergürtel um die Fäuste, deren scharfe Kanten beim Gegner blutende Wunden verursachten. Gezielt wurde vornehmlich, vielleicht sogar aus-

schließlich, auf den Kopf. Ausgeschlagene Zähne wurden von den Boxern meist unauffällig heruntergeschluckt, um dem anderen kein Gefühl der Überlegenheit zu geben.

Die demolierte Physiognomie der Boxer war in der Antike ein beliebtes Thema von Spottgedichten. Augenaustraten war allerdings ausdrücklich verboten. Der Kampf endete mit K.o. oder mit Aufgabe. Wer den Gegner auf faire Art tötete, ging straffrei aus. Ein Boxer, der seinem Widersacher die Fingernägel in den Leib grub, ihm die Eingeweide herausriß und ihn so umbrachte, wurde allerdings disqualifiziert – dieses so genannte „Graben“ galt in allen Kampfsportarten als ausgesprochen unfair.

Ringen war in Athen und anderswo Gymnasiumsfach. Ringer hatten ein beseres Image als Boxer. Beißen galt im Ringsport ausdrücklich als verboten, erlaubt aber war es, dem Gegner einen Arm oder Finger umzudrehen. Gekämpft wurde im Stehen, so lange, bis einer der Ringer seinen Gegner dreimal zu Boden geworfen hatte. Gewichtsklassen gab es nicht, deswegen hatten nur schwere Männer im Kampfsport eine Chance. Antike Ringer ähnelten japanischen Su-

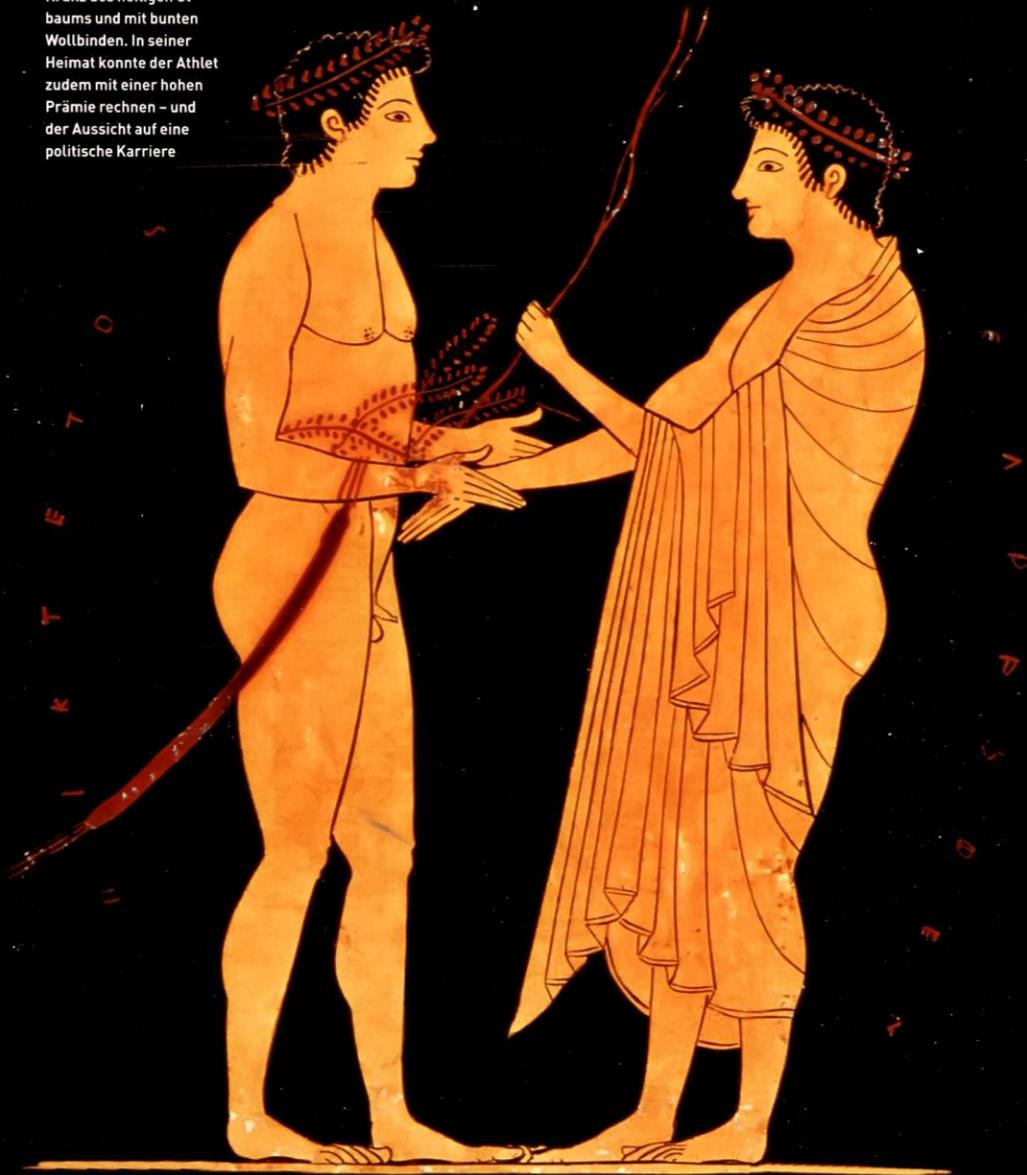
In manchen Faustkämpfen entschied schon der erste Schlag





Anfangs wickelten sich Boxer drei bis vier Meter lange, eingefettete Lederriemse um die Hände – wegen der besseren Schlagwirkung. Später wurde es dann noch gefährlicher: Die Athleten kämpften mit scharfkantigen Handschuhen, die schwere Wunden verursachen konnten – und manchmal einen Kampf schon innerhalb von Sekunden entschieden

Am Ende des Wett-kampfes wurde der Sie-ger geehrt - mit einem Kranz des heiligen Öl-baums und mit bunten Wollbinden. In seiner Heimat konnte der Athlet zudem mit einer hohen Prämie rechnen - und der Aussicht auf eine politische Karriere



moringern. Allerdings sind Sumokämpfe meist kurz. Antike Ringkämpfe dagegen konnten sehr lange dauern.

Der berühmteste Athlet des Altertums war ein Ringer. Milon von Kroton siegte sechsmal in Olympia und insgesamt 32-mal bei Kranzspielen. Er soll ein gigantischer Fettkloß gewesen sein, der täglich mehr als acht Kilo Fleisch wegputzte.

Pankration, Altkampf, war eine Art Catchen, Ringen, Boxen, Kinnstöße, Würgen, Knochenbrechen – alles war erlaubt, natürlich wieder mit Ausnahme des Beißens und des Grabens, wozu auch das Augenausstechen mit dem Finger gehört. Arrhachion aus Phigaleia durfte in dieser Disziplin der berühmteste Champion gewesen sein. Er war bereits zweimal zum Olympiasieger erklärt worden, als er bei seinen dritten Spielen im Finale in einem aussichtslosen Würgegriff steckte.

Statt aufzugeben, renkte der sterbende Arrhachion seinem Gegner in einem letzten Aufbüumen einen Zeh aus. Der

Besitzer des Rennstalls, Disziplinen für Stuten, Fohlen, Maultiere, für Zwei- und Vierspänner: Die Pferderennen waren der verwirrendste Teil des Programms, und sie waren nur etwas für Reiche.

Nur hier konnten auch Frauen Olympiasieger werden, sofern ihnen ein Rennstall gehörte. Gelungen ist das zum Beispiel der Spartanerin Kyniska. Oder Belastiche, der Mätresse eines ägyptischen Pharao. Unfälle waren üblich und erhöhten die Attraktivität der Wagenrennen.

LANGE ZEIT, FAST 150 Jahre, dominierte Sparta die Spiele. Die Wehrertüchtigung spartanischer Knaben trug Früchte. Die anderen Athleten reisten einzeln an, die Spartaner kamen als geschlossenes Team. Sie setzten neue Disziplinen durch, in denen sie sich Erfolge erhofften – zum Beispiel Langlauf und Fünfkampf. Es war wie heute: Ein besonders mächtiger und erfolgreicher Sportverband übt Druck aus und hat damit Erfolg.

Ben sich manchmal auch römische Teilnehmer in Olympia blicken, oft Prominente wie der spätere Kaiser Tiberius.

Auch Kaiser Nero war ein großer Sportfan. So kam es, dass für Nero die Spiele um zwei Jahre vorverlegt wurden, damit sie besser in seinen Terminkalender passten, und dass er zum Sieger im Wagenrennen erklärt wurde, obwohl der Kaiser, der selbst lenkte, gestürzt war und nicht einmal das Ziel erreichte.

Nero zuliebe wurde sogar Singen zur olympischen Disziplin erklärt. Für das Image von Olympia müssen solche Manöver mindestens ebenso übel gewesen sein wie heute Dopingsskandale. Das Bestechungsgeld, das dabei floss, soll eine Million Sesterzen betragen haben.

Neros Begeisterung für Griechenland war so groß, dass er dieser nun römischen Provinz sogar die Freiheit schenkte – eine Maßnahme freilich, die nach

Nicht einmal bei Krieg wurden die Spiele unterbrochen

Gegner, der nicht ahnte, wie schlecht es um seinen Widersacher stand, gab auf. Der tote Arrhachion wurde von den Kampfrichtern zum Sieger erklärt.

Der Fünfkampf bestand aus Ringen, Speerwurf, Diskuswurf, Weitsprung und Laufen – als Einzeldisziplinen gab es Werfen und Springen nicht. Es wäre natürlich interessant, zu erfahren, wie weit die Griechen geworfen haben oder gesprungen sind. Aber das wurde damals fast nie festgehalten. Wichtig war allein der Sieger, nicht die Leistung.

Im Diskuswerfen haben sie wohl etwa 35 Meter geschafft, wobei Größe und Gewicht der Scheibe nur vage festgelegt waren. Im Weitsprung benutzten sie Sprunggewichte, kleine Hanteln von einem bis 4,5 Kilogramm Gewicht, man sprang zu aufmunternder Musikbegleitung und aus dem Stand. Es wurden, wie heute im Dreisprung, mehrere Sprünge hintereinander absolviert, die genaue Zahl ist unbekannt. Sieger schafften insgesamt mehr als 16 Meter.

Beim Pferdesport galt nicht der Jockey oder Wagenlenker als Sieger, sondern der

Auf Spartas Einfluss ging möglicherweise zurück, dass die Sportler nackt antraten. Den anderen Griechen war die Nacktheit anfangs eher peinlich. Im Jahr 594 v. Chr. hatte Athen genug von den Siegen der Spartaner und ließ ein Sportförderungsprogramm in Kraft treten. Talentierte Knaben wurden systematisch für Olympia fit gemacht. Es klappete, die Zahl der spartanischen Sieger ging zurück.

Es kam vor, dass Städte Siegeskandidaten bei der Konkurrenz abwarben. Ein Topathlet namens Astylos siegte zuerst für Kroton, vier Jahre später trat er für das offenbar wohlhabendere Syrakus an – und gewann. In Kroton beschlagnahmten sie daraufhin sein Haus und zerstörten seine Statuen.

Dass Gegner bestochen waren, lag ebenfalls im Bereich des Möglichen. Der Boxer Eupolos aus Thessalien flog in Olympia auf, nachdem er drei Widersacher fürs Verlieren bezahlt hatte, darunter den Sieger der letzten Spiele.

Als Rom zur Supermacht und zum Beherrschenden Griechenlands aufstieg, lie-

Neros Sturz von den Römern rasch wieder zurückgenommen wurde.

EIN ANDERER RÖMISCHER Kaiser, Theodosius, hat die Spiele im Jahr 393 verboten. Sie seien heidnisch. Die Tradition wurde trotzdem noch eine Weile fortgesetzt, bis sie irgendwann erlosch. Und heute? Heute denken wir tatsächlich, dass damals, bei den Griechen, die Welt noch in Ordnung war.

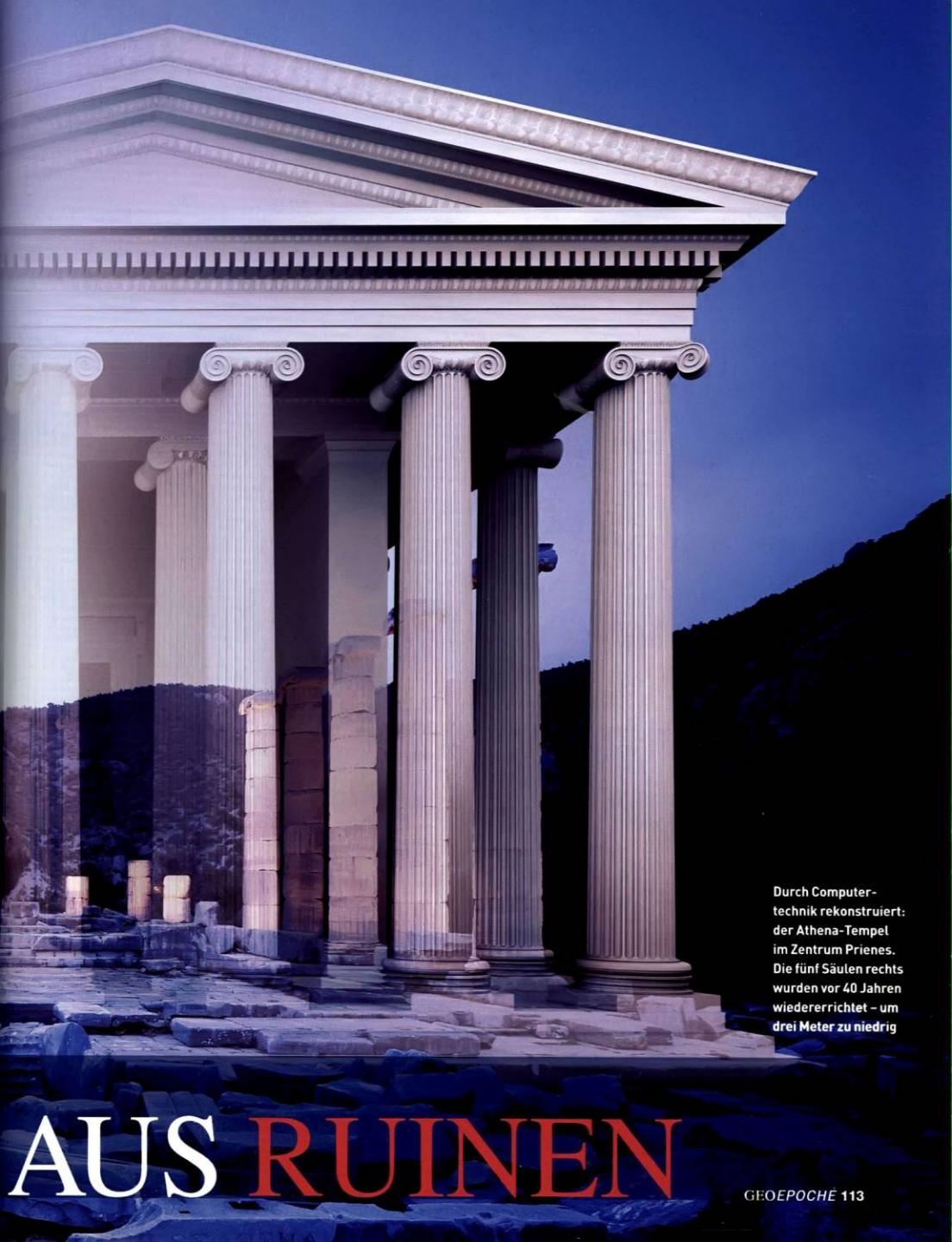
Im Jahre 1612 wurde wahrscheinlich zum ersten Mal der Versuch unternommen, die Olympischen Spiele der Antike wiederzubeleben. Der Engländer Robert Dover veranstaltete, in der Nähe von Birmingham, die „Olympick Games upon Cotswold Hills“. Auf dem Programm standen Frosch hüpfen, Hasenjagd, Schach und Windhundrennen.

Auch keine schlechte Idee. □

Harald Martenstein, 50, Autor aus Berlin, schreibt regelmäßig über die Sieger und die Gescheiterten in der Geschichte – zuletzt, in GEO EPOCHE „Deutschland um 1900“, über König Ludwig II. von Bayern. Alle Darstellungen von Sportlern in diesem Beitrag sind attischen Vasenbildern entnommen.

Um 350 v. Chr. begannen die Bürger von Priene, an einem Berghang eine neue, moderne Stadt zu errichten. Wohlgeplant sollte sie sein, einem strengen Raster folgen und damit – im Sinne des Philosophen Aristoteles – schön werden. Doch dann wurden einige Viertel bei einem Erdbeben zerstört, die anderen später für immer verlassen. So kommt es, dass Archäologen den Alltag in einer klassischen Griechenstadt kaum irgendwo besser erkunden können als in diesem Ort an der Westküste Kleinasiens

AUFERSTANDEN



Durch Computer-technik rekonstruiert:
der Athena-Tempel
im Zentrum Prienes.
Die fünf Säulen rechts
wiedererrichtet – um
drei Meter zu niedrig

AUS RUINEN

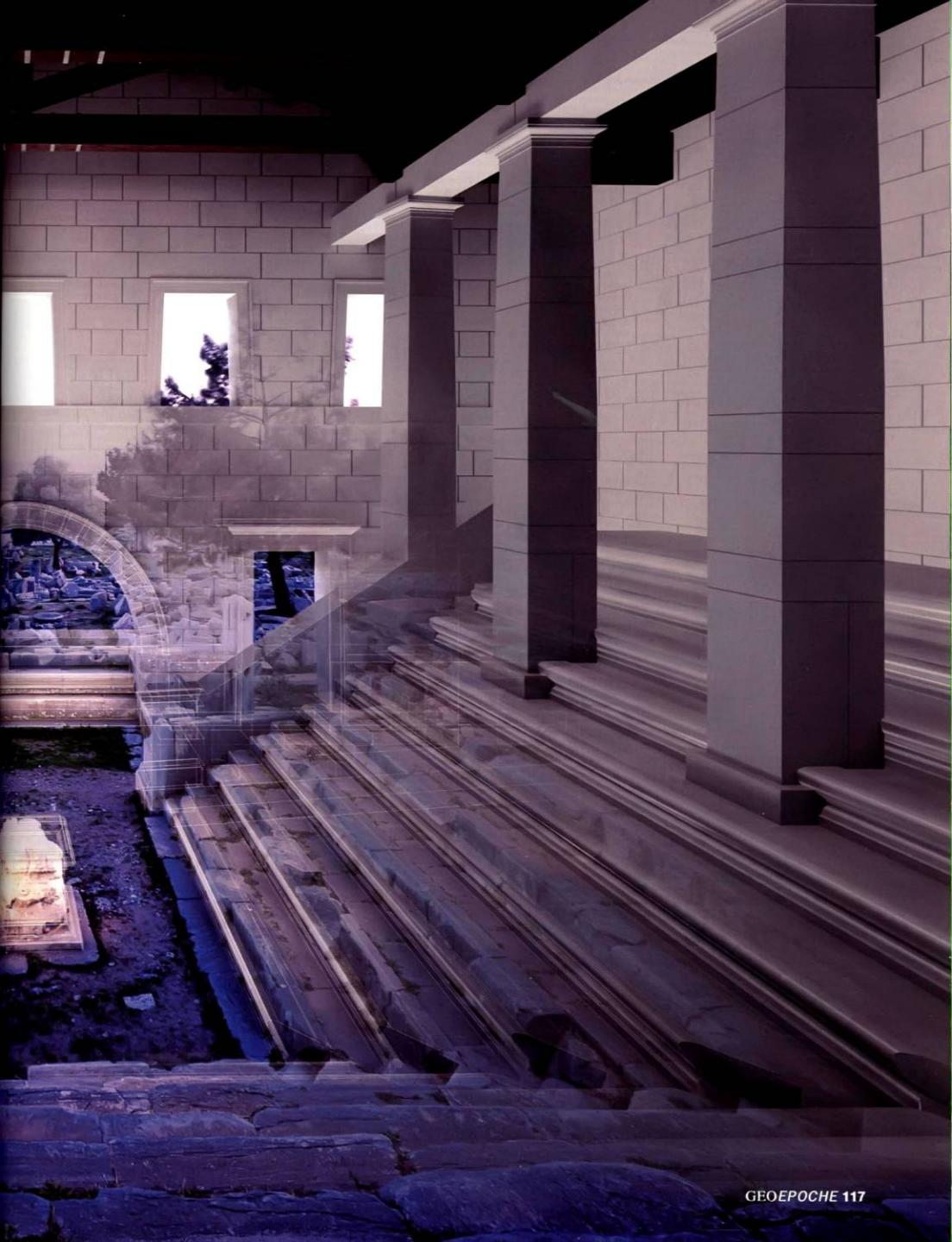


Anfangs traten die Schauspieler im Theater von Priene in der halbrunden *orchestra* auf, vor den Sitzen der Honoratioren. Seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. spielten sie auf der erhöhten *skene*, der Bühne. Auf den 6500 Plätzen trafen sich die Bürger der Stadt auch zur Volksversammlung





Regelmäßig kamen die Ratssherren ins *buleuterion*, um Beschlüsse zu fassen. Von ihren Entscheidungen erfuhren die Bürger am offenen Bogen in der Außenfront. Deutsche Archäologen, die Priene ab 1895 wissenschaftlich erkundeten, fanden auf dem Altar in der Mitte des Plenums Rinderknochen – Überreste eines Opfers





Heute führt der Laufbrunnen an der Hauptstraße kein Wasser mehr. In der Antike lief das Becken beständig über. Die städtischen Brunnen an den Wegkreuzungen wurden aus einer Quelle hinter dem Burgberg Priene gespeist – über ein Leitungsnetz aus ineinander geschobenen Tonröhren







Die Rekonstruktion eines Bürgerhauses in Priene: Ein schmaler Korridor führte von der Straße auf den Innenhof, begrenzt durch einen Nebentrakt und die Vorhalle zum Haupthaus. Hölzerne Flügeltüren darin öffneten sich in das Gastzimmer des Hausherrn (links) und in die Wohnräume der Familie. Deren Fußböden waren aus gestampftem Lehm, die Räume selbst mit ein paar Liegen, Regalen und Kissen ausgestattet und mit Bildern dekoriert.

VON ANJA HEROLD:
FOTOS: HEINER MÜLLER-ELSNER;
REKONSTRUKTIONEN: VALENTINA HINZ
UND STEFAN FRANZ

Feuergeruch liegt über der Stadt. Die westlichen Viertel brennen. Felsbrocken schlagen durch die Ziegeldächer. Deckenbalken bersten, entzünden sich an der Glut der Kochstellen, am Licht der Öllampen in den Häusern am Burgfels. Aus vielen Wohnblöcken leuchten Flammen. Über die Treppengassen eilen Menschen, straucheln an den Abwasserkanälen, versuchen sich in Sicherheit zu bringen. Vor Rauch und Qualm. Vor der Hitze der Feuer. Vor einstürzenden Wänden.

Nichts ist mehr zu retten. Nicht in den Wohnhäusern, nicht in den Werkstätten, nicht in den Läden an der Hauptstraße, die vom Seehafen durch das Westtor bis zum Markt im Stadtzentrum führt. Jeder Bürger der Griechenstadt, jede Frau, jedes Kind, jeder Sklave flieht.

Funken sprühend brechen die Dachstühle und begraben die Habe der Menschen. Auf Säulenfüßen ruhende Wassерbecken stürzen um. Kleidertruhen verholen, bis auf ihre Schlüssel und Schlossbleche aus Bronze und Eisen. Webstühle, Garne und Tuche verglimmen. Selbst eine Kasse mit 4313 Münzen lassen ihre Eigentümer auf der Flucht zurück, ebenso Formen zur Herstellung von Öllampen, eiserne Messer, Zangen, Beile, Haken, Scheren, ausladende Kannen, bauchige Schüsseln und Teller aus Ton, Schmuckkästen, Terrakottafiguren und Marmortaristotetten.

Nach und nach fallen die Dächer der Häuser in sich zusammen. Darüber legen sich die Lehmziegel der einstürzenden Wände und löschen die Flammen. Bald reicht die Luft nach kaltem Rauch.

SO MAG, SO MUSS ES gewesen sein. Damals, vor mehr als 21 Jahrhunderten, als das Unglück über Priene kam, eine griechische Kleinstadt an der Ägäisküste gegenüber der Insel Samos. Ein Erdbeben hatte mannshohe Gesteinsbrocken

aus der Steilwand des Mykale-Gebirges oberhalb der Stadt stürzen lassen. Die getroffenen Wohnviertel im Westen blieben danach Ruine. Die meisten Besitzer der Häuser kehrten nie mehr zurück – wohl aus Angst vor weiteren Felsschlägen.

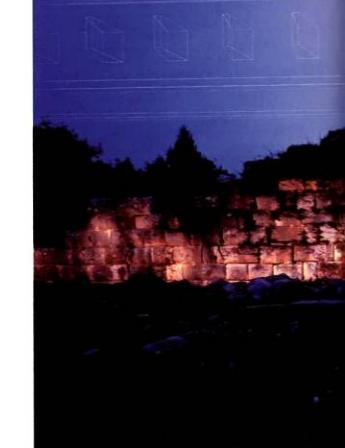
Die Zeit Prienes war bald vorüber. Einige Bauwerke wurden zwar noch errichtet, doch ging der wirtschaftliche Aufschwung Ioniens unter den römischen Kaisern an der Kleinstadt vorbei. Während die Nachbarorte – etwa Ephesos, Milet oder Smyrna – noch lange blühten und mehrfach umgebaut wurden, blieb Priene in seiner Bedeutungslosigkeit nahezu unverändert. Vor mehr als 700 Jahren gaben die letzten Einwohner ihre Stadt endgültig auf. Sie zerfiel, wurde weitgehend verschüttet – und damit zu einer archäologischen Kostbarkeit: Nirgendwo sonst im Westen Kleinasiens gibt es einen Platz, an dem sich der klassische griechische Städtebau besser studieren ließe.

„Überrascht von dem Reichthum und der Feinheit der dortigen Ruinen“ begannen Archäologen der Königlichen Museen zu Berlin im Jahre 1895 ihre Ausgrabungen – und auch heute arbeiten wieder deutsche Forscher vor Ort. Durch sie erhält Priene seine Geschichte zurück.

ES HATTE ZWEI STÄDTE dieses Namens am Rand des Mäander-Deltas gegeben: eine alte, durch Münzen und zeitgenössische Texte bekannte, von der allerdings niemand so recht zu sagen weiß, wo sie einst gelegen hat – und eine neue am Südhang des Mykale-Gebirges. Sie wurde um das Jahr 350 v. Chr. gegründet.

Weshalb es zu dieser Neugründung kam, ist bis heute ein Rätsel. Vielleicht war der Hafen der alten archaischen Stadt durch die Schlammmassen des Mäander verlandet, vielleicht wollten die Bürger der Stadt die sumpfige und heiße Ebene des von Mücken belagerten Schwemmlandes verlassen. Vielleicht wollten sie sich auch nur besser verteidigen können.

Sicher ist nur, dass für Neu-Priene all das eingeplant wurde, was im 4. Jahrhundert v. Chr. zu einer modernen griechischen Stadt gehörte: eine Wehrmauer; ein Tempel für die Schutzgottheit der *polis*; ein Hauptplatz (*agora*) mit Kaufmarkt, Wasserleitungen und Brunnen; ein Amtsklokal (*prytaneion*) und ein Sitzungssaal (*buleuterion*) für den Rat der Stadt; ein Theater für Zerstreuung und Volksver-



sammlungen; ein *gymnasium* für die Erziehung und Bildung der männlichen Jugend – und natürlich Privathäuser.

Das Ganze angeordnet nach einem regelmäßigen Raster, entlang sich rechtwinklig kreuzender Straßen. Dieses Wege-Netz galt als die „neuere Art“ der Stadtplanung. So hatte es Aristoteles in seinen „Politika“ beschrieben und durch die Nennung des Landvermessers Hippodamos von Milet auf alle Zeit mit dessen Namen verbunden.

Hippodamos war im 5. Jahrhundert v. Chr. von den Athenern angeworben worden, um nach dem Krieg gegen die Perser beim Aus- und Neubau des Hafens Piräus mitzuarbeiten. (In welchem Ausmaß er auf die eigentliche Stadtplanung Einfluss nahm, ist bis heute umstritten.) Seinem Auftrag gemäß teilte der Ionier den Baugrund ein, steckte die Grundstücksgrenzen ab und setzte dabei wohl erstmalig auf dem griechischen Festland einen Rasterplan um, bei dem die Maßeinheit der einzelne Wohnblock war.



Flächen für Agora und Tempel wurden dementsprechend in Teilen oder in einem Vielfachen der Wohnblöcke ausgedrückt, die öffentlichen, religiösen und privaten Räume von vornherein als solche ausgewiesen und Straßenbreiten nach dem zu erwartenden Verkehrsaufkommen festgelegt.

Erfunden hat Hippodamos einen solchen Stadt- und Flächennutzungsplan freilich nicht. Ähnlich durchdachte und schnell zu errichtende Anlagen gab es schon Jahrhunderte zuvor, etwa in den Arbeitersiedlungen Ägyptens, vor allem aber in den griechischen Kolonien, wie im süditalienischen Metapont oder in Selinunt auf Sizilien. Die Rasterstädte hatten große Vorteile in jenen Zeiten der Landnahme, der Kriege und der Piraterie. Stand erst einmal die Stadtmauer, konnten sie schnell errichtet werden. Das Konzept der Rastersiedlung machten sich auch die Bürger Miletis beim Wiederaufbau ihrer von den Persern im Jahr 494 v. Chr. zerstörten Stadt zunutze.

Fine gepflasterte Rampe führte zum Haupttor im Osten Prienes. Zwei Türme sicherten einst das Tor in der Stadtmauer. Sie war bis zu neun Meter hoch und umschloss die Stadt und den Burgberg

So nahm die griechische Stadtplanung ihren Anfang. Philosophen entwickelten aus den Erfahrungen in den Kolonien Theorien für den Städtebau. Gleichzeitig suchten Architekten, Baumeister und Bildhauer, durch ihre Kunstfertigkeiten (*technē*) die Natur zu beherrschen. Dem Historiker Thukydides galt das Fehlen einer Wehrmauer im 5. Jahrhundert als Ausdruck von Barbarei.

DOCH WO SOLLTE Neu-Priene entstehen? Das Territorium der Polis umfasste große Teile des waldreichen Mykale-Gebirges, aber nur wenige Plätze dort eigneten sich für eine Stadtanlage, so wie sie der Philosoph Platon kurz zuvor als ideal beschrieben hatte: Entscheidend bei der Wahl sollte das moralische und gesundheit-

liche Wohl der Bürger sein, sodann das Klima und die Bodenbeschaffenheit, die Wasserversorgung, der Wald- und damit Holzreichtum sowie eine gewisse Nähe zum Meer und zu einem Hafen.

Der Südhang des Gebirges war im Sinne Platons perfekt. Die Lage würde dem neuen Priene im Winter durch die niedrig stehende Sonne lange Wärme garantieren, die nach Süden offen geplanten Wohnräume aber im Sommer kühl im Schatten liegen lassen. Es gab mehrere Wasserquellen und reichen Baumbestand. Vom 370 Meter hohen Burgfels konnte man Feinde früh nahen sehen, sich gut verteidigen und hatte über einen Nebenarm des Mäander sowie über den eigenen Hafen Zugang zur Ägäis und damit zu Milet, der mächtigsten Seehandelsmetropole Ioniens.

Als einen der ausführenden Architekten bestellten die Priener den berühmten Pytheos, der gerade die Arbeiten am Grabmal des karischen Herrschers Mausollos in Halikarnossos abgeschlossen hatte (später galt das Mausoleum als eines der sieben Weltwunder). Auch für Priene plante der Architekt ein Meisterwerk: den Tempel der Athena, eine Huldigung an die ionische Bauordnung mit Säulen auf Basen und seitlich zu Schnecken eingedrehten Kapitellen.

Da der Bauplatz des neuen Priene unterhalb eines Steilhangs lag, musste der Berg durch eine Wehrmauer mit in das Stadtgebiet einbezogen werden – anders wäre der Ort von oben leicht anzugreifen gewesen. Diese Befestigung hatte Vorrang vor allen anderen Bauvorhaben; ihre Finanzierung musste gewährleistet sein, um das nicht einmal einen halben Quadratkilometer große Gebiet so schnell wie möglich zu sichern.

Bis heute ist unbekannt, woher das Geld für den Neubau kam. Auch weiß niemand, wie viel Zeit verging, bis die Mauer in einem Halbrund vor der Steilwand im Westen und Osten an den Burgfels heranreichte, um sich oben auf der Kuppe fortzusetzen und dort den Verteidigungsring zu schließen. Doch endlich erhob sie sich über der Mäander-Ebene: bis zum Wehrgang sechs Meter hoch, mit nur drei Toren und insgesamt 16 Türmen aus behauenen Marmorquadern – her-

ausgeschlagen aus dem Stadtberg von Priene.

Exakt nach den Haupthimmelsrichtungen war das Straßennetz ausgerichtet und mit dieser Einteilung auch die Größe der Wohnblöcke festgelegt worden – auf dem allseitig abfallenden Felsrücken mit seinem durchschnittlichen Gefälle von 20 Prozent eine Meisterleistung. Fast scheint es, als ob die Priener bei ihrem Streben nach einer schönen Stadt nicht nur Barbaren beeindrucken, sondern durch technisches Können zugleich auch die Natur bezwingen wollten. *Techne para physin*, hatte Aristoteles notiert, die Kunstfertigkeiten des Menschen arbeiten gegen die Natur.

Bis auf wenige Ausnahmen hatten alle Wohnblöcke die gleiche Grundfläche, und bald beherrschten mehrere hundert Quadratmeter große Terrassen das Gelände. Allein für die Agora und den Lebensmittelmarkt im Zentrum mussten bis zu sechs Meter Fels abgetragen werden. Kaum ein Verkehrsweg kam ohne Treppen aus. Einzig die Hauptstraße, die vom Westtor hinauf zum Marktplatz führte, hatte keine Stufen.

Schließlich teilten Landvermesser die Wohnblöcke in den Vierteln in jeweils acht gleich große Parzellen für die Privathäuser. Für seine Heimstatt musste jeder Bürger nun selbst aufkommen.

Ihr Trinkwasser führten die Priener aus einer Quelle hinter dem Stadtberg heran. Das Leitungssystem aus kurzen, ineinander geschobenen Tonröhren verlief weitgehend parallel zu den Straßen. An den Kreuzungen mündeten mehrere Rohre in Verteilertöpfe aus Keramik oder Stein, während Endrohre die Laufbrunnen an den Straßenecken beständig mit bergkaltem Quellwasser versorgten.

Wartungsöffnungen in den Rohren ermöglichten die Reinigung. Straßenkä-

le leiteten Regen und Brunnenwasser ab. Damit war die Kleinstadt Priene mit einer ebenso guten Wasserversorgung ausgestattet wie das große und stolze Athen.

Öffentliche Bauten finanzierte die Gemeinschaft über die Stiftungen reicher Bürger oder Gönner. So setzte sich etwa Alexander der Große in Priene für den Athena-Tempel ein – was zur Folge hatte, dass Kultbildraum und Vorhalle noch vor dem Tod des Makedonen (323 v. Chr.) fertig gestellt waren. Die Bürgerschaft dankte es dem Herrscher mit einer Weihinschrift an der Stirnwand des Bauwerks.

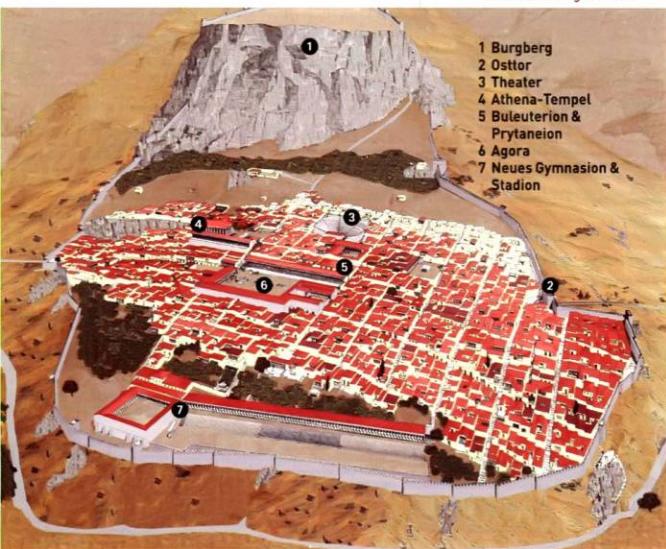
In wenigen Jahrzehnten wurde das neue, das hippodamische Priene zu einer Paradestadt des Hellenismus: im Sinne des Thukydides ein Bollwerk gegen das Barbarische, eine Schönheit nach den Anweisungen des Aristoteles und ideal gelegen nach den Vorstellungen Platons.

ABER WIE MAG DIESES Priene wirklich ausgesehen haben, damals um das Jahr 140 v. Chr., zur Zeit seiner höchsten Blüte?

Nur ein Weg führt aus der Stadt auf den Burgberg. Aus dem Fels geschlagene Stufen winden sich als Treppenpfad an der Steilwand empor, bis zu einem kleinen Felsheiligtum. Und nur von hier oben offenbart sich der ganze hippodamische Plan: Die öffentlichen Bauten liegen im Zentrum, die Tempel sind prominent platziert und die Häuser auf einem Raster wohlgeordnet.

Am Rand und doch nah genug zu den Ratsgebäuden ist der Ort der Volksversammlungen und Gerichtsverhandlungen, der Dramen und Komödien in den Fels geschlagen: das Theater mit Plätzen für rund 6500 Besucher. Nur durch das alte Gymnasion ist es vom Sitzungssaal und dem Amtslokal des Stadtrats an der Agora getrennt. Etwa 500 Ratsherren haben im quadratischen Plenum des Buleuterions Platz. Im Prytaneeion nebenan empfangen die diensthabenden Vertreter des Gremiums Bürger und Besucher.

Auf einer Felsrippe, hervorgehoben wie auf einer kleinen Akropolis, thront das Heiligtum der Athena. Vor etwa zwei Jahrhunderten hat Pytheos den Tempel geplant – fertig ist er noch immer nicht. Nach wie vor fehlen dem schmalen Bau



Die Musterstadt am Berghang: Die Wege kreuzten sich im rechten Winkel, der Hauptplatz lag im Zentrum, auf einem Felsrücken thronte der Athena-Tempel. Einzig das Stadion war nicht am Straßennetz ausgerichtet

- 1 Burgberg
- 2 Osttor
- 3 Theater
- 4 Athena-Tempel
- 5 Buleuterion & Prytaneion
- 6 Agora
- 7 Neues Gymnasion & Stadion

einige der knapp zwölf Meter hohen ionischen Säulen, die eine Ringhalle um das Tempelhaus ziehen. Darin residiert die Schutzmutter der Stadt: Athena Polias, behelmt, gepanzert, mit Speer, Schild und der Siegesgöttin Nike in der Hand, über einem Holzkern gearbeitet aus Gold- und Bronzeblech, Elfenbein und Marmor.

In der Mitte der Stadt können Aufseher von einem Podest den Lebensmittelmarkt überschauen. Sie wachen über die Fischhändler, Schlachter und Bauern, achten auf die Frische der Waren und auf das Verwenden geeichter Gewichte.

Gleich nebenan die Agora, das gesellschaftliche Zentrum Prienes, wo die Männer beieinander stehen und diskutieren. Kolonnaden mit kleinen Laden- und Amtsgeschäften in den Rückwänden umsäumen den rechteckigen Platz in allen vier Himmelsrichtungen, im Norden allein unterbrochen durch die Hauptstraße.

Während Haussklaven auf dem Markt Lebensmittel einkaufen, die wohlhabenden Bürger sich auf der Agora treffen und die männliche Jugend im Gymnasium trainiert, arbeiten in den Läden an der Hauptstraße wahrscheinlich Handwerker. Schuster nehmen Maß an den Füßen ihrer Kunden, fertigen Sandalen, Halbschuhe, Taschen und Riemens. Schmiede produzieren und reparieren Haken, Messer und Scheren, und womöglich bereitet ein Heilkundiger hier das weit über die Grenzen der Stadt hinaus gerühmte *skammonion* zu, ein Abführmittel aus dem getrockneten Saft des Purgierkrautes (noch im 1. Jahrhundert n. Chr. wird der römische Naturforscher Plinius der Ältere die Wirkung dieser Priener Arznei preisen).

Nur wenige Eingänge durchbrechen die Fassaden in den Wohngassen. Sie führen in Häuser, deren Mauern aus Bruchsteinsockeln und Lehmwerk an den Hang gebaut worden sind. Kalkputz und Ziegeldächer schützen die Wände vor Regen und Schnee. Einige der Bauten haben eine Grundfläche, die genau ein Achtel eines Wohnblocks ausmacht, manche sind deutlich kleiner, andere doppelt so groß.

Doch meist sind vier Räume an einem Hof angelegt: eine offene Vorhalle; das

Gastzimmer des Hausherrn (*andron*); ein Wohnraum sowie eine Seitenkammer. Die Fußböden sind aus gestampftem Lehm oder Kalkestrich. Es gibt ein paar Stühle, Regale und Lampenständer. Webrahmen lehnen an den Wänden. Die Räume sind mit Kissen, Decken und auf Holz gemalten Bildern dekoriert, mit Terrakottafiguren und Marmorstatuetten in kleinen Hausheiligtümern. Gekocht wird in irdem Geschirr auf tragbaren Kohlebecken. Der Rauch zieht aus schmalen Öffnungen an der Decke oder in den Dachziegeln.

Im *andron*, dem Gastzimmer, liegt der Hausvorstand beim *symposium* gemeinsam mit seinen Gästen auf Polsterliegen, diskutiert politische oder philosophische Fragen und lässt mit Wasser verdünnten Wein auf Beistelltischen servieren. Wohlhabende Herren laden zu Gelagen mit Musikanten, Tänzern und auch Hetären.

Vermutlich hat sie so ausgesehen, die Musterstadt der Priener am Rande des Mykale-Gebirges, als irgendwann zwischen 150 und 125 v. Chr. die Felsen auf sie herabstürzen und den Westen des Ortes zertrümmern, ehe anschließend ein Feuer ausbricht. Die Natur lässt sich durch Techné eben nicht völlig beherrschen.

*

Am Ortsrand des türkischen Dorfes Güllübahçe am Fuße des Mykale-Gebirges steht noch das alte Grabungshaus von 1859. Es wird heute vom Deutschen Archäologischen Institut genutzt. Im ersten Stock ragt eine dunkle Holzveranda aus der gekalkten Fassade. Zum Haupttor von Priene sind es nur ein paar Schritte bergauf. Dahinter wachsen zwischen Säulentrommeln, Torbögen, Mauerblöcken und Denksteinen Kiefern und Oleanderbüsch. Gräser und Wildblumen sprossen aus den Fugen der Pflastersteine. Glocken zweier Ziegenherden läuten herüber. In den Grundmauern von Haus 32 steckt ein Felsen, so groß wie ein Kleinwagen.

Der Brocken hat bereits vor mehr als 100 Jahren den deutschen Archäologen im Weg gelegen. Im 1904 veröffentlichten Plan des Hauses Nr. 32 ist notiert: „Nicht ausgegraben wegen großer Felsblöcke.“ In derselben Zeichnung haben die Archäologen auch die Position

ihrer Funde eingetragen: dreier Handmühlen, einer Büchse voller Münzen, eines Löwen aus Terrakotta, dreier Lampenformen. Etwa ein Drittel des Stadtgebietes ist in der alten Grabung zwischen 1895 und 1899 freigelegt worden, doch nur selten werden ihre Ergebnisse so genau vermerkt.

Was über Priene bekannt ist, haben Forscher seit damals nach und nach aus den Trümmern herausgelesen. Doch viele Details der Architektur- und Baugeschichte, der Sozialstrukturen und Wohnverhältnisse sind noch nicht ermittelt. Und so arbeitet ein deutsches Wissenschaftsteam um den Bauforscher Wolf Koenigs von der Technischen Universität München und den Frankfurter Archäologen Wulf Raeck seit sechs Jahren erneut in den Trümmern der Stadt.

Architekten und Bauforscher studieren Bearbeitungsspuren und Dübellocher jedes einzelnen Steinquaders, um Aussehen und Geschichte der Bauwerke rekonstruieren zu können. Archäologen graben nach den Hinterlassenschaften des Alltags, um mehr über das Wohnen und Leben in der antiken Stadt zu erfahren. Epigrafiker entziffern Inschriften auf Statuensockeln, Denksteinen und Mauerwänden. Wasserbauingenieure verfolgen das Leitungsnetz. Keramikkundler versuchen, einheimische Produkte von Importen zu unterscheiden, um so mehr über die Wirtschaftsbeziehungen der Griechenstadt zu erfahren.

Die Sozialgeschichte Prienes ist selbst nach über einem Jahrhundert Forschungsarbeit weitgehend ungeschrieben. Aber eines Tages werden die Wissenschaftler womöglich doch noch herausfinden, weshalb Priene neu gegründet wurde, zu welchen Städten es Beziehungen unterhielt, wie viele Einwohner es hatte. Und womit die ihr Geld verdienten.

So viel Geld immerhin, dass sie sich eine Musterstadt leisten konnten – erbaut nach den Vorgaben des großen Aristoteles.

□

Bei ihren Rekonstruktionen der Bauten von Priene stützen sich die klassische Archäologin Dr. Valentina Hinz, 39, und der Bauforscher Stefan Franz, 38, auf die – teilweise mehr als 100 Jahre alten – Forschungsberichte des Deutschen Archäologischen Instituts. Die Archäologin Dr. Anja Herold, 37, ist Redakteurin bei GEDEPOCHE.

PYTHEAS

ENTDECKUNGEN

Kein antiker Abenteurer hat sich so weit in Europas Norden vorgewagt wie Pytheas

VON PAUL METZNER

Es war eine seltsame Weltregion, in die der Reisende da geraten war: eine Gegend, in der sich alles aufzulösen schien, „in der es weder Land im eigentlichen Sinne gibt, noch See, noch Dunst, stattdessen aber eine Art Verbindung von allem, einem atmenden Wesen ähnlich, in welcher die Erde, das Wasser und alle Elemente auf eine Weise zusammengehalten sind, dass man sie weder betreten, noch mit dem Schiff befahren kann“. Dabei hatte er wahrliech schon viele Merkwürdigkeiten gesehen auf dieser langen Reise, aber so etwas noch nie.

Bis auf den heutigen Tag grübeln die Historiker darüber, was der Griech Pytheas von Massalia vor mehr als 2300 Jahren mit dieser wundersamen Beschreibung gemeint haben könnte. Zumal seine seltsamen Beobachtungen nur mittelbar überliefert sind, zitiert rund 300 Jahre später von dem griechischen Historiker und Geographen Strabon, der Pytheas zudem für einen Lügner hielt.

Doch Strabon hatte es nie bis in jene Weltgegend geschafft, in welcher der Mann aus Massalia bereits lange zuvor gewesen zu sein behauptete: in den hohen Norden, angeblich bis zum sagenhaften Thule, „von wo aus es nur

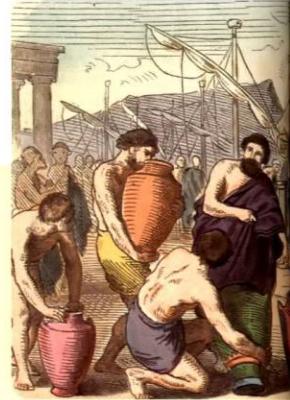
noch eine Tagesreise ist bis zu dem gefrorenen Meer“.

Gut möglich, dass Pytheas mit diesen Worten als erster Reisender in der Antike ein den Mittelmeer-Völkern bis dahin gänzlich unbekanntes nordatlantisches Naturphänomen zu beschreiben suchte: Treibeis.

Wer Pytheas war, weiß man nicht genau. Ganz sicher kannte er sich in Astronomie ebenso gut aus wie mit Schiffen, und Berühmtheit erlangte er als Forschungsreisender und Entdecker. Vermutlich entstammte er einer Händlerfamilie aus Massalia – einer Stadt, die griechische Kolonisten aus Phokaia um 600 v. Chr. nahe der Rhönemündung gegründet hatten.

Gut 200 Jahre später war die Kolonie zu einer der größten und wohlhabendsten Handelsstädte im westlichen Mittelmeer herangewachsen: Über Massalia gelangten griechischer Wein, Keramik und Trinkgefäße aus Attika ins keltische Hinterland. Im Gegenzug kamen Zinn aus Cornwall und der begehrte Bernstein von der Nordsee ans Mittelmeer.

Irgendwann zwischen 330 und 320 v. Chr. muss Pytheas begonnen haben, sein mehrjähriges Abenteuer vorzubereiten. Es war eine Zeit allgemeinen Aufbruchs. Immer weiter dehnten sich die Grenzen der bekannten Welt, und immer genauer fragten die Gelehrten nach ihren inneren Zusammenhängen. Gerade hatte Alexander der Große



mit mehr als 40 000 Soldaten das Perserreich erobert und war bis weit über den Indus vorgedrungen. Und in Athen diskutierte Aristoteles über das *zoon politikon*, den Menschen als staatsbildendes Wesen, und über die Kugelgestalt der Erde.

Wo Pytheas seine Reise begann, das ist unbekannt – sein Bericht „*Peri Okeanou*“, „Über den Ozean“, ist der Nachwelt nicht erhalten. So dass, was von Pytheas bekannt wurde, aus späteren Quellen stammt, aus Zitaten von Gelehrten, die sich seiner Daten bedienten, mehr aber noch von Zweiflern, die seine Schilderungen schlicht für Fantastereien hielten.

Vielleicht fuhr Pytheas in Massalia los; möglich, dass er eine *holkas* benutzte, eines jener dickbauchigen, stabilen Handelsschiffe, die in der Antike an allen Küsten des Mittelmeeres unterwegs waren und ohne die der wirtschaftliche und kulturelle Aufschwung dieser Weltge-

aus der griechischen Kolonie Massalia, der bis zum Polarkreis kam – wenn man seinem Bericht glauben darf



Mit 20 Meter langen Lastensegeln wie diesen ist Pytheas um 320 v. Chr. möglicherweise auf seine Reise in den Nordatlantik gegangen

gend nicht möglich gewesen wäre. Die *holkades* waren etwa 20 Meter lange einmastige Rahsegler. Zwar waren sie langsam, aber sie boten viel Platz – und sie benötigten nur wenige Mann Besatzung.

Für eine sichere Reise sorgten zudem die *ophthal-moi* unterhalb des Vorstevens, die Schiffsaugen. Denn in jenen Zeiten empfand man Schiffe noch als lebende Wesen, die Augen benötigten, um in den Weiten des Meeres ihren Weg zu finden.

Und so nahm der Mann aus Massalia seinen Weg entlang der Atlantikküsten von Iberia und Keltike. Er umschiffte Belerion, den Sitz der Stürme (*Land's End in Cornwall*), und besuchte vermutlich die keltischen Zinnminen an der dortigen Küste, von wo aus das zutage geförderte

Metall mit lederbespannten Booten über den Ärmelkanal ans Festland gebracht wurde. Denn wahrscheinlich suchte Pytheas nicht nur nach wissenschaftlichen Erkenntnissen, sondern auch nach neuen Handelswegen für Zinn und Bernstein.

Als erster Griechen befuhrt er die Irische See und umrundete die Insel Bretannik, die er dabei vom Meer aus vermaß: Er gab die Küstenlinie später mit 42 500 Stadien an, etwa 7832 Kilometer nach attischem Maß.

Eine erstaunliche Leistung, denn tatsächlich misst die Küstenlinie Großbritanniens rund 7600 Kilometer, und im 4. Jahrhundert v. Chr. gab es noch keinerlei optische Instrumente zur Landvermessung: Entfernungsmessungen wurden in Tagesreisen ausgegeben, die man dann nach Durchschnittswerten in Stadien umrechnete, wobei jedoch ein Stadion in Attika etwa 184,30 Meter, in Delphi aber nur 177,30 Meter maß.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte der Reisende auch als Erster, dass der Tidenhub des *oceanos* etwas mit dem Mond

zu tun haben müsse. Allerdings sah er die Mondphasen als Ursache von Ebbe und Flut, von Gravitation und Fliehkraft der Himmelskörper wusste er noch nichts.

Immer weiter nach Norden trieb es ihn. Er beobachtete die sich verändernden Tageslängen und den niedrigeren Stand der Sonne und errechnete mit dem *gnomon*, einem Schattenmessgerät, die Breitengrade der Orte, an denen er sich befand. Dabei erreichte Pytheas wahrscheinlich die Shetlands und die Färöer – und vermutlich den Polarkreis.

Denn im 1. Jahrhundert n. Chr. zitierte ihn der Astronom Geminus von Rhodos mit den Worten: „Bei verschiedenen Gelegenheiten zeigten uns die Barbaren den Ort, wo sich die Sonne schlafen legt. Es ist in diesen Gegenden nämlich so, dass die Nacht extrem kurz ist: zwei Stunden an einigen Stellen, drei an anderen, sodass die Sonne nach ihrem Untergang, obwohl nur

eine kurze Zeit vergangen ist, gleich wieder aufgeht.“

Die Beobachtungen und Berechnungen des Pytheas wurden 100 Jahre später von Eratosthenes aufgegriffen, dem Leiter der Bibliothek von Alexandria und Begründer der wissenschaftlichen Geographie, als er eine Karte der damals bekannten Welt zeichnete.

In einem ließ der gelehrte Reisende aus Massalia die nachfolgenden Generationen allerdings im unklaren: wo genau jener Ort lag, sechs Tagesreisen nördlich von Bretannik, an dem es „sechs Monate im Jahr Tag und die anderen sechs Nacht“ sei. Jener Ort also, den er vor 2300 Jahren Thule nannte.

Er könnte modernen Be-rechnungen zufolge auf den Färöer-Inseln gelegen haben oder in Nordnorwegen. Ganz sicher aber nicht auf Grönland – auch wenn es dort heute eine Ortschaft gleichen Namens gibt. □

Paul Metzner, 49, ist Journalist in Hamburg.

ALEXANDER



Der König

Bei Issos gewinnt Alexander
333 seine berühmteste Schlacht:
Dareios, Großkönig der Perser,
flieht vor dem Ansturm der 40 000
Griechen (Gemälde von Pietro
da Cortona, um 1645)



aller Könige

Wie ein Rasender fuhr Alexander mit seinem Heer unter die Perser und andere Völker des Ostens. Bis an den Rand der Erde wollte er gehen, um das Licht der griechischen Kultur in eine ferne, sagenhafte Welt zu tragen. Um den Orient zu zähmen. Bis er selbst der Faszination der Fremde unterlag – und dem Größenwahn

Der König hat sich verwandelt: das gestreifte Gewand, das Diadem, der Gürtel. Das purpurne Band, das seinen makedonischen Hut jetzt verhüllt. Sein persischer Sieglering, sein Harem, sein Leib-Eunuch. Seine Willkür, seine Arroganz.

Männer, die sechs Jahre lang mit ihm durch Hunger und Erschöpfung, durch Dürre, Regengüsse und Schnee marschiert sind, sollen ihm jetzt kniend huldigen, um anschließend den Gnadenkuss zu empfangen. Jetzt, im Sommer des Jahres 328 v. Chr., scheint der junge, edle König Alexander vollends zum Barbaren geworden zu sein.

Die Makedonen murren. „Dass wir einen solchen Lohn für unsere Mühen davontragen“, beschwert sich Alexanders Milchbruder Kleitos, Anführer des königlichen Bataillons, beim abendlichen Bankett. „Wir preisen alle die glücklich“, sagt Kleitos. „die gestorben sind, bevor sie sehen mussten, wie Makedonen mit persischen Ruten ausgepeitscht werden und wir bei Persern um Einlass bei unserem König bitteln müssen!“

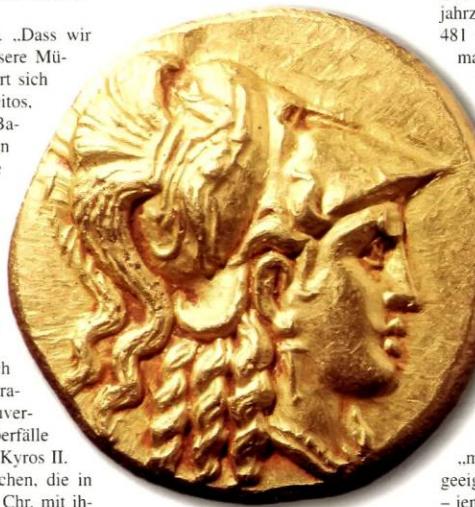
Dabei ist Alexander doch ausgezogen, um Asien zu strafen – nicht, um sich ihm anzuhangeln. Rache für die Überfälle der persischen Großkönige Kyros II. und Xerxes hat er versprochen, die in den Jahren 546 und 480 v. Chr. mit ihrem Heer und ihrer Flotte die griechischen Küstenstädte Kleinasiens unter ihr Regime brachten, in Griechenland einfielen und die Akropolis plünderten. Jetzt aber stecken die Rächer hier im Barbarenland fest, in der Landschaft Sogdiana am Rande der usbekischen Wüste Kizil kum, am Rande der Welt – mehr als 3000 Kilometer von der Heimat entfernt.

Und nicht nur die Umgebung sieht zunehmend fremd aus, sondern mehr noch der Feldherr.

IM FRÜHJAHR 334 v. CHR., als der Feldzug gegen die Perser begann, war

Alexander, der Makedone, noch Griech aus Leidenschaft. Hellene in Reinheit, mit griechischen Sitten und griechischer Weisheit aufgewachsen, am Fuß des Olymp, wo die Götter wohnen.

Von seinem Lehrer, dem großen Aristoteles, hatte er die Liebe zu Homer und den großen Tragöden gelernt; ein Exemplar der „Ilias“, vom Philosophen eigenhändig kommentiert, lag stets unter seinem Kopfkissen, gleich neben dem Kurzschwert. Alexander, von kleinem Wuchs, unvorteilhaft beschenkt mit schiefer Kopfhaltung und schwimmendem Blick, wollte ein Held sein.



Geprägte Geschichte: eine griechische Münze mit dem Konterfei Alexanders

Und als er 334 mit 160 Kriegsschiffen die Dardanellen überquerte, diente ihm Homers Epos vom Kampf um Troja als Skript und Alibi für seine Invasion: Wie Protesilaos, welcher der Sage nach als erster Hellene trojanische Erde betritt, sprang er in voller Rüstung vom Schiff, um Pionier auf Asiens Boden zu sein. Und als wiedergeborener Achill lief er nackt und eingölzt zum Grab des Heros, um seinem Vorbild die Ehren zu erweisen – und empfing von den Priestern des Tempels der Athena den Schild und die

Waffen des Achill, um dem Tapfersten der Tapferen fortan ebenbürtig zu sein.

Der Zeitpunkt für die Invasion schien günstig zu sein. Der persische Riese zeigte Schwächen, hatte zum Anfang des Jahrhunderts sogar Ägypten für eine Weile aus seinen Pranken entlassen müssen. Hatte in den 360er Jahren Aufstände von Gouverneuren erlebt und nach der Ermordung des Großkönigs Artaxerxes III. eine schwere Führungskrise. Am kranken Orient konnte Hellas genesen.

DENN DER KRIEG gegen Persien ist auch der Kampf um die innere Einheit. Die zerklüftete Geographie der griechischen Halbinsel hat die Entstehung einer Vielzahl von Stadtstaaten begünstigt, die Jahrzehntelang um die Vormacht stritten: 481 v. Chr. wurde Sparta Hegemonialmacht, dann Athen, dann wieder Sparta, später Theben und schließlich Makedonen.

Jahrelang haben Griechenlands Intellektuelle für die Idee des „Panhellénismus“ getrommelt, der die zersplitterten Griechen durch ein Feindbild im Osten zusammenzuschweißen sollte. Hat der Philosoph Platon die Barbaren zu natürlichen Feinden der Griechen erklärt, deren Land verwüstet und dessen Wohnstätten gebrandschatzt gehörten. Hat auch Alexanders Lehrer Aristoteles das „griechische Geschlecht“ für so „mutig und intelligent“ erklärt, dass es geeignet sei, die übrigen zu beherrschen – jene Untermenschen, die man nur wie Pflanzen oder Tiere behandeln könne. Hat der Publizist Isokrates, nachdem er vergebens die Herrscher der griechischen Kleinstaaten aufgestachelt hat, endlich Philipp, den König der Makedonen, für einen Feldzug gewinnen können. Philipp ließ sich nicht lange bitten.

Hüter der abendländischen Kultur – die Rolle kam dem Makedonenherrscher nicht ungelegen. Noch vor kurzem war sein Land selbst so etwas wie der Orient Griechenlands: ein wilder Nachbar mit unfeinen Sitten, wo man Eber und Männer im Krieg töten musste, um als Mann zu gelten, und den Wein in

Massen und, schlimmer noch, unverdünnt trank.

Erst Philipps Modernisierung hat Makedonien reif gemacht für die Wonnen der griechischen Zivilisation – und gleich auch zur Herrschaft über sie: Mit dem Gold aus den Pangaion-Bergen hat er ein Heer ausgerüstet, das seinem Nachbarn ein Stück Land nach dem anderen abgenommen, 338 bei Chaironeia auch Athen und Theben besiegt und Makedonien die Macht und die Notwendigkeit verschafft hat, griechischer zu sein als die Griechen.

Philip II. schwang sich zum Hegemon des „Korinthischen Bundes“ auf, dem alle Stadtstaaten bis auf Sparta ergeben beitraten. Ruhmvoll glänzte die Zukunft, bis ihm im Sommer 336, mitten in der Vorbereitung auf den Asienfeldzug, bei der Hochzeitsfeier einer seiner Töch-

ter ein Leibwächter einen kurzen keltischen Dolch zwischen die Rippen hieb.

Philip war ein Anhänger des Gottes Apollon gewesen, des Hüters des Lichts und der Zivilisation. Auch Alexander, der mit Anfang 20 den Thron übernahm, tritt seinen Feldzug nun im Zeichen westlicher Werte an – nicht als Unterdrücker, behaupten seine Trommler, sondern als Bote der Demokratie.

Sein Aufgebot ist eine Koalition der Willigen, der Besten: Die Kavallerie umfasst 5500, das Fußvolk 32 000 Mann – darunter 12 000 Makedonen, dazu griechische Hopliten, kretische Bogenschützen, Thraker und Tribälaler, Illyrer und Agrianen; unterstützt von Spezialeinheiten für Pionierarbeiten, Belagerungstechnik und Landvermessung, von Priestern, Sehern, Künstlern und Wissenschaftlern.

Und wenn es Alexander in Europa auch mehr mit autoritären Oligarchen und Cliquen hält, die sich für makedonische Interessen besser einspannen lassen – in Kleinasien setzt er die griechische Staatsform der Demokratie ein, wo immer er seine Siege erringt. Er befreit die Griechenstädte Ephesos und Milet – und sein Geschichtsschreiber Kallisthenes schickt umgehend Jubelberichte in die Heimat: Nicht Taten sind es ja, die den Ruhm schaffen, sagt der Historiker, sondern erst deren Propaganda.

Persien aber ist ein Staat, der alle Maße sprengt. Über 4000 Kilometer lang und bis zu 2200 Kilometer breit – das erste Weltreich der Geschichte. Vom Indus reicht es bis nach Ägypten, von der fruchtbaren Nilebene zu den Steinwolken des Hindukusch, von der lieblichen Ägäis zu den Sandwüsten Belutschistans. Höchstens der hundertste Teil seiner Untertanen sind Perser: Allein in Kleinasien spricht man zehn verschiedene Sprachen; jedes unterworfen Volk pflegt seine eigene Religion, seine eigenen Bräuche.

Mächtige Verkehrsadern, die Königsstraßen, halten das Reich zusammen. 20

Statthalter, Satrapen genannt, tragen die Macht des Herrschers in die Provinzen – eine Macht, die nahezu unbeschränkt ist: Wer sich dem König nähert, wirft sich in den Staub; wer mit ihm spricht, verbirgt die Hände in den Ärmeln. Der König schreitet auf Teppichen, die niemand sonst betreten darf, und fährt durch Straßen, die dann für das Volk gesperrt sind. Schließlich steht er unter dem exklusiven Schutz des großen Gottes Ahura-Mazda.

Schaudernd und staunend schlagen die Hellenen auf sein Reich ein. Denn der Orient, den sie im Kopf tragen, ist nicht nur Erbfeind, sondern das Fremde schlechthin. Eine Fata Morgana, die schreckt und verlockt – eine europäische Erfindung zum Zweck der Beherrschung, wie der palästinensische Literaturwissenschaftler Edward W. Said in seiner berühmten Abhandlung über den „Orientalismus“ einmal sagen wird. Ein grausam lockendes Reich der Exotik – und zugleich „Stellvertreter und Untergrund des eigenen Selbst“.

Für die Griechen ist der Orient das Gegenstück von Demokratie, Zivilisation und heiterer Lebenskunst: Er ist Natur, Dunkelheit, Despotie und Rausch. Er ist das Regellose und Unbegreifliche, wie es ihnen der Gott Dionysos verkörpert: Dionysos, der Antipode Apollons. Der Geist des Weines. Das schwarze Schaf der Götterfamilie. Die dunkle Seite des Lebens, die Sitte und Ordnung bedroht.

Kein Wunder, dass Dionysos ein Gott der Frauen ist, die ihm – und „dem Dienst der Kybele, der großen Mutter“ aus dem Orient – in ekstatischen Schwärmen folgen. Ein Gott der Vermischung, der Auflösung, des Flüssigen; ein Gott für Verlierer, für Unerliebige, die unfähig sind zum Heldenmut.

Und so ist der Zug gen Osten nicht zuletzt ein Kampf gegen das „schwache Geschlecht“: Auch die Orientalen gelten ja als unterwürfig, feige und verweichlicht – und sie tragen Trachten, die ver-



Seinem Lehrer Aristoteles stiftet Alexander dieses Denkmal, von dem nicht viel mehr als die Widmung erhalten ist – und beginnt seinen Feldzug im Zeichen jener aristotelischen Vorstellung, nach der alle Völker außer den tapferen Griechen Untermenschen sind

Alexander greift Persien an – ein Reich, das alle Maße sprengt



In Troja besucht Alexander das angebliche Grab des Achill, dem er ähneln will. Und den er darum beneidet, dass ein so wortgewaltiger Dichter wie Homer seine Heldenlateien verkündet. Ein Exemplar der »Ilias« hat der König stets dabei (Giovanni Pannini, um 1719)



dächtig an Frauenkleider erinnern. Griechische Vasenmaler porträtierten den Asiaten als weibischen, aber bedrohlichen Feind: als Gebückten, der sich ergeben von griechischen Jünglingen schändet lässt, aber auch als Amazone, die mit phrygischer Mütze auf Männerjagd geht.

Auch Dionyos kommt der Sage nach aus dem Osten, „von den Gefilden Lydiens und Phrygiens“. Und so sieht es jetzt aus, in der glühenden Wüstenhitze Sogdianas, als wäre Alexander nicht nur der homerische Held Achill, sondern tief innen auch Pentheus, der Thebanerkönig aus den „Bakchen“ des Dichters Euripides, den er so gern zitiert: ein Mann der Vernunft, der sich dem Gott der Trunkenheit und der Finsternis entgegenstellt – bis ihn die Faszination des Fremden einholt, er sich in die Nähe der Jüngerinnen des Dionyos wagt und dort von seiner eigenen Mutter zerissen wird.

Alexanders Mutter Olympias, die vierte Frau Philipps, war, so Alexanders Biograf Plutarch, „hitzig und zornmütig“ – und den dionysischen Mysterien „mit barbarischer Wildheit“ verbunden wie „alle Frauen in diesem Lande“. Eine Fanatikerin, die öffentlich mit Schlangen spielte „und dadurch die Männer in Schrecken“ versetzte. Auch Philipp war, als er sie einmal mit einem der grausigen Reptilien im Bett erwischte, derart schockiert, „dass er nicht mehr so oft zu ihr ging, um bei ihr zu ruhen“. Und als Philipp unter den Stichen des Leibwächters Pausanias starb, war es Olympias, der mancher Makedone die Schuld an dem Anschlag gab.

Doch wenn er auch das Temperament von der Mutter haben mag – vom Vater hat Alexander einen Krieg geerbt, der andere Tugenden verlangt als den Taumel des Jähzorns. Erzogen von einem Hauslehrer namens Leonidas, der ihm anstelle des Frühstücks einen Spaziergang vor dem Morgengrauen verordnete und seine Truhen auf Süßigkeiten filzte, war auch Alexander bereit zur Selbstbeherrschung.

Er hat gelernt. Wein, Weib und Müßiggang gering zu schätzen: Schlaf

und Liebe erinnern ihn an die Sterblichkeit, an die „Schwäche der menschlichen Natur“. Vom Königum erhoffte er sich nicht „Reichtum, Überfluss und Genuss“, wie Plutarch beteuert, „sondern Kämpfe, Kriege und ein Betätigungsfeld für sein Streben nach Ehre“.

WOHL DESHALB AUCH begann er seinen Siegeszug im Zeichen Apollons – jenes Gottes, der auszog, die Macht der Mütter zu brechen. In Theben, der ersten griechischen Stadt, in der Dionyos seinen Kult eingeführt haben soll, hat Alexander 335, ein Jahr nach seiner Thronbesteigung, ein Massaker anrichten und die Stadt dem Erdboden gleichmachen lassen.

Und so erscheint es fast wie eine Rache des Rebengottes, dass jetzt, in diesem mörderischen sogdianischen Sommer, der Wein das einzige Getränk ist, das man noch trinken kann. Das Wasser, das ohnehin nur spärlich aus den wenigen Quellen sickert, ist ungenießbar; schal ist es, brackig und mit Salpeter vergällt.

So eng schien einmal Alexanders Bund mit Apollon zu sein, dass die Bewohner der nie zuvor eroberten Inselstadt Tyros im späteren Libanon während der makedonischen Belagerung die Statue des Gottes mit Ketten fesselten, um ihr Überlaufen zum Gegner zu verhindern. Und längst verbreitet der Historiker Kallisthenes die Sage, Apollon habe für Alexander an seiner Orakelstätte in Dydyma erstmals seit deren Verwüstung durch die Perser sein Schweigen gebrochen – nur, um den König zum Sohn des Zeus zu erklären.

„Aufklärung“ hieß ja Alexanders damals apollinisches Programm – Licht gegen Dunkelheit, Ordnung gegen Chaos, Himmel gegen Unterwelt, Feuer gegen Erde. Wie sein legendäres Pferd Bukephalos, das als undressierbar galt, weil es vor seinem eigenen Schatten scheute, wollte der König das wilde Asien zähmen, indem er es der Sonne zuwandte. Die Hufe der Tiere, die Räder der Wagen, die Stiefel seiner marschierenden Infanterie – sie alle züchtigten



Speere und Schilder tragen diese skythischen Krieger als Geschenke vor den persischen Großkönig: eine von 23 ausländischen Delegationen, die sich auf den Reliefs im Palast von Persepolis vor einem Weltreich verneigen – dessen Vormacht erst mit Alexanders Feldzug endet

ohne Pause die Erde, das dionysische Element.

Alles an Alexander, so sah es aus, wollte Flamme sein – die außerordentlich „weiße Farbe“ und die „Wärme des Körpers“, die Plutarch an ihm rühmt. Apelles, einer der berühmtesten Maler seiner Zeit, porträtierte ihn als Blitzeschleuderer und erhielt dafür ein Vermögen von 20 Talenten. Und als der 22-jährige König 333 im phrygischen Gordion den Knoten zwischen Joch und Deichsel am Streitwagen des legendären Königs Midas löste – und ist es nicht gleichgültig, ob er den Halteplock aus der Deichsel zog oder das Riemen gewirr einfach mit einem Schwerthieb teilte? –, schickte der Himmel ein Wetterleuchten: Das Orakel, das dem Überwinder des Knotens die Weltherrschaft verheißen hatte, „sprach seine Zustimmung aus“, wie der Biograf Arrian überliefert.

Wahrhaftig: Wie ein Blitz ist Alexander von Sieg zu Sieg geeilt. Wenn er in die Schlacht stürmte, berichtet Plutarch, „sah er eher aus wie ein Rasender und Verrückter als wie einer, der einem strategischen Plan folgte.“

Schlaf und Liebe erinnern ihn an seine Sterblichkeit – und an die Schwäche der Menschen

Schwer zu begreifen, weshalb die persischen Generäle im Mai 334 ihre Reiterei ausgerechnet am abschüssigen Ufer des Granikos zusammenzogen und so ihren Manövriergesprächen einengten. Und warum der Perserkönig Dareios III. im Herbst 333 seine Soldaten zur vorentscheidenden Schlacht bei Issos in einem engen Tal zwischen Meer und Bergen aufmarschierten ließ, wo die zahlenmäßige Überlegenheit seiner Armee an der Landschaft ersticke: So konnten 40 000 Makedonen mehr als 50 000 Perser besiegen. Hals über Kopf floh Dareios vom Schlachtfeld, ließ Königsmantel, Bogen, Streitwagen zurück – und den Glauben an seinen göttlichen Schutz.

Alexander war nun Herr über Kleinasiens, der Weg nach Phönizien und Ägypten offen. Die Friedensangebote des Dareios schlug er ab und fügte hinzu: „Wenn du übrigens künftighin Gesandte an mich schickst, so sei eingedenk, dass du sie an den Beherrschter Asiens schickst.“ „Und hast du einen Wunsch, so schreibe nicht an mich, als wärest du meinesgleichen.“

War damals schon abzusehen, dass er sich heute benimmt wie ein Gott? Es reichte ihm nicht, dass Ägypten, das er Ende 332 erreichte und vom persischen Satrapen kampflos übergeben bekam, ihm als neuem Pharao huldigte – als göttlich begabtem Sohn des Sonnengottes Re, betraut nicht nur mit der Verwaltung des Landes, sondern auch mit der Aufrechterhaltung der Weltordnung, der Gewährung des Lebens und der regelmäßigen Nilflut.

Er musste noch zusätzlich den qualvollen Marsch 450 Kilometer durch die Wüste antreten, unterstützt nur von unerwarteten Regengüssen und Vögeln, die der irrenden Karawane den Weg zeigten, um das Orakel in der Oase Siwa zu befragen – das ihm prompt seine göttliche Herkunft bestätigte.

Zum Dank schenkte er Ägypten eine Stadt – ein Denkmal apollinischer Rationalität, steingewordener Vernunft, mit breiten, rechtwinkligen, festen Straßen, angelegt nach allen Regeln der Hygiene.

Alexandria wird sie heißen – wie 25 weitere Städte, die der König im Laufe des Feldzugs gründen wird. Der Feldherr selbst legte die Grundzüge fest, die Lage der Agora, der Tempel, der Stadtmauer; ließ für die Ausführung die besten Architekten und Ingenieure kommen.

Denn er war ausgezogen, das Licht zu bringen und das Chaos zu zähmen.

DOCH NOCH LAG PERSIEN im Dunkeln. Alexander zog durch Babylonien, überquerte Euphrat und Tigris, der Entscheidungsschlacht entgegen, führte 35 000 Infanteristen und 7000 Mann Kavallerie ins Feld. Persiens König Dareios hatte während Alexanders ägyptischem Ab-

von Babylon, deren Boden er noch zusätzlich planieren und für die Angreifer mit Eisenspitzen spicken ließ. Hier hatten seine Reiter freie Bahn.

Am 1. Oktober 331 trafen die Armeen aufeinander. In der Nacht vor der Schlacht schließt Alexander tiefer als sonst: so tief, dass sein General Parmenion ihn mehrmals rufen musste, um ihn gerade noch rechtzeitig zur Schlacht zu wecken.

Und wieder preschte Alexander mit seiner Reiterei geradewegs auf Dareios zu, der im Zentrum seiner Armee stand, hinter den Sichelwagen und den Elefanten, flankiert von der Garde und den griechischen Söldnern. Und wieder floh der Perserkönig, blieb stecken zwischen Leichen, ließ panisch Wagen und Waffen zurück und entkam auf einer Stute, die gerade ein Fohlen geboren hatte.

Noch auf dem Schlachtfeld ließ sich Alexander zum „König von Asien“ ausrufen. Und ging unverzüglich daran, sein neues Reich zu sortieren. Er bezog dessen Hauptstädte, fuhr ein in Babylon, Susa und Persepolis – als wäre er nicht nur Bezwinger des Großkönigs, sondern dessen legitimer Nachfolger. Nicht Geißel des Xerxes, der einst Griechenland überfallen hatte, sondern dessen Erbe.

Die Vasallen des Dareios machte er zu seinen Helfern, setzte den Kommandanten Mazaios zum Satrapen von Babylonien ein und Mithrenes, einst Befehlshaber der Garnison von Sardes, zum Satrapen von Armenien. Auch Abulites, den Satrapen von Susa, beließ er im Amt: Ganz offenbar gedachte Alexander nun, mit Persern auf persische Art zu regieren.

VIELLEICHT WAR es die Sittenlosigkeit der Stadt Babylon, die ihn von griechischer Art entfremdet hat: „Keine andere Stadt nämlich ist verderbter“, schreibt Curtius Rufus, sein Biograf, „und nichts geeigneter, zu unmäßigen Begierden zu reizen und zu verlocken.“

Vielleicht haben Alexander die Schätzze geblendet, auf die er in Susa stieß:



Eine Tetradrachme zeigt Alexander mit Widdergehörn, dem Symbol des ägyptischen Gottes Amun [4. Jhd. v. Chr.]

stecher die Zeit genutzt, sein Heer zu verstärken: 200 000 Mann Fußvolk bot er jetzt auf, dazu über 40 000 Mann Kavallerie, auch indische Kriegselefanten. Zudem 200 moderne Streitwagen, aus denen Lanzen mit Eisenspitzen ragten und Schwerter zu beiden Seiten des Jochs, die Radspeichen mit Stachelköpfen und die Naben mit Sicheln bewehrten.

Dieses Mal hatte Dareios auch das Gelände klüger gewählt, auf dem er die Invasoren erwartete: eine weite Ebene bei Gaugamela, 450 Kilometer nördlich



»Geh mir aus der Sonne«, sagt Diogenes der Legende nach, als Alexander ihm einen Wunsch erfüllen will. Das beeindruckt den König – vielleicht, weil dem Eroberer durch die Bedürfnislosigkeit des Philosophen die eigene Unersättlichkeit bewusst wird (Nicolas Monsiau, 1818)



mehr als 1000 Tonnen Gold, dazu 225 Tonnen in Münzen, die ihm erlaubten, in Makedonien neue Truppen auszuheben und in Syrien Söldner anzuwerben. 3000 Tonnen Gold fand er im Jahr 330 in den Schatzkammern von Persepolis, der prächtigsten Hauptstadt des Reiches; 10 000 Maultiergespanne und 5000 Kammele reichten kaum aus, um den Reichtum abzutransportieren.

Vielleicht hat ihn das monumentale Grab des Königs Kyros in Pasargadai neidisch gemacht. In den Schatzkammern der Stadt fand Alexander weitere 200 Tonnen Gold – und erwies dann dem toten Herrscher seine Reverenz, um die Herzen der persischen Adeligen zu gewinnen.

Und war es noch die läuternde Tat des Feuerbringers Apollon oder doch schon das Zerstörungswerk des „lärmenden Gottes“ Dionysos, als im Frühjahr 330 der Königspalast von Persepolis in Flammen aufging?

Chronisten berichten von einem Festgelage mit Musik, Frauen und Strömen von Wein: von der athenschen Kurtisane Thais, die den Feldherrn aufgestachelt habe. „Auch der König war in mehr leidenschaftlicher als maßvoller Stimmung“, berichtet Curtius Rufus. Und so sei der 25-Jährige an der Spitze einer betrunkenen, johlenden Schar zum Palast gezogen, einer „Siegesprozession zu Ehren des Dionysos“, wie Diodor die Ausschweifung interpretiert. Dann habe er die Fackel in die Halle aus Zedernholz geschleudert. Und als die Soldaten zum Löschen anrückten und sahen, dass der König selbst die Flammen schürte, hätten sie die Wassereimer stehen lassen und selbst noch trockenes Holz in die Glut geworfen.

Schon bald wurden derart mörderische Gelage an Alexanders wanderndem Hof zur Gewohnheit. „Im Punkte des Trinkens“, urteilt selbst der vorsichtige Arrian, habe „sich Alexander bereits mehr der Barbarenseite zugeneigt“. Die Heimat, das heitere, lautere Land unter dem Olymp, war nun hinter dem Horizont verschwunden.

Und je mehr der Westen in der heißen Luft verschwamm, desto mächtiger tauchte die Erinnerung an die Mutter auf, die wilde, stolze Bacchantin: Alexander

schrieb ihr, schickte ihr Geschenke. Eine Träne von ihr, sagte er, lösche tausend Klagen über sie aus. Unsterblich will er sie machen – wie Dionybos, der seine irdische Mutter Semele einst aus dem Hades auf den Olymp entführte, um ewig mit ihr zusammen sein zu können.

Nach dem Palastbrand von Persepolis aber setzte Alexander weiter dem Großkönig nach. Die Truppen seiner griechischen Alliierten entließ er in die Heimat: Längst war nicht mehr die Einheit der Hellenen in gemeinsamer Feindschaft sein Ziel, sondern die Herrschaft über Asien.

Auf seinen Gewaltmärschen, bei denen er in elf Tagen 300 Kilometer zurückgelegt haben soll, ließ er den Großteil seiner Begleittruppe verdurstet am Weg zurück – und kam dennoch zu spät. Im Juli 330, als er Dareios endlich fand, zwischen dem Kaspiischen Meer und der Salzwüste Dasht-e Kavir, war der bereits tot: umgebracht von den eingesetzten Leuten, auf Befehl des mächtigsten Satrapen Bessos.

Da war kein Triumph; nur ein Gefühl der Verwandtschaft. Es war, als ob Alexander den glücklosen Herrscher in Händen halten müsste, um sich an die Stelle dessen zu setzen, den er eben noch verfolgt hatte. Ein Jäger, der das Herz des erlegten Löwen verzehrte, um dessen Kraft in sich aufzunehmen. Er nahm, so Plutarch, seinen Mantel ab, legte ihn über den Toten und deckte ihn damit zu. Er gewährte ihm ein Staatsbegräbnis nach persischem Ritus. Er schlüpfte in die Haut des Dareios.

DIE VERFOLGUNG des Königmörders Bessos, der sich zum neuen Großkönig ausrufen ließ, erlaubte Alexander, nun als Rächer Persiens weiterzumarschieren. Das Blut der achämenidischen Herrscherdynastie, die das Land regiert hatte, war jetzt auf seiner Seite – und die persischen Adeligen begannen, ihn als Nachfolger des Dareios zu akzeptieren.

Am Fluss Oxos ergriff Alexander den ungetreuen Satrapen, ließ ihn nackt ins

Halseisen schmieden, ausstellen und auspeitschen und schließlich von einem persischen Gericht zum Tod durch Zerreissen verurteilen. Noch in Susa, als der Makedone den verlassenen Thron des hoch gewachsenen Großkönigs anprobete, hatten seine Füße nicht bis zum Boden gereicht: Ein Tisch musste herangeschafft werden, um den Herrscherstuhl passend zu machen. Jetzt aber wuchs Alexander begierig in seinen Gegner hinein.

Und über ihn hinaus. Bis zu den Grenzen des Perserreichs wollte er jetzt vorstoßen, um sie zu überwinden. Und vielleicht befahlen die Makedonier in jenem Jahr 330 die ersten Zweifel, ob Alexander



Eine ptolemäische Silbermünze aus Ägypten zeigt Alexander mit dem Kopf eines Elefanten

ders Krieg noch ihr Krieg war. In Hekatompulos, der parthischen „Stadt der hundert Tore“, musste Alexander seinen Männern eine flammende Rede halten, um sie zum Weitermarsch zu bewegen.

Noch einmal hatte er Erfolg. „Führe uns“, schrien die Krieger, dass es über die Wüste halte und als Echo von den Elburs-Bergen zurücksprang. „Führe uns, wohin du willst.“

Denn Alexander war nicht nur ihr König, sondern ihr Idol. Für die makedonischen Adeligen in der Umgebung des

Königs allerdings war die „persische Kleidung“, die der Feldherr nun trug, „ein kränkender Anblick“, schreibt Plutarch. Heimlich wagte es Philotas – Kommandeur der dem König besonders verbündeten Hetairenreiterei, zweiter Mann nach Alexander und einer seiner besten Freunde –, den asiatischen Stil des königlichen Hofzeremoniells zu bekritteln. Der Geschmähte ließ den Empörer daraufhin als Verschwörer hinrichten, sandte auch Hässcher nach Ecbatana, um den Vater des Philotas, Alexanders alten Ratgeber Parmenion, zu ermorden.

Schon damals war der lachende Feldzug, der unwiderstehliche Triumph der Jugend vorbei. Im Hindukusch lauerten Hunger, Schnee und Erschöpfung; die Soldaten mussten Lasttiere schlachten, um sich versorgen zu können. Der Vormarsch gen Osten kam nur noch mühsam voran: Am Rande Sogdianas erhoben sich die Anwohner des Flusses Taxartes, zwangen die Makedonen zu einem Belagerungskrieg gegen sieben Städte zugleich. Ein unüberlegter Angriff gegen die Widerstandstruppen des Adeligen Spitamenes kostete die Makedonen fast 3000 Soldaten – und ihre erste Niederlage auf freiem Feld. Zwei Jahre lang tobte der Partisanenkrieg, bis es Alexander endlich gelang, den Widerstand zu brechen.

UND JETZT, im sogdianischen Marakanada, sitzt Alexander im Kreis der Getreuen, „von viel Weine erhitzt und übermäßig von sich eingenommen“ und prahlt mit seinen Taten. Doch es war vielleicht ein Fehler, dass Alexander dem Dionybos das jährliche Opfer vorenthalten hat. Nun rächt sich der Weingott, und das Schicksal nimmt seinen Lauf.

Kleitos hört nicht auf, den König zu schmähen, und so vergisst der berauschte Alexander, dass eben dieser Kleitos es gewesen ist, der ihm einst in der Schlacht am Granikos mit seinem Schild den unbedeckten Kopf gerettet hat. Er schleudert den vollen Weinbecher fort und wirft dem Querulant einen Apfel, frisch aus

Griechenland importiert, an den Kopf. Vergebens greift er nach seinem Schwert, denn das hat ein Leibwächter rechtzeitig beiseite geschafft. Alexander nimmt sich eine Lanze – und durchbohrt Kleitos.

Jäh kommt er wieder zu sich. Leibgärtner packen ihn und zerren ihn in den Schlafraum. Alexander weint die ganze Nacht, liegt den folgenden Tag lang erschöpft, sprachlos und seufzend auf dem Lager. Bis ihn der Philosoph Anaxarchos mit der kühlen Maxime erfrischt, dass „alles, was ein Herrscher tut, Recht und Gesetz ist“.

Dieser Hauptsatz der Machtpolitik beendet die Reue des Königs. Dankbar nimmt Alexander fortan das Gesetz fester in die eigene Hand. Die fünf Pagen, die vorhatten, ihn im Schlaf zu töten – um dessen „Übermut“ und der „zwischen Trinkgelagen und Ausschlafen des Rausses geteilten Lebensweise“, wie sie es nennen, ein Ende zu machen –, lässt er zu Tode foltern. Seinen lange loyalen Propagandache Kallisthenes, den er verächtigt, die jungen Männer zum Widerstand gegen die Vergottung Alexanders aufgerufen zu haben, lässt er ebenfalls besiegen. Ohne Ballast will er nach Indien, das unwirkliche Land am Rande der bekannten Welt.



In Ägypten wird der Name Alexanders ab 332 v. Chr. von einem pharaonischen Namensring eingefasst. Kampftlos hat der persische Statthalter am Nil das uralte, 200 Jahre zuvor vom Perserkönig Kambyses II. eroberte Reich dem Makedonen überlassen. Der wirft sich zum neuen Pharaos auf, dem Hüter der Weltordnung und Garanten der Nilflut – und er gründet Alexandria

Führe uns, rufen die Truppen Alexander zu. Und er bringt sie an die Grenzen der Welt

Zwei Flüsse, so hat Alexander von Aristoteles gelernt, fließen vom Kaukasus aus im großen Bogen durch die beiden Hälften jenes Landes: Im Norden umrundet der Iaxartes das Kaspiische Meer und mündet als Tanais ins Schwarze Meer. Im Süden schlägt der Indus den Bogen ums Rote Meer und strömt als Nil ins Innere Meer. Und hinter dem Indus ist die Erde zu Ende: Dann kommt nur noch Okeanos, das Große Meer, das die *oikumene*, das bewohnte Festland, umgibt.

Doch je größer seine Eroberungen, desto ungeheuer wird dem König die Welt. Die Vermutung des Aristoteles, der Okeanos sei schoh vom Hindukusch aus zu sehen, hat Alexander bereits in den Bergen verwerfen müssen. Jetzt hört er: Hinter dem Indus, zwölf Tagesreisen entfernt, gebe es noch einen weiteren mächtigen Strom, den Ganges, der sieben Kilometer breit sei.

Dort lauert das Heer des Königs Ksandrames, 200 000 Mann stark, mit 2000 Streitwagen und 4000 Elefanten. Und in Indien trifft er auf Schlangen, wie nicht einmal der Mythos sie kennt: auf Tiger, die Elefanten anfallen; auf Pfauen, die Alexander einen solchen Respekt einflößen, das er seinen Männern verbietet, die Tiere zu töten.

Das Schnattern ferner Affen halten die Makedonen für nahende Soldaten. Sie essen fremdartigen Weizen, der die Einheimische bersten lässt, und Früchte, die den Magen verdrehen. Sie treffen Völker, bei denen Braut und Bräutigam einander selbst aussuchen, und nackte Gurus, die über die makedonischen Stiefel und Hüte lachen.

Am Fuß des Himalaya stoßen sie auf Dschungel von Efeu, der heiligen Pflanze des Dionysos, flechten Kränze daraus und stülpen sie sich auf die Köpfe. Sie trinken und schreien, lassen sich forttragen von der Ekstase, singen die dionysischen Hymnen. Lallen des Gottes zahllose Namen: Heiler der Sorgen, Liebhaber des Lachens, Freudenspender! Verwirrer

der Seele, Gemütsbrecher, Menschen-schlächter!

Und wie Alexander sich dem Land anverwandelt, das er unterwirft, wird er jetzt unversehens auch Dionysos, dem zwiespältigen Gott aus dem Morgenland immer ähnlicher – „wohl furchtbar, aber gnädig auch den Sterblichen“, wie sein geliebter Euripides schrieb.

Er lässt Bergstädte zerstören, Einwohner ausrotten, Philosophen aufhängen, schließt Waffenstillstände, um sie anschließend brutal zu brechen. Dann wieder überhäuft er den Fürsten einer Brahmanenstadt, der ihn in ein kluges Gespräch verwickelt, statt mit Pfeilen und Speeren mit Gold und Geschenken.

Und König Poros, der ihm 326 im Pandschab mit 300 Streitwagen und 85 Kriegselefanten ein blutiges Gemetzel bereitet, darf nach dem Sieg der Makedonen sein Reich behalten, erhält noch sieben Stämme und 2000 Städte dazu und bleibt sein Leben lang dem Eroberer in Treue verbunden.

Doch nicht allein Siege spendet Dionysos seinem endlich unterworfenen Diener: Der Gott des Schwankenden ist er ja, des Feuchten, der flüssigen Natur. Und so unterzieht er Alexander einer wahrhaftigen Taufe. „In Indien regnet es nie“, hatte ein Grieche am persischen Hof geschrieben. Jetzt bricht der Sommermonsun über den Pandschab herein und verwandelt das Land in eine Wüste aus Wasser und Schlamm.

Der Regen währt 70 Tage, weicht Gewänder auf, lässt Waffen und Rüstungen rosten. Krankheiten werfen die Krieger aufs Lager. Feuchtigkeit verdirbt den Proviant, durchdringt das Lager mit dem Geruch nach Mehltau und Fäulnis, lässt die Wunden nicht mehr heilen. Schlangen, Wahrzeichen dionysischer Herrschaft, kriechen in Schwärmen hervor, schlüpfen in die Stiefel der Soldaten, in Zelte und Kochtöpfe.

Nach 27 000 Kilometern Marsch ist das Heer am Ende. Am Fluss Hyphasis,



Im Staatswagen, gezogen von einem Kriegselefanten, zieht Alexander in Babylon ein. Tonnen von Gold und andere Kostbarkeiten plündert der Makedonenkönig in den Städten der Perser – unvergleichliche Schätze, die ihn jedes Maß vertieren lassen (Charles Le Brun, um 1664)



Nach 27 000 Kilometern Marsch ist das Heer am Ende – und verweigert den Gehorsam

am Ostrand des Pandschab, verweigert die treue, zerrissene Armee zum ersten Mal ihrem fremd gewordenen Feldherrn den Befehl.

ES HILFT NICHTS, dass der König im ersten Schrecken Plünderungen nach Herzenslust erlaubt, Bonsums für Frauen und Kinder der Soldaten gewährt. Er ist überzeugt, wie Plutarch der Nachwelt überliefert wird, dass „die feige Umkehr der Makedonen in Indien, die so den Feldzug gleichsam nicht zum Ziel kommen ließ und seinen Ruhm schmälerte, auf den Zorn und die Vergeltung des Dionysos zurückzuführen seien“ – als Rache für die Zerstörung der Stadt Theben.

Am folgenden Tag kündigt Alexander an, er werde weitermarschieren, notfalls allein. Drei Tage lang zieht er sich zurück – dann willigt er, nach Rücksprache mit seinen treuesten Kameraden, doch in den Rückzug ein. Das Heer antwortet mit Jubel, Tränen und Segensrufen.

Alexander lässt noch „als Dank an die Götter“ zwölf enorme Altäre bauen, größer als Türme, setzt den neuen Freund Poros zum „König des ganzen schon eroberten Indiens“ ein und macht sich mit seinen Leuten auf den Rückweg nach Babylon. Doch er wählt den unbekannten und gefahrvollen Umweg zu Land und zu Wasser den Indus hinab und die Küste entlang – nicht zuletzt, um den Soldaten Gelegenheit zu geben, die voreilige Rückkehr zu bereuen.

Er erspart ihnen nichts. Nicht die Stromschnellen und Wasserstrudel des Indus, nicht die grausamen Kämpfe mit den Völkern an dessen Ufern, nicht die erschreckende Gewalt der nie gesehenen Gezeiten im Indusdelta. Als die rund 800 Schiffe starke Flotte die Küste erreicht, besteht er darauf, aufs offene Meer hinauszufahren, bis er kein Land mehr sieht. Die Flotte erkundet danach die Seeverbindung gen Westen: Alexander macht

sich im September 325 mit rund 60 000 Mann auf den Landweg.

Auf die Frage, wie ein Mensch ein Gott werden könne, hat ihm ein gefangener Brahmane geantwortet: „Wenn er etwas tut, wozu ein Mensch nicht fähig ist.“ Für den Marsch durch die Wüste von Makran gibt es denn auch keinen vernünftigen Grund: Die Wanderer bleiben im Treibsand stecken, irren richtungslos umher, verdursten in sengender Hitze, ertrinken in Wüstentälern, die ein Wolkenbruch jäh in reißende Ströme verwandelt, verhungern und verrecken an Seuchen. Nach 60 Tagen erreicht Alexander mit seinem Heer wieder Kulturland. Es war wie ein Bürgerzug, eine Abbitte vor Mutter Natur. Und mit dem Viertel seiner 60 000 Leute, das den Todesmarsch überlebt hat, inszeniert er eine Parade im Geist des Dionysos.

Ein Konvoi von Wagen rollt jetzt durch Karmatien, geschmückt mit bunten Baldachinen und frischen Zweigen – darauf Alexanders Offiziere, sieben Tage lang pausenlos essend und trinkend, Tag und Nacht. Ohne Pause schöpfen die Männer Wein aus riesigen Fässern – „kein Schild, kein Helm, keine Lanze“ weit und breit, „nur Trinkschalen, Krüge und kostbare Becher“.

Acht Pferde ziehen den Wagen Alexanders: darauf thront der König wie auf einer Bühne, eisern schlammend, umgellt von Schalmeien und Flöten. Gesang und Lyraspiel, den bacchantischen Schreien der Kurtisanen – „als wäre der Gott selber zugegen“, erzählt Plutarch, „und geleite den fröhlichen Zug“. Und am Ende der Prozession marschiert der Henker: „So wenig ist mit Schwelgerei Grausamkeit und mit Grausamkeit Schwelgerei unvereinbar“, erinnert Curtius Rufus.

Tatsächlich: In Alexanders Umgebung sind Rausch und Gewalt jetzt an der Tagesordnung. Der Weingenuß ist zur religiösen Handlung geworden, das Trinken Staats- und Gottesdienst. Der König zieht in seine ständigen Feste wie einst in die Schlacht, hört berauscht Chören zu, küsst schöne Eunuchen, ruft einen Trink-

wettbewerb aus, dessen Sieger angeblich über zehn Liter herunterkippt und drei Tage später stirbt.

Zugleich etabliert Alexander ein Terrorregime, lässt in wenigen Monaten fünf verräterische Satrapen töten und Mengen von Offizieren, lässt auch die Generäle Kleandros, Sitalkes und Heraklos hinrichten, weil sie Tempel geplündert, Gräber geschändet und adelige Mederinnen entehr haben sollen.

Zum Satrapen von Persis ernannt er seinen Offizier Peukestas, der eigens persisch lernt, sich persisch kleidet und nach persischem Brauch regiert. Im Februar 324 verheiratet Alexander zu Susa Dutzende seiner Getreuen mit ausgewählten persischen Edelfrauen, feiert eine Massen Hochzeit zwischen 10 000 seiner Soldaten und Töchtern des Landes.

Er selbst, der schon in Sogdiana die Fürstentochter Roxane gefreit hat, heiratet zwei Prinzessinnen aus dem Herrschergeschlecht der Achämeniden. Nur noch ein Zehntel der Soldaten stammt aus Alexanders Heimat; dafür sind jene 30 000 persischen Jünglinge, die er drei Jahre zuvor rekrutieren und *epigonoi* nennen ließ, die „Nachfolger“, nun zu voller Kampfkraft erblüht.

Es sieht aus, als wollte er die Grenze zwischen Besetzten und Besetzten aufheben, das apollinische Reich der Unterschiede. Im Sommer 324, als er makedonische Veteranen nach Hause schickt, fürchten seine Landsleute, er wolle sie alle loswerden und durch Perse setzen.

Alexander ersticht den Protest, indem er aufs Geratewohl 13 Wortführer hinrichten lässt – und gleich darauf ein Versöhnungsfest feiert, auf dem griechische Priester und orientalische Magier gemeinsam den Göttern opfern, um „Eintracht und Gemeinschaft der Herrschaft für Makedonen und Perse“ zu erbitten.

Sein Befehl ist jetzt einziges Gesetz. Mit einer Handbewegung kann er töten und begnadigen. Traditionen wahren oder abschaffen. Auf goldenem Thron hält er Audienz, umwölkt von Weihrauch, in der Hand ein goldenes Zepter, an den Füßen Schuhe im Safrangel des Dionysos.

Um ihn scharen sich, auf silberfüßigen Diwanen, ergebene Asiaten, Griechen und Makedonen, die sich nach per-

Ist die ganze Vergangenheit ein Rätsel?

P.M. History. Jeden Monat neu – Große Geschichte.



We haben eine große Zukunft, wenn wir aus der Vergangenheit lernen. Mit Daten, Hintergründen und ganz neuen Erkenntnissen macht P.M. History daraus eine spannende Zeitreise. Kommen Sie mit.

www.pm-history.de

Gut zu wissen.

Alexander stirbt mit 32 Jahren – an Malaria, Leukämie oder an der Trunksucht

sischem Brauch „Verwandte“ nennen dürfen; hantieren Magier, Konkubinen und Zeremonienmeister; wachen 500 Schildträger, 1000 orientalische Bogenschützen und 500 persische „Unsterbliche“ mit gestickter Kleidung und Speeren mit granatapfelförmigen Spitzen.

Alexanders Audienzzelt steht auf goldenen Säulen, bespannt mit geschnittenen Baldachinen, geschmückt mit Decken, Teppichen und Schleibern. Prächtige medische Schimmel ziehen die Staatskarosse, und wie ein persischer König feiert er zwei Geburtstage im Jahr. Zwar nehmen die Perser ihn, dem die orientalische Abstammung fehlt, nie als vollwertigen Großkönig an. Dafür empfängt er Abordnungen von griechischen Stadtstaaten, die – nicht zuletzt aus diplomatischen Gründen – beschlossen haben, ihn in göttlichen Rang zu versetzen.

Seinen Freund, Kameraden und Geliebten Hephaestion hat Alexander zum Chiliarchen der Leibgarde ernannt, dem höchsten Mann der persischen Armee. Und als Hephaestion im Herbst 324 am unmäßigen Weingenuss stirbt, befiehlt er den zuständigen Arzt zu kreuzigen. Pferden und Maultieren die Mähnen zu scheren, den umliegenden Städten die Mauerzinnen abzubrechen.

Dann lässt er, wie Plutarch berichtet, im Volk der Kossaier alle kriegstüchtigen Männer umbringen: ein Totenopfer, sagt er, für Hephaestion. Er lässt das Heilige Feuer löschen, wie es beim Tod eines Großkönigs Braucht ist, lässt Tausende von Künstlern und Athleten in Babylon zu Leichenspielen antreten und entwirft ein Grabmal auf einer Grundfläche von 400 mal 400 Metern – größer als das Mausoleum von Halikarnassos, das zu den sieben Weltwundern zählt.

Wieder ist es Dionysos, der Alexanders Schicksal berührt hat. Jetzt verwirrt er den königlichen Geist. Alexander, der Furchtlose, der Strahlende, wird jetzt geschüttelt von düsteren Ahnungen, arg-

wöhnisch gegen Götter und Freunde. Überall sieht er jetzt Zeichen: Sein Lieblingslöwe stirbt unter den Hufen eines Maulesels; ein Fremder sitzt stumm auf dem Königsthron, angetan mit Diadem und Mantel.

Alexander, schaudernd, lässt den Mann töten, umgibt sich mit Heeren von Magiern und Priestern, die Sühne- und Reinigungsoffizier darbringen und die Zukunft erforschen, vertreibt die Angst mit Banketten und Gelagen.

AM 30. MAI 323, nach kräftigem Trinken mit seinen Gefährten, erkrankt er in Babylon an einem Fieber. Manche werden Malaria als Ursache vermuten, andere Leukämie, einen Magendurchbruch, sogar Giftmord; neuerdings auch, wie ein computergestütztes Diagnoseprogramm vorschlägt, das West-Nil-Virus – übertragen vielleicht von jenen Raben, die laut Plutarch bei Babylon „tot vor seine Füße“ fielen. Doch immer wieder taucht der schlichte Verdacht auf, dass sich der König, der auf seinem Feldzug mehr als 32.000 Kilometer zurücklegte und 21 Verwundungen überlebte, zu Tode getrunken hat.

Am 10. Juni stirbt er, rund einen Monat vor seinem 33. Geburtstag, vor dem Arabienfeldzug, den er eben noch geplant hat. Jetzt gibt es keinen Herrn mehr für sein Riesenreich. Auf die Frage, wem er es hinterlasse, soll er nur geantwortet haben: „Dem Besten; denn ich sehe vor, dass meine Freunde große Leichenspiele ausrichten lassen.“

Vielelleicht hat er an dionysische Spektakel gedacht, prunkvolle Feiern wie in Susa, in Ektabana, in Babylon. Doch der Totenwagen kommt nicht einmal in der Heimat an. Alexanders General Ptolemaios, der Satrap von Ägypten, lässt den Leichnam einbalsamieren und heimlich an den Nil bringen, um ihn in seinem Palast zu Alexandria in einem goldenen Sarg zur Legitimierung seiner Herrschaft auszustellen.

Auch andere Generäle und Mitstreiter des Königs greifen sich ihr Stück von der Macht, kämpfen Jahrzehntlang um

jeden Fetzen, bis sie Alexanders Reich in drei Nachfolgestaaten teilen: das Ptolemaierreich in Ägypten (323 bis 30 v. Chr.), das Seleukidenreich in Asien (321 bis 63 v. Chr.) und das Antigonidenreich in Makedonien (277 bis 168 v. Chr.). Das Weltreich ist zerfallen.

Doch es ist griechisch.

„HELENISTISCH“ HEISST diese neue Welt, die von der Adria bis zum Indus reicht – denn das Griechische ist ihre Sprache, die Fremde und Eingeborene verbindet. Siedler und Glücksritter aus dem Westen finden dort ihren Platz, bilden, wo sie hinkommen, die Oberschicht – geborgen unter griechischem Recht, unterhalten von griechischem Theater (siehe Seite 164).

Alexanders multikulturelles Regime aber ist bald vergessen: Die Neuen bleiben unter sich, in der Verwaltung, im Gymnasium, in der Familie. Die Dynastie des Seleukos etwa regiert fast ausschließlich mit Griechen und Makedonen: Syrer, Juden oder Iraner bilden nie mehr als 2,5 Prozent der herrschenden Schicht.

Auf schnurgeraden griechischen Straßen reisen auch die Werke Homers, Platons und Aristoteles“ bis in den Pandeshab, wandert griechisches Denken weit ins Barbarenland: Noch 2000 Jahre später steht am Oxos (Amudarja), dem Grenzfluss zwischen Afghanistan und Usbekistan, in den Ruinen einer riesigen Griechenstadt eine Säule mit 140 Lebensregeln – kopiert vom 5000 Kilometer entfernten Apollon-Heiligtum zu Delphi.

Ein Kompendium apollinischer Mäßigung inmitten lehmiger Wüste: „In der Kindheit Schicklichkeit; in der Jugend Disziplin; in Männesjahren Gerechtigkeit; in Alter weiser Rat; im Tode Schmerzlosigkeit.“

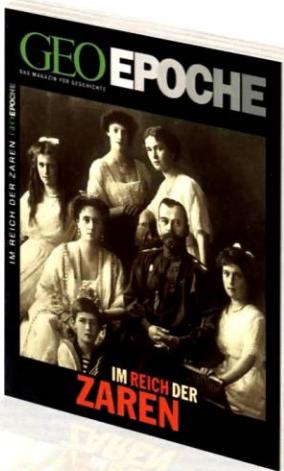
Mit Alexanders Tod scheint auch der wilde Dionysos kapituliert zu haben. Die griechische Zivilisation aber, das Reich des Lichts und der Aufklärung, reicht jetzt bis ans Ende der Welt. Und für einen historischen Moment sieht es aus, als hätte Apollon gewonnen. □

Jörg-Uwe Albig, 44, porträtiert für GEOEPOCHE regelmäßig die großen, umstrittenen Figuren der Weltgeschichte – zuletzt den Deutschen Kaiser Wilhelm II.

NEU: GEO EPOCHE erscheint jetzt 4x im Jahr!



**Gratis
zur Wahl!**



1. Kienzle-Uhr „Comfort“

Eine robuste Armbanduhr aus der Kienzle-eigenen „Alloy-Edition“ im aktuellen Design. Schwarzes Zifferblatt mit fluoreszierenden Zeigern, Sekundenzeiger und Datumsanzeige. Mineralglas, Präzisions-Quarzwerk, wasserfest bis 1 ATM. Schwarzes Armband in Kroko-Optik.

2. GEO EPOCHE Nr. 6 – Das Zarenreich

Fast vier Jahrhunderte regierten die Zaren in Russland. Aus einem obskuren Fürstentum haben sie das größte Reich der Welt gemacht. Lesen Sie Spannendes über Macht und Elend im Zarenreich.

**Jetzt regelmäßig lesen, 13 % sparen
und ein wertvolles Geschenk wählen!**

GEO EPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. In jedem Heft erfahren Sie mehr über Alltag, Kultur, Gesellschaft und Wissenschaft wichtiger historischer Perioden. Jetzt 4x im Jahr frei Haus zum Selberlesen oder Verschenken!

GEO EPOCHE
GESCHICHTE ERLEBEN MIT GEO

Gleich anrufen unter:

040/37 03 38 03

Fax: 040/37 03 56 57

E-Mail: geo-epoche-Service@guj.de

oder einsenden an:

GEO EPOCHE-Kunden-Service,
20080 Hamburg.

Bitte Bestellnummern aus
Antwortcoupon angeben.

Abonnement-Service Österreich

Tel.: 08 20/10 85

E-Mail: geo-epoche@abo-service.at

Leser-Service Schweiz

Tel.: 041/329 22 20

E-Mail: geo@leserservice.ch

GEO EPOCHE erscheint im
Verlag Gruner+Jahr AG & Co KG.
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg

Antwortcoupon

Ja, ich bestelle **GEO EPOCHE** 4x jährlich zum Preis von zrt. € 6,90 pro Heft, € 27,60 im Jahr (D) / € 7,60 pro Heft, € 30,40 im Jahr (A) / Fr 13,80 pro Heft, Fr 55,20 im Jahr (CH). Nach Erhalt des 4. Hefts kann ich jederzeit kündigen. Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich die **Kienzle-Uhr „Comfort“** oder **2. GEO EPOCHE Nr. 6 „Das Zarenreich“** gratis (bitte nur ein Kreuz). Die Lieferung der Zugabe erfolgt nach Zahlungseingang. Die Lieferung aller Hefte erfolgt frei Haus. Ich gehe kein Risiko ein, denn ich kann nach Erhalt der 4. Ausgabe jederzeit kündigen. Das Geld für bezahlte, aber nicht gelieferte Ausgaben erhalte ich zurück.

Meine Adresse:

Name, Vorname

Straße/Nr.

PLZ

Wohnort

Telefon-Nr.

Ja, ich bin damit einverstanden, dass Sie mich ggfl. per E-Mail oder Telefon über weitere Grüner+Jahr Angebote informieren.

Ich zahle bequem per Bankenzug:

Bankleitzahl

Kontonummer

Geldinstitut

Datum

Unterschrift

E-Mail

Adresse des Geschenkempfängers:

Name

Vorname

19

Geburtsdatum

Geburtsdatum

19

PLZ

Wohnort

242518

Streben nach Perfektion

Lesen, Schreiben und viel Sport: Die Erziehung griechischer

Kinder wirkte modern – wenn da nur nicht die Knabenliebe der Erwachsenen wäre.

Die Hamburger Wissenschaftlerin Dr. Martina Seifert über Kindheit, Bildung
und Erwachsenwerden im antiken Griechenland

Frau Dr. Seifert, wie lange durften Kinder im antiken Griechenland Kinder bleiben?

Seifert: Nach Platon bis zum Beginn des siebten Lebensjahrs. Allerdings kannten die Griechen keine Definition von Kindheit in unserem modernen Sinne, es gab keinen entsprechenden Begriff dafür. Sowohl Jungen als auch Mädchen wurden *pais* genannt. Doch als *Pais* konnte auch ein Sklave oder der jüngere Partner in homosexuellen Beziehungen bezeichnet werden. Vereinfacht kann man sagen, dass damals Kinder als unfertige Erwachsene angesehen wurden, die es zu vervollkommen galt.

Aber die Griechen haben dennoch Rituale und Regeln für Kinder gekannt?

Selbstverständlich. Kinder mussten gleich nach ihrer Geburt vom Hausherrn des *Oikos*, dem *kyrios*, anerkannt werden. Zum *Oikos*, der „Familie“, gehörten die Eltern, die mit ihnen lebenden Verwandten sowie Sklaven und Bedienstete und der gemeinsame Besitzstand. Ein solches Ritual war die *amphidromia* am fünften oder siebten Tag nach der Geburt. Dabei trug der Vater das Neugeborene

um den Herd und erkannte es so an. Hierauf folgte die *deake* am zehnten Tag nach der Geburt mit Opfern und Festmählern, dazu waren auch Nachbarn und Verwandte geladen. Wenn die Kinder etwa drei Jahre alt waren, wurden sie in die Phratria aufgenommen, in eine Art Klan. Zumindest bis zu den kleisthenischen Reformen 508 v. Chr. mussten in Athen der Phratria Geburt, Hochzeit und Tod mitgeteilt werden. Von Jungen weiß man sicher, dass sie in die Phratria aufgenommen worden sind – ob auch Mädchen, ist in der Forschung umstritten.

Und die Kinder trugen fortan einen Namen?

In Athen zumindest trug jeder üblicherweise seinen Personennamen, den Vatersnamen in Genitivform sowie bisweilen den Namen des *demos*, zu dem die Familie gehörte. Innerhalb der Familie wurden häufig identische Namen vergeben, der erste Sohn wurde oft nach dem Großvater benannt.

Was geschah mit den Kindern, die von ihrem Vater nicht anerkannt wurden?

Die wurden vermutlich in einen anderen Haushalt gegeben. Oder in die Sklaverei

verkauft. Oder zum Sterben ausgesetzt.

Wie häufig kam es zu solchen Aussetzungen?

Verlässliche Zahlen gibt es nicht. Bis zum Peloponnesischen Krieg ist so etwas wohl häufiger vorgekommen als danach – da wurden ja viele Soldaten benötigt. Später, während des Hellenismus, herrschte in der bildenden Kunst und Literatur ein höheres Interesse an Kindern. Viele Forscher glauben, dass Kinder in jener Epoche selten ausgesetzt worden sind.

Wie viele Kinder hatte eine Durchschnittsfamilie in Athen?

Zwei bis vier.

Wie sah deren Erziehung aus?

Platon beschreibt in zwei Texten eine ideale Erziehung. Demnach sollen Babys von ihrer Amme bis zum Alter von zwei Jahren gewickelt und wohl auch gestillt werden. Zumindest empfiehlt er, dass sie Milch und keinen Wein trinken sollen und langsam an Kälte gewöhnt werden müssen.

Auch die Betreuung im dritten Lebensjahr ist Sache der Amme oder eines Kindermädchen; meist sind diese Frauen Sklavinnen und gehören somit zum *Oikos*. Vom

dritten bis zum sechsten Geburtstag sollen die Kinder viel spielen. Erziehung erfolgt durch milde Disziplinierung. Das siebte Lebensjahr markiert einen Einschnitt: Zumindest die Jungen verlassen zeitweilig das Haus und werden auswärts erzogen – die Erziehung erfolgt nun nach Geschlechtern getrennt. Ob es in der Praxis generell so gehandhabt worden ist, wie es der Philosoph gefordert hat, wissen wir nicht. Aber es gibt bestimmte Hinweise...

...etwa durch archäologische Funde?

Genau, zum Beispiel von Spielzeug. Wir haben kleine Menschen- und Tierpuppen aus Ton gefunden, daneben Schiebwägelchen, mit zwei Rädern und durch einen Stock geführt – ähnlich denen, die man auch heute noch kennt. Auch auf Grabreliefs halten Kinder gelegentlich solche Spielsachen in der Hand.

Vor allem kam es aber wohl auf die Erziehung und Bildung an?

Wir wissen dies von den wohlhabenderen Familien. Die engagierten, manchmal gemeinsam mit anderen Familien einen *paidanomos* für ihren Nachwuchs – nicht zu wechseln mit dem *pai-*



Bis zum siebten Geburtstag lebten die Kinder nur in der Familie, dann wurden zumindest die Jungen zeitweise auch auswärts erzogen – etwa im *gymnasion*. Das Kind auf diesem Grabrelief (um 360 v. Chr.) verabschiedet sich von seiner verstorbenen Mutter

dagagos, dem Haussklaven und Kinderbetreuer. Der *Paidanomos* ist der Prototyp des Lehrers in der westlichen Kultur.

Was stand auf dessen Lehrplan?

Musische Kenntnisse waren wichtig, etwa im Lyraspiel, im Singen, auch für den Chor bei Festspielen. Daneben wurde, zumindest bis ins 4. Jahrhundert v. Chr., viel Wert auf Sport gelegt, zum Beispiel auf Laufen.

Und Lesen und Schreiben?

Zum Elementarunterricht gehörten Grammatik, also die

Grundformen von Sprache und Literatur, sowie Rhetorik, die Kenntnis der freien Rede. Lese- und Schreibkenntnisse waren zumindest in der Oberschicht weit verbreitet. Es gab einen Literaturkanon, der einstudiert wurde – allen Werken voran selbstverständlich die „Ilias“ und die „Odyssee“.

Wie muss man sich eine antike Unterrichtsstunde bei einem *Paidanomos* vorstellen?

Es wurde gepunkt. Regeln, Sätze, ganze Epen mussten auswendig gelernt werden. Archäologen haben aber auch Tontafeln mit eingeritzten

Schriftzeichen gefunden – die „Schreibhefte“ der Antike. Geschrieben wurde außerdem auf mit Wachs überzogenen Holztäfelchen.

Gab es die Schulpflicht?

Das kam auf die *polis* an. In Athen blieb der Unterricht

Manche Schüler kannten die »Odyssee« auswendig

lange freiwillig. In Sparta dagegen standen die Lehrer stark unter staatlicher Aufsicht, hier waren die gesamte Erziehung und Ausbildung staatlich reglementiert. Zu den Unterrichtsfächern zählten auch hier Lesen und Schreiben sowie Rechnen. Viele Historiker glauben, dass die Schule erst im Verlauf des 4. Jahrhunderts v. Chr. institutionalisiert worden ist. Es entstanden in den *poleis* öffentliche Bildungsanstalten mit einem Lehrkanon, für deren Unterhalt die Bürgerschaft aufkam und die durch Stiftungen reicher Bürger unterstützt wurden.

Also Gymnasien?

Das *gymnasion* war ursprünglich nur ein Sandplatz unter freiem Himmel, auf dem der *paidotribes*, der Trainer, den Jungen Laufen, Springen, Ringen, Diskuswerfen und andere Sportarten beibrachte. Ein Platz exklusiv für Adelige, denn nur deren Sprösslinge hatten Zeit und Geld, ihren Körper zu trainieren. Doch im Verlauf des 5. Jahrhunderts v. Chr. wandelte sich, parallel zur Entwicklung der Demokratie in Athen, das Gymnasium: Der Sportstätte wurde eine *palaistra*, ein annähernd quadratischer Säulenhof, angegliedert. Die militärische Ausbildung der älteren Jungen, der *Epheben*, fand ebenfalls im Gymnasium statt. Später entwickelte sich diese militärische Einheit zu einer Bildungsanstalt mit erweitertem Lehrprogramm.

Das Gymnasium stand aber nicht am Ende des Bildungswegs?

Nein, der konnte mit einem Besuch der Philosophenschulen fortgesetzt werden. Die *akademeia*, eine unter Platon um 388 v. Chr. gegründete Einrichtung, war ähnlich wie ein Kultverein strukturiert: eine religiöse Gemeinschaft von Lehrern und Schülern, in



Langes Gewand und grazile Haltung: Schon junge Mädchen wurden, wie auf dieser um 450 v. Chr. vollendeten Stele zu erkennen, in Kleidung und Haltung auf Sittsamkeit und Anmut festgelegt

der Apollon und die Musen verehrt wurden. Das Leben der Mitglieder war von Entbehrungen geprägt, etwa von Schlafentzug, sexueller Enthaltsamkeit, Verzicht auf Fleischgenuss. Das sollte der Reinigung der Seele und dem Gewinn einer größeren Erkenntnisfähigkeit dienen. Unterrichtet wurde durch Vorträge der Lehrer und Gespräche. Der Unterricht erfolgte im Gymnasion und im Haus Platons. Das *lykeion* war ein Bezirk außerhalb der Stadtmauern Athens mit einem Heiligtum des Apollon Lykeios und einem Gymnasion. Dort lehrten unter anderem die Sophisten, Protagoras, Aristoteles und dessen Nachfolger. Ihre Zuhörer waren junge Männer jenseits der Pubertät.

Wer bildungshungrig war, ging also zu jenem Philosophen in die Schule, dessen Lehre ihm zusagte?

Ich vermute, dass diese Freiheit nicht gar so groß war, sondern dass diese Wahl eher auf gesellschaftlichen und verwandtschaftlichen Zwängen und Bindungen beruhte.

War Bildung demnach ein Privileg der Reichen?

Zunächst schon. Die Söhne der Handwerker und Tagelöhner werden im Haus früh das Gewerbe ihres Vaters erlernt haben. Doch mit der Öffnung des Gymnasiums auch für Metöken, die Nicht-Vollbürger, veränderte sich insgesamt die Klientel dieser Ausbildungseinrichtung. Ein gutes Indiz für die Schreibfähigkeit zahlreicher Athener Bürger des 5. Jahrhunderts v. Chr. ist der *ostrakismos*. Archäologen haben mehr als 10 000 Tonscherben entdeckt. Viele Bürger, die zum Scherbergericht strömten, ritzten den Namen des zu Verurteilenden selbst in die Keramik – sie konnten also, zumindest rudimentär, schreiben.

Beschränkte sich die Ausbildung der Jungen auf die Literatur und andere musische Fächer?

Nein, auch die Einführung ins Soldatenhandwerk gehörte dazu. Wohl mit 18, 19 Jahren wurde ein Junge Ephebe. Zwei Jahre lang tat er dann Dienst an einem der Grenzposten, Athens Jungen waren beispielsweise in den Garnisonen von Attika stationiert. Dort wurden sie sportlich trainiert und an den Waffen ausgebildet.

Sie waren also die Rekruten der Polis?

Ja, militärische Ausbildung war Pflicht. Nur wer in der klassischen Zeit diese *ephebeia* absolviert hatte, konnte wohl das Bürgerrecht erlangen.

Wie stand es um die Ausbildung der Mädchen?

Sie waren dem Ideal der *kalokagathia*, der Schönheit und Tugendhaftigkeit, verpflichtet. Doch Mädchen-schulen gab es vermutlich nicht – mit Ausnahme der Einrichtung der Dichterin Sappho. Die leitete um 600 v. Chr. eine Art Mädcheninternat auf der Insel Lesbos. Ob Mädchen in späterer Zeit zur Schule oder ins Gymnasium geschickt wurden, ist unter Forschern umstritten. Gemischtgeschlechtliche Schulen aber gab es wohl nicht. Die Erziehung der Töchter spielte sich meist im Elternhaus ab. Sie sollten später gute Hausfrauen und Mütter sein – sich aber auch ihrem sozialen Status angemessen in der Gesellschaft bewegen können. Also lernten sie Gewänder zu weben, Gedichte zu rezitieren, Musikinstrumente zu spielen, im Chor der Mädchen mitzusingen. Denken Sie an die Koren-Figuren von der Akropolis: Junge Mädchen in langen Gewändern, sehr auf Status bedacht, auf Haltung,

auf Wohlanständigkeit. Erotische Anziehungskraft spielte sicherlich eine große Rolle, weil die Mädchen ja verheiratet werden sollten. Doch zu den wagemutigsten, erotischsten und ammutigsten Gesten gehörte das Lüpfen des Gewandes über den Knöchel. Das alles war wiederum vor allem das Ideal der reichen Familien. Mädchen in weniger wohlhabenden Kreisen wurden wohl sehr viel einfacher und arbeitsreicher ausgebildet.

So tugendhaft Mädchen in die Ehe gingen, so geradezu schockierend wenig tugendhaft, nach unseren heutigen Maßstäben, konnten sich Männer verhalten...

Sie sprechen die Päderastie an, die nicht nur erlaubte, sondern idealisierte Knabenliebe.



Aus einer antiken
Spiegelkiste: eine um 340
v. Chr. in Attika entstandene
Terrakottapuppe mit einer
Rassel in der Hand

Viele Mädchen wurden mit 15 Jahren verheiratet

Sie war, in Athen und anderen Poleis, ein Phänomen der Oberschicht. Dabei suchte sich der erwachsene Liebhaber einen jüngeren Geliebten aus, dem er nicht nur sexuell zugetaet war, sondern als dessen Lehrer er auch galt. Wir haben viele literarische Texte aus der Antike und Vasenbilder, die solche Beziehungen verherrlichen.

Das wurde akzeptiert?

Ja, innerhalb bestimmter Grenzen. Der Ältere lernte den Jüngeren oft im Gymnasium kennen, wo man gemeinsam Sport trieb. Wenn er auch erzieherische Funktionen übernahm, war das für die Familie des Jungen akzeptabel, wohl auch erwünscht.

Wie alt waren da die Jungen?

15, 16 Jahre. Also während sie in der Pubertät waren und vor dem Eintritt in den Epheben-Dienst. Antike Autoren schreiben, dass in dem Moment, wo sich beim Jungen der erste Bartflaum und die Behaarung der Beine zeigten, eine Beziehung zu Männern nicht mehr statthaft ist. Homosexuelle Beziehungen dieser Art blieben verfeindet.

War die Päderastie ein Phänomen, das die gesamte griechische Antike begleitete?

Nein, schon in der Zeit des Peloponnesischen Krieges dürfte sie nicht mehr so weit verbreitet gewesen sein, im Hellenismus ging sie dann stark zurück.

Für Mädchen wie Jungen endete die Kindheit mit der Ehe?

Aber zu unterschiedlichen Zeiten: Mädchen wurden oft mit etwa 15 Jahren verheiratet – gut zehn Jahre früher als die meisten jungen Männer.

Wie fanden die Ehepartner zueinander?

Antike Gedichte beschreiben die glückliche oder die unglückliche Liebe zwischen Mann und Frau. Doch letztlich ging es so zu wie heute noch in vielen traditionell organisierten Gesellschaften: Die Familie, vor allem der Vater, suchte den Ehepartner aus. Es ging um eine möglichst vorteilhafte Verbindung zu einer anderen vermögenden, mächtigen oder in anderer Weise passenden Sippe.

Und die Kinder wehrten sich nicht?

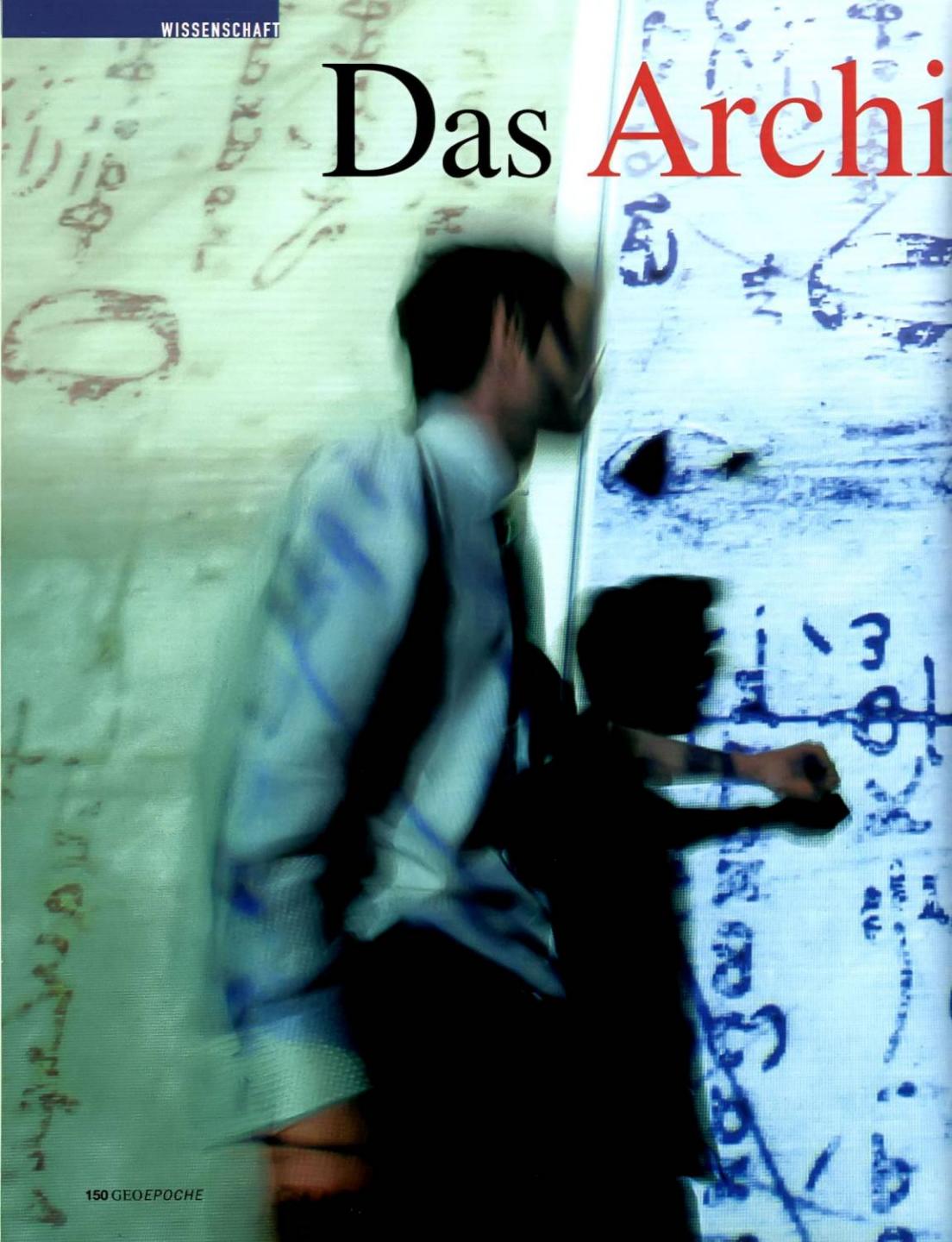
Das ist für Forscher heute kaum noch herauszufinden. Aber zumindest waren die Chancen der jungen Leute auf erfolgreichen Widerstand nicht gut – besonders die der Töchter. Denn Frauen waren, zumindest in Athen in klassischer Zeit, rechtsunmündig. Der Vater oder ein männlicher Vormund handelte im Namen des Mädchens. Der Vertrag, der die gültige Eheschließung besiegelte, wurde bezeichnenderweise nicht zwischen Braut und Bräutigam, sondern zwischen Vater und Bräutigam geschlossen.

Wenn man alles zusammen betrachtet: Wie gut oder schlecht hatten es die griechischen Kinder im Vergleich zu anderen antiken Hochkulturen, etwa der persischen?

Darüber kann man kein Urteil fällen. Sicher ist nur: Wir wissen über die Kinder in Griechenland sehr viel mehr als über Heranwachsende anderswo in der antiken Welt.

Die Archäologin Dr. Martina Seifert, 39, hat über Kinder und Jugendliche in griechischen Festen und Kulten geforscht. Das Interview führte Cay Rademacher.

Das Archiv



medes-Rätsel

Vor 800 Jahren beugte sich ein Mönch in Konstantinopel über einen alten Folianten: eine Kopie der »Methodenlehre« des Archimedes – heute die einzige bekannte Fassung der Schrift. Doch sein Interesse galt nicht dem Werk des griechischen Mathematikers, sondern dem Pergament der Seiten, das er wieder verwenden wollte. So verschwand eines der Hauptwerke der antiken Naturwissenschaft unter den frommen Zeilen eines einfachen Gebetbuches. Den Archimedes-Text versuchen Forscher nun mit modernster Technik zu rekonstruieren



Ein Detail in drei Fototechniken:
Wissenschaftler in einem Labor in Baltimore vergleichen verschiedene Aufnahmen von Zeichnungen aus dem Archimedes-Werk »Über schwimmende Körper«, die sie unter den Texten eines Gebetbuches wieder sichtbar gemacht haben

K onstantinopel, irgendwann gegen Ende des 12. Jahrhunderts. In der Schreibstube eines Klosters beugt sich ein Mönch über Pergamentseiten, die er aus dem Holzeinband eines 200 Jahre alten Buches gelöst hat. Er tunkt einen Schwamm in ein Schälchen mit Limettensaft, drückt ihn aus und wischt dann über die einzelnen Blätter. Leicht perlend zieht die Fruchtsäure in das Pergament ein. Sie soll löschen, was auf zwei

Spalten die Seiten füllt – mathematische Abhandlungen, die mit Darstellungen von Kreisen, Dreiecken und Kurven ergänzt sind. Die Texte, Formeln und Zeichnungen, die er tilgt, interessieren den Mönch nicht; vermutlich versteht er sie auch gar nicht.

Aber die eisenhaltige Gallustinte, die der unbekannte Schreiber der Abhandlungen zwei Jahrhunderte zuvor benutzt hat, muss sich tief in die Ziegenhaut geätzt haben. Denn erst nachdem er mehrmals über die Seiten gewischt hat, wird die dunkelbraune Schrift schwächer – doch ein heller Schatten der Urschrift bleibt zu sehen.

Seite für Seite arbeitet sich der Mönch durch das Bündel, dann lässt er die halbwegs gesäuberten Bögen trocknen. Ein paar Tage später schneidet er sie in der Mitte durch, dreht sie um 90 Grad, faltet sie und bindet sie zwischen zwei Lederrücken wieder zusammen. Aus dem alten Buch ist ein neues entstanden, und der Mönch beschreibt es mit Liturgietexten, Psalmen und Exorzismen.

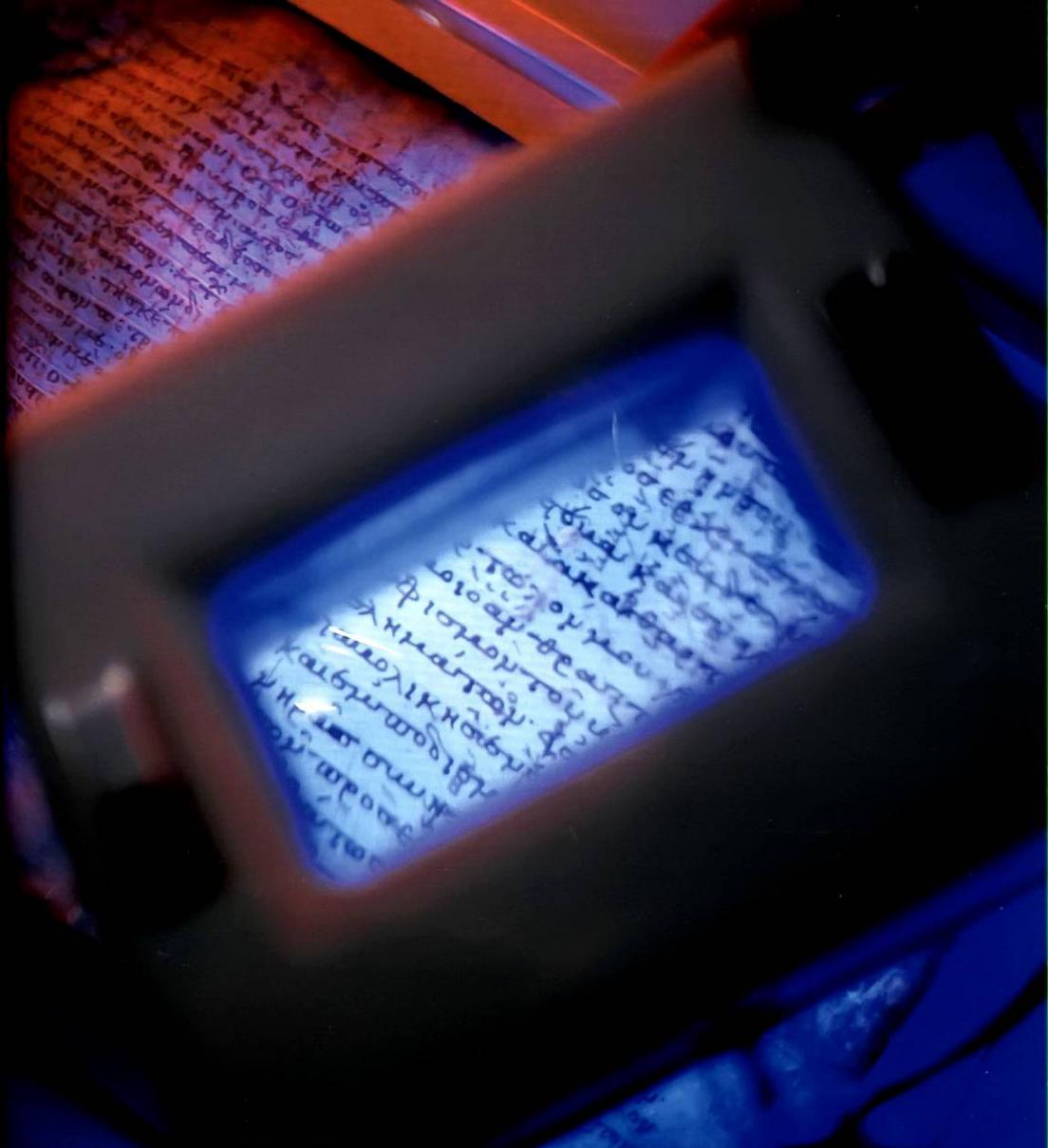
Gebetbücher werden dringend gebraucht in dieser Zeit des Niedergangs im Byzantinischen Reich. Aufstände erschüttern Konstantinopel, die Menschen sehnen sich nach geistigem Halt. Und da Pergament knapp ist, werden in den Klosterstuben fleißig alte Schriften wiederverwendet, entstehen Tausende von „Palimpsesten“, wie solch ausgelöschte und dann wieder überschriebene Schriftstücke im Griechischen genannt werden.

Rund 800 Jahre später, im Januar 1999, liegt jenes zweifach beschriebene Buch auf dem Schreibtisch von William Noel, dem Kurator für Manuskripte und seltene Bücher im Walters Art Museum von Baltimore. Wenige Wochen zuvor hat es bei einer Auktion in New



Archimedes von Syrakus
(ca. 287–212 v. Chr.) war der bedeutendste Mathematiker der Antike. Brillant verknüpfte er Geometrie mit Mechanik, Mathematik mit Physik und legte damit eine Grundlage für die moderne Naturwissenschaft





Im UV-Licht sind die Formeln des Archimedes unter den später darüber geschriebenen Psalmen zu erkennen: als senkrechte Zeilen. Pergament war im Mittelalter kostbar. Deshalb trennte ein Mönch gegen Ende des 12. Jahrhunderts das Mathematik-Buch auf, versuchte die alte Tinte auszubleichen (was ihm nicht ganz gelang), zerschnitt die Bögen, drehte sie um 90 Grad, beschrieb sie und band sie zu einem neuen Buch

**Thales von Milet**

(ca. 625–547 v. Chr.) war Philosoph, Mathematiker und Astronom und Begründer der ionischen Naturphilosophie. Macht als erster nicht mehr nur die Gotter für Naturphänomene verantwortlich, sondern suchte nach rationalen Erklärungen. Für ihn war das Wasser der Urstoff, aus dem alles entstanden ist. Thales soll die Sonnenfinsternis vom 28. Mai 585 vorhergesagt sowie die Höhe der Pyramiden und die Entfernung von Schiffen auf See bestimmt haben.

**Pythagoras von Samos**
(ca. 570–480 v. Chr.), Naturphilosoph und charismatischer Lehrer, gründete in Kroton eine religiös-ethische Lebensgemeinschaft,

zu deren Grundlage der Glaube an die Seelenwanderung gehörte. Galt seinen Anhängern als ein Wesen zwischen Mensch und Gott. Der berühmte „Satz des Pythagoras“ aber war bereits babylonischen Mathematikern bekannt, die pythagoräische Zahlentheorie wurde erst nach seinem Tod von seinen Schülern entwickelt.

York für 2,2 Millionen Dollar den Besitzer gewechselt. Doch kostbar ist das Büchlein nicht wegen seines frommen Inhalts, sondern wegen der lange zuvor fast ausgelöschten mathematischen Texte und Zeichnungen.

Denn bei diesen handelt es sich um die älteste griechische Abschrift von sieben Texten des Archimedes, darunter die einzige griechische Fassung seiner Werke „Über schwimmende Körper“ und „Über Kugel und Zylinder“. Vor allem enthalten sie die bislang einzige bekannte Kopie seiner „Methodenlehre“ – eines Schlüsselwerks der Mathematik. Darin erläutert der antike Naturwissenschaftler, auf welche Weise er seine geometrischen Sätze ermittelt hat und welchen Stellenwert mechanische Vorstellungen darin einnehmen.

Eine Rekonstruktion der überschriebenen Texte und Zeichnungen könnte, so hofft William Noel, „die Tür zur mathematischen Werkstatt des Archimedes weiter aufstoßen“ und die bis heute nicht gänzlich durchschauten Denkmuster des Griechen zu dechiffrieren helfen.

Bereits in der Antike galt Archimedes als bedeutender aller griechischen Mathematiker. William Noel nennt ihn „den ersten Mann der Renaissance“ – obwohl Archimedes 1600 Jahre früher zur Welt gekommen ist: wahrscheinlich 287 v. Chr. in dem griechischen Stadtstaat Syrakus auf Sizilien.

Der Vater des Archimedes, Astronom am Hofe des Königs Hieron II., schickte seinen Sohn zum Studium nach Alexandria, wo die besten Wissenschaftler der hellenistischen Welt lehrten. Nach seiner Heimkehr beschäftigte Archimedes sich mit der Mathematik. Und zwar so leidenschaftlich, dass er, wie der griechische Historiker Plutarch berichtete, „fast immer zu essen vergaß und sein Äußeres vernachlässigte. Wenn es zu schlimm wurde, zwangen ihn seine Freunde zu baden“.

Bei einem dieser Bäder soll der Forscher das Prinzip des Auftriebs entdeckt haben: jenes Gesetz, wonach das Gewicht eines schwimmenden Körpers stets dem Gewicht der verdrängten Flüssigkeit entspricht. Nackt, wie er im Bade gesessen habe, sei Archimedes damals durch die Straßen von Syrakus gerannt und habe „Heureka!“ gerufen – ich habe es gefunden!

EBenso wird überliefert, dass Archimedes nach langem Grübeln in der Wanne den Beweis dafür gefunden habe, dass eine von Hieron II. erstandene angebliche Goldkrone mit Silber versetzt war. Denn das Schmuckstück verdrängte mehr Wasser als eine gleich schwere Menge puren Goldes – musste also mit einem Metall von geringerer Dichte, etwa Silber, legiert worden sein.

Vermutlich aber schätzte König Hieron noch mehr das Talent seines Untertans als Kriegswaffeningenieur. Als die römische Flotte 213 v. Chr. Syrakus belagerte, entwickelte Archimedes Steinschleudern und Kräne, deren Greifhaken ganze Schiffe emporheben und an-





In ihrem Labor in Baltimore studieren die Forscher um die Restauratorin Abigail Quandt (Mitte) und den Kurator William Noel einen Teil der bereits aus dem Gebetbuch gelösten Pergamentbögen. Bis 2007 wollen die Wissenschaftler alle 174 Seiten konserviert haben. Noch kleben etliche am Falz zusammen

schließend zerbersten lassen konnten. Denn er hatte die Hebelgesetze entdeckt. Sein Triumph über die Schwerkraft begeisterte ihn so sehr, das er ausgerufen haben soll: „Gebt mir einen festen Punkt, und ich bewege die Erde!“

Zwei Jahre lang gelang es den Syrakusern, die Angreifer auf Distanz zu halten. Dass Archimedes die römische Flotte mit riesigen Brennspiegeln in Flammen habe aufgehen lassen, ist allerdings bloße Legende; wohl auch, dass er – bevor ihn 212 bei der Eroberung von Syrakus ein Römer erschlug – über geometrische Probleme nachgedacht und den Soldaten mit den Worten angeherrscht haben soll: „Stört meine Kreise nicht!“

Die zivilen Erfindungen des Griechen, etwa die nach ihm benannte archimedische Schraube zum Wasserschöpfen, inspirierten noch Jahrhunderte später Naturforscher wie Leonardo da Vinci, Galileo Galilei und Isaac Newton. Und seine mathematischen Erkenntnisse haben bis heute Bestand.

Archimedes errechnete als Erster einen Näherungswert für die Zahl Pi ($3,14\dots$, das konstante Verhältnis zwischen Kreisumfang und -durchmesser). Er zog als Erster näherungsweise die Quadratwurzel aus Drei, und er bewies, dass die Oberfläche einer Kugel stets viermal größer ist als die Fläche ihres größtmöglichen inneren Kreises und ebenso groß wie die Mantelfläche eines sie exakt umgebenden Zylinders.

Etliche Werke des Griechen über Flächeninhalt, Form und Volumen verschiedener Gegenstände sind erhalten, darunter Abhandlungen über Kreis, Kugel, Zylinder und Spiralen. Dafür entwickelte der Mathematiker eine Art Vorläufer der späteren Integral- und Differentialrechnung.

Archimedes war als Mathematiker außerordentlich vielseitig und atemberaubend originell. Eines aber war er nicht: der erste griechische Mathematiker. Er stand in einer gut 400-jährigen Tradition.

Thales von Milet (ca. 625–547 v. Chr.) ist wohl das erste naturwissenschaftliche Genie, dessen Name und Leistungen die Zeiten überdauert haben. Aristoteles nannte ihn später den ersten griechischen „Naturdenker“.

In Milet, der weltoffenen griechischen Handelsmetropole an der Westküste Kleinasiens, hatte Thales es gewagt, ein Weltbild zu entwickeln, das mit allen herkömmlichen brach. Statt die Phänomene der Welt mit dem Willen der Götter zu erklären, suchte er deren natürliche Ursachen. Die jährlichen Nilüberschwemmungen etwa seien, so Thales, nicht ein Werk des ägyptischen Gottes Chnum, sondern würden durch den Wind verursacht. Damit



Mit einem neu entwickelten Lösungsmittel versucht Abigail Quandt, mindestens drei Schichten Klebstoff am Rücken des Gebetbuches abzunehmen, ohne den wertvollen Text zu beschädigen. Erst nach jeweils knapp zwei Wochen Arbeit kann sie mit einem Skalpell vorsichtig die Bindung entfernen

begründete er die griechische Naturphilosophie (siehe Seite 54).

Sein Interesse für Ägypten soll Thales zur Geometrie geführt haben. Bei einer Reise an den Nil habe er gesehen, wie Landvermesser nach einer der jährlichen Überschwemmungen die Äcker mithilfe von Dreiecksformeln neu vermaßen. Daheim in Milet habe der Griechen dann das Beobachtete theoretisch untermauert – etwa durch jene Regel, dass zwei Dreiecke gleich („kongruent“) sind, wenn sie in einer Seite und den zwei anliegenden Winkel gleich sind.

Dank dieses Kongruenzsatzes sei es ihm auch gelungen, die Entfernung von Schiffen auf hoher See zu berechnen. In ähnlicher Weise habe er die Höhe einer Pyramide gemessen – und zwar mithilfe des Längen des Schattens, den die Pyramide zu jenem Zeitpunkt warf, als der Schatten und der Körper eines Menschen die gleiche Länge hatten. Mathematisch bewiesen im eigentlichen Sinne hat Thales seine Sätze jedoch noch nicht.

Den größten Ruhm erwarb er sich, als er für den 28. Mai 585 v. Chr. eine Sonnenfinsternis voraussagte – und den Ionieren damit in einer Schlacht zum Sieg gegen die zu Tode erschreckten Lyder und Meder verhalf.

In den folgenden Jahrhunderten drangen die *mathematikoi* – von vielen sind nur ihre Erkenntnisse, nicht einmal ihre Namen mehr überliefert – nach und nach weiter in den Kosmos der Geometrie und der Arithmetik ein.

Jede natürliche Zahl etwa kann mithilfe zweier anderer Zahlen beschrieben werden: 6 zum Beispiel als 2×3 oder $5 + 1$ oder $8 - 2$. Das lässt sich, notfalls mit ein paar Kieselsteinen, leicht nachvollziehen. Als die Griechen nun darangingen, geometrische Figuren zu analysieren, machten sie irritierende Entdeckungen. In einem Quadrat mit der Seitenlänge 1 etwa ist die Länge der Diagonale die Wurzel aus 2. Was aber ist $\sqrt{2}$? Ganz sicher keine Zahl mehr, die sich aus einem einfachen Verhältnis zweier anderer Zahlen ableiten lässt. Die Griechen hatten die Existenz irrationaler Zahlen entdeckt.

Andere Wissenschaftler wandten sich nicht der Geometrie, sondern den Phänomenen der Natur zu. Bereits um 350 v. Chr. postulierten beispielsweise Eukleides und Hiketas, dass sich die Erde um die eigene Achse drehe. Mit diesem „goldenen vierten Jahrhundert“ begann der Einfluss Platons und des Aristoteles auf Philosophie und Naturwissenschaften.

Platon wies der Mathematik einen wichtigen Platz in seinem Bildungssystem zu. Wer bei ihm Philosophie studieren wollte, musste erst gründlich Mathematik lernen. Denn, so schrieb er: „Durch die Mathematik wird ein Werkzeug der Seele gereinigt und wie in läuterndem Feuer zu neuer Lebenskraft geweckt, während andere Beschäftigungen es vernichten und seiner Sehkraft berauben.“

Der Philosoph definierte die Mathematik erstmals als abstrakte Wissenschaft, die von der physischen Welt getrennt ist. Daraus folgte: Menschliche Erfahrungen zählten nicht mehr, um mathematischen Problemen auf den Grund zu kommen; stattdessen forderte er den deduktiven Beweis, also eine Beweisführung, die von selbstverständlichen Fakten ausgeht (etwa: „Die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten ist eine Gerade“) und diese logisch miteinander kombiniert. Platons Schüler Aristoteles führte zu diesem Zweck die Grundbegriffe Definition, Axiom und Hypothese ein. Bis zum dritten vorchristlichen Jahrhundert hatte sich die Regel „Wissen ist Kenntnis durch Beweis“ in der griechischen Mathematik vollständig durchgesetzt.

Ganz in diesem Sinne gründete Euklid um 300 v. Chr. die mathematische Schule von Alexandria. Sein Werk, die „Elemente“, machten ihn zum Mathematiklehrer aller Völker und Generationen. Mit Ausnahme der Bibel wurde bis Ende des 19. Jahrhunderts weltweit kein Buch häufiger gedruckt.

In den 13 Bänden der „Elemente“ ist das gesamte damalige Wissen über die Mathematik systematisch geordnet. Basis des Euklidischen Lehrgebäudes sind unbeweisbare Definitionen (etwa: „Ein Punkt ist, was keine Teile hat“), Postulate (etwa: „Gefordert soll sein, dass alle rechten Winkel einander gleich sind“) und Axiome (etwa: „Wenn von Gleicherem Gleicher weggenommen wird, ist auch das Restliche gleich“).

Diese Lehrsatzsammlung ist bis heute das Fundament der klassischen, der „euklidischen“ Geometrie.



Demokrit von Abdera

[ca. 460–370 v. Chr.] war gemeinsam mit seinem Lehrer Leukippos der Hauptvertreter des antiken Atomismus. Nach dieser Lehre besteht die Welt aus zwei unveränderlichen Prinzipien: die nicht weiter teilbaren Korpern [Atomen] und dem Leeren. Die Atome bewegen sich, können sich verbinden und trennen und zusammengesetzte Körper bilden. Demokrit erklärte Veränderungen in der Natur als Veränderung in der Bewegung der Atome oder in der Art und Weise ihrer Anordnung.



Eudoxos von Knidos

[ca. 391–338 v. Chr.], Mathematiker, Astronom und Geograph, entwickelte eine Verhältnislehre, mit der irrationalen Zahlen annäherungsweise dargestellt werden konnten, und bestimmte den Rauminhalt von nicht geradlinig begrenzten Körpern. Er versuchte als Astronom die komplizierten Bewegungen der Planeten durch ein Modell von 27 rotierenden Sphären zu erklären. In seinem geographischen Werk beschrieb er die damals bekannte Welt.

W^{as} Archimedes von Syrakus aber von seinen Vorgängern unterschied, ist die Tatsache, dass er Mathematik und Physik wie kein anderer zuvor miteinander verzahnte und damit eine der wesentlichen Grundlagen der modernen Naturwissenschaften schuf.

Nirgendwo zeigt sich das klarer als in seiner „Methodenlehre“ – dem Werk, das der junge Wissenschaftler William Noel nun vollends entschlüsseln lassen will. Durch Werke anderer antiker Autoren ist zwar bekannt, dass Archimedes darin beschreibt, wie er seine mathematischen Sätze über die Berechnung von Flächen mechanisch realisierte. Doch was muss man sich darüber konkret vorstellen?

Beugte sich Archimedes tatsächlich über reale geometrische Gebilde – etwa aufgemalte Quadrate, Tonkugeln, Trichter – und maß sie irgendwie aus? Oder bewegte er sich gedanklich ganz und gar in einer abstrakten mathematischen Welt und verzichtete darauf, seine theoretisch erdachten Formeln „in der Praxis“, also an einem realen Objekt nachzumessen? Darüber, unter anderem, streiten sich die Experten.

Wie wichtig Archimedes selbst seine „Methodenlehre“ nahm, ist in einer seiner Schriften festgehalten:

**Euklid von Alexandria**

(um 300 v. Chr.), der bekannte Mathematiker der Antike, stellte in seinen 13 Büchern der „Elemente“ das gesamte mathematische Wissen seiner Zeit in einer systematischen Ordnung zusammen. Die Basis seines Lehrgebäudes waren Definitionen, Postulate und Axiome, anhand derer er mathematische Sätze streng deduktiv bewies

**Aristarchos von Samos**

(ca. 310–230 v. Chr.), Mathematiker und Astronom, war der bedeutendste Verfechter des heliozentrischen Weltbildes, wonach sich die Erde um die Sonne dreht. Er versuchte als Erster, mit mathematischen Methoden astronomische Entfernung sowie Durchmesser und Entfernung von Sonne und Mond zu bestimmen. Nur wegen der damals unvermeidlichen Messungen waren die Ergebnisse mangelhaft

„Ich bin überzeugt, dass diese Methode für Mathematiker äußerst nützlich ist. Die nach mir Lebenden können damit neue Sätze finden, die ich noch nicht entwickelt habe.“

„Archimedes grüßt den Eratosthenes“ – mit diesem Satz beginnen etliche seiner Schriften, die Floskel wurde sogar zum Erkennungszeichen des Mathematikers. Denn regelmäßig hatte er seine Erkenntnisse auf Papyrusrollen notiert und an die Bibliothek nach Alexandria geschickt, wo Eratosthenes lehrte.

Auch in dem Gebetbuch, das der Museumskurator William Noel rund 2200 Jahre später in seinen Händen hält, steht als erster Satz jener Gruß.

Dass dieses Buch überhaupt die Zeitalters überstanden hat, ist einer Folge von Glückssällen zu verdanken. Die abenteuerliche Reise des Archimedes-Palimpsests durch die Jahrhunderte begann in Alexandria, wo die Aufzeichnungen des Mathematikers als Lehrmaterial genutzt wurden.

Gelehrte kopierten die Schriften der dortigen damals weltberühmten Bibliothek immer wieder und bewahrten sie so über die Zeitenwende. Als die kulturbeflissenen Byzantiner über Ägypten und also über Alexandria herrschten, standen die Werke des Archimedes weiter in hohem Ansehen. Der Baumeister Isidor von Milet beispielsweise ließ sich im 6. Jahrhundert n. Chr. von der Schrift „Über Kugel und Zylinder“ beim Bau der Hagia Sophia in Konstantinopel inspirieren. Wegen ihrer 56 Meter hohen und 30 Meter breiten zentralen Kuppel wurde die Kirche damals als das „großartigste Bauwerk der Christenheit“ gefeiert; noch heute gilt sie als ein Meisterwerk der Statik.

Ende des 9. Jahrhunderts ordnete der Rektor der Universität von Konstantinopel an, alle vorhandenen Arbeiten des Archimedes zusammenzutragen, sie auf Pergament zu kopieren und zu Büchern binden zu lassen. Diese Sammlung gilt als Grundlage sämtlicher archimedischer Überlieferungen in griechischer Sprache. Seit dem 16. Jahrhundert wird sie jedoch vermisst; die heute bekannten archimedischen Werke sind alleamt lateinische und arabische Übersetzungen. Die griechische, später überschriebene Abschrift, mit der sich William Noel beschäftigt, stammt vermutlich aus dem 10. Jahrhundert.

Kopiert hat sie wahrscheinlich ein Gelehrter am Kaiserhof von Konstantinopel. Anhand der auf dem Palimpsest erkennbaren Schatten des ursprünglichen Manuskripts lässt sich minutiös nachvollziehen, wie der archimedische Text Seite für Seite auf die Ziegelaufhaut übertragen worden ist – in Kleinbuchstaben, zweispaltig mit jeweils 35 Zeilen, dazwischen geometrische Zeichnungen.

Die Titel der einzelnen Werke sind mit Versalien verziert, die Kapitelanfänge mit gemusterten Initialien. Während der Gelehrte das Pergament beschrieb, fraß

sich die Tinte in das Material ein. So tief, dass 200 Jahre später jener Mönch in Konstantinopel den Text nicht vollständig löschen konnte. Kurz darauf, 1204, eroberten Kreuzritter die Stadt. Tagelang plünderten sie Konstantinopel, raubten Kunstschatze, zündeten Bibliotheken an. Nur wenige Bücher blieben verschont, darunter der Archimedes-Palimpsest.

Immer wieder ist das fromme Werk europäischen Besuchern in späteren Jahrhunderten wegen der nach wie vor erkennbaren geometrischen Zeichnungen aufgefallen – und so lässt sich dessen weiteres Schicksal einigermaßen präzise nachvollziehen.

Um 1830 entdeckte ein englischer Geistlicher den Palimpsest im griechisch-orthodoxen Kloster Mar Saba in der Nähe Bethlehems. Später überließ ihn der Abt von Mar Saba einem benachbarten Kloster. Danach wurde das Buch in der Bibliothek des orthodoxen Patriarchen von Jerusalem gesichtet, dann in den Regalen der nahe gelegenen Grabskirche.

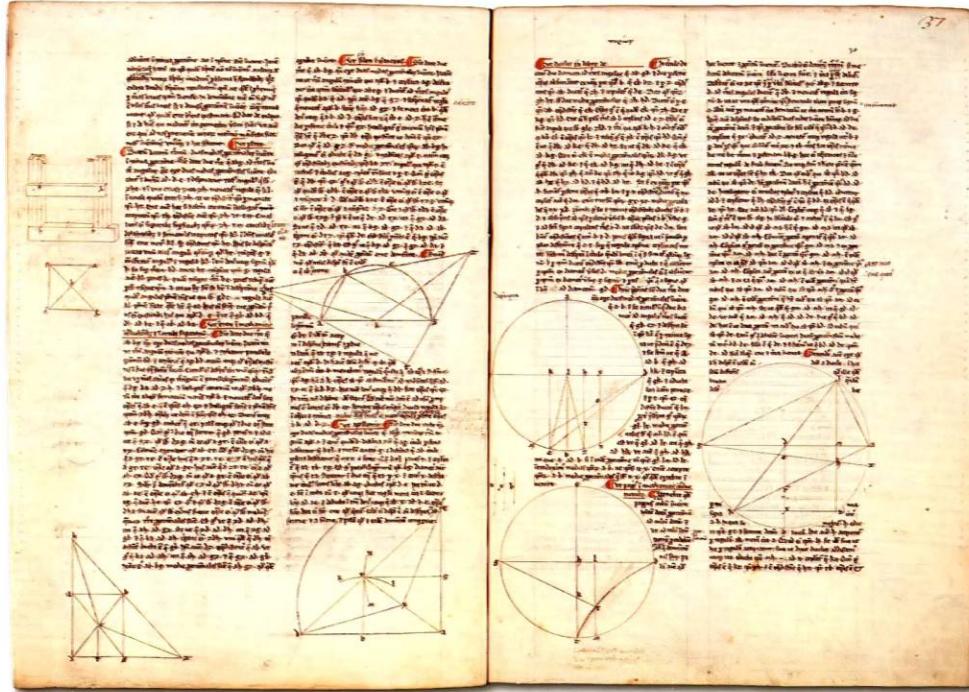
Um 1840 stieß der sächsische Bibelforscher Constantin von Tischendorf in einer Bibliothek in Konstantinopel auf das Gebetbuch. In seinem Tagebuch notierte er, dass er dort in verschiedenen Manuskripten geblättert habe, „sie waren jedoch sämtlich ohne besonderes Interesse, mit Ausnahme eines Palimpsesten, der sich auf Mathematik bezog“. Heimlich entnahm der Theologe eine Seite des Buches, steckte sie unter seinen Lehrtentrock und verabschiedete sich.

In einem Katalog, den der Bibliothekar in Konstantinopel Ende des 19. Jahrhunderts erstellt hat, ist auch der Palimpsest aufgeführt. 1906 reiste der dänische Archimedes-Experte Johan Ludvig Heiberg, der davon gehört hatte, nach Konstantinopel und erkannte unter den frommen Texten eine Abschrift des archimedischen Originals. Er ließ die Seiten fotografieren und begann mit einer Lupe die Schrift zu entziffern. Schon bald galt Heibergs Arbeit als Meilenstein der Archimed-Forschung.

Nach Ende des Osmanischen Reiches 1919 verschwand der Palimpsest – wie, ist bis heute nicht geklärt. Bekannt ist jedoch, dass ihn von 1923 an ein Pariser Kunstsammler besaß. Dessen Erben behaupten, er habe das Buch in Istanbul legal von einem Mönch erworben, und boten es immer wieder Bibliotheken in den USA und Europa zum Kauf an. Doch allen war die Sache zu windig. Im Oktober 1998 schließlich ließen die Erben es versteigern, und den Zuschlag erhielt ein amerikanischer Sammler.

William Noel, der Kurator in Baltimore, bemühte sich sofort, das einzigartige Manuskript nach neuester Methodik untersuchen lassen zu dürfen. Im Januar 1999 war er am Ziel: Der anonym gebliebene Sammler kam nach Baltimore und überreichte Noel eine Plastiktüte, darin der Palimpsest.

Behutsam schälte Noel das Werk aus seiner Verpackung – und war schockiert: Der Band, dick und



Die wenigen heute erhaltenen Texte des Archimedes sind meist lateinische Übersetzungen der griechischen Originale. Dieses im Vatikan aufbewahrte Manuscript mit einer Theorie über die Verdoppelung des Würfels wurde 1269 verfasst

schwer wie ein Telefonbuch, war in einem „unfassbar miserablen“ Zustand. Der dunkelbraune Einband aus Schafsleder verschlissen, eine Ecke angebrannt, die Seiten mit violettem Schimmel überzogen. „Schon von außen war es das scheußlichste Buch, das ich je gesehen hatte.“

Als Noel es öffnete, fielen ihm Pergamentseiten entgegen. Der überschriebene Text war kaum noch zu erkennen, die Blätter zeigten Feuchtigkeits- und Schimmelsspuren, waren verknickt und durch Flecken verklebt. Zudem entdeckte Noel auf vier Seiten bunte Heiligenporträts, die vermutlich der französische Besitzer hatte anfertigen lassen, weil er sich davon eine Wertsteigerung erhoffte.

Noel schlug dem Sammler vor, den Palimpsest von einem Forscherteam untersuchen, restaurieren und fotografisch archivieren zu lassen. Der war einverstanden und erklärte sich bereit, das Unternehmen zu finanzieren – inzwischen haben die Kosten den Kaufpreis von 2,5 Millionen Euro längst überschritten.

Bereits der Versuch, die Bindung des Buches zu öffnen, erwies sich als äußerst schwierig. Mindestens dreimal, vermutet Abigail Quandt, Konservarin am Walters Museum, war der Einband seit dem 12. Jahrhundert neu verleimt worden. Schlimmer noch: Der Falz lag genau auf dem Archimedes-Text – ein „konservatorischer Albraum“.

Derzeit arbeitet sich Abigail Quandt langsam, Seite um Seite und ohne auf deren eigentliche Reihenfolge Rücksicht zu nehmen, durch den Palimpsest. Unter dem Mikroskop und mithilfe von Skalpell und Pinzetten kratzt sie Wachslecke und Schimmelsspuren ab, versucht den Leim zu lösen, verstärkt löchrige Stellen mit Reispapier. Denn erst wenn das Manuscript von seinem „historischen Dreck“ befreit ist, kann es an-

**Apollonius von Perge**

(ca. 261–190 v. Chr.) studierte und wirkte in Alexandria. In seinem Hauptwerk »Konikai« fasste er die Ergebnisse der antiken Kegelschnittlehre zusammen, ergänzte sie und führte eine neue, einheitliche Methode ein: Er stellte erstmals Parabel, Ellipse und Hyperbel als Schnitte an einem einzigen Kreiskegel dar. Er war es auch, der diesen Schnitten ihren Namen gab. Die »Konikai« blieben bis zum Aufkommen der analytischen Geometrie im 17. Jahrhundert das maßgebliche Handbuch der Kegelschnittlehre.

**Hipparchos von Nikaias**

(ca. 190–120 v. Chr.), einer der bedeutendsten Astronomen der Antike, war kein Theoretiker, sondern machte die genaue Beobachtung natürlicher Phänomene zur Grundlage seiner Forschung. So bestimmte er sehr präzise die Entfernung zwischen Erde und Mond und legte die Länge des Sonnenjahrs bis auf eine – später ermittelte – Abweichung von sechs Minuten und 26 Sekunden präzise fest.

schließend fotografisch reproduziert werden. 136 Seiten hat die Konservatorin bisher restauriert, im Schnitt 22 pro Jahr.

Die ersten der wiederhergestellten Seiten werden seit Anfang 2001 von Experten des Rochester Institute of Technology, der Xerox Corporation sowie der Johns Hopkins University in Baltimore untersucht – allesamt anerkannte Fachleute für die fotografische Aufbearbeitung desolater alter Quellen. Auch die 1947 gefundenen, in Tausende Teile zerfallenen Schriftrollen von Qumran am Toten Meer, die zum Teil Texte des Alten Testaments enthalten, sind hier restauriert worden.

Um den Archimedes-Text auf der doppelt beschrifteten Ziegelaus zu entziffern, fotografieren die Wissenschaftler die einzelnen Seiten mit einer Digitalkamera unter multispektraler Belichtung und mit verschiedenen optischen Filtern. Dabei setzen sie Licht mit Wellenlängen zwischen 250 Nanometern (UV-Licht) und 1050 Nanometern (Infrarot-Licht) ein. Denn die Tintenreste des Textes aus dem 10. Jahrhundert reagieren auf eine andere Wellenlänge des UV-Lichts als die 200 Jahre jüngeren des orthodoxen Mönches von Konstantinopel. Sind diese unterschiedlichen Handschriften erst einmal lesbar geworden, können sie auch digital gespeichert werden.

Diese Daten bearbeiten die Experten anschließend mit einer Software, die zur Analyse von Satellitenbildern entwickelt worden ist. Sie vermag übereinander liegende Schichten mit visuellen Informationen zu separieren, kann also eine Schicht Text unterdrücken und eine zweite hervorheben.

Nach vielen Versuchen gelang es schließlich, den Originaltext wiederzugewinnen. Die Gebete verschwanden vom Bildschirm, und quer dazu tauchten die Doppelspalten der Archimedes-Schriften auf. Zwar nicht perfekt lesbar, doch verglichen mit den Buchstabenresten auf dem Palimpsest leicht zu entziffern. Als der Rechner zum ersten Mal brauchbare Bilder ausspuckte, „fielen wir uns in die Arme“, so Noel.

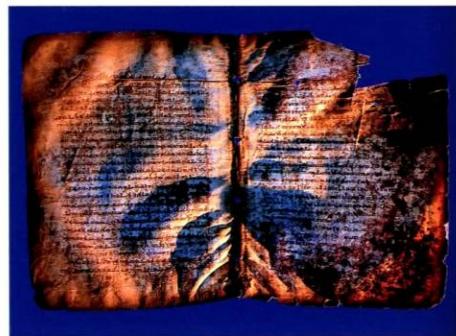
Vor einiger Zeit hat der Altertumsforscher Reviel Netz von der Stanford University in Kalifornien begonnen, die archimedischen Abhandlungen inhaltlich zu analysieren. Der 36-jährige Israeli konzentriert sich dabei auf die „Methodenlehre“. Nach ersten Vergleichen mit der anhand von Fotografien erarbeiteten Kopie, die der Däne Ludvig Heiberg von 1908 von dem Palimpsest hergestellt hatte, hat Reviel Netz bereits deren Unzulänglichkeit konstatiert.

Auch der Charakter der Zeichnungen unterscheidet sich: Im Original der „Methode“ seien etwa Dreiecke nur grob skizziert – Heiberg hingegen habe in seine Kopie sehr präzise Zeichnungen eingefügt, wie sie in modernen Mathematikbüchern zu finden sind.

Schon jetzt glaubt Reviel Netz sagen zu können, dass „Archimedes vermutlich nichts unternommen hat,

um seine mathematischen Beweise auch praktisch zu belegen“ – indem er etwa Dreiecke abgewogen hätte, um deren Schwerpunkt zu bestimmen. Nur um seinen Aussagen mehr Überzeugungskraft zu geben oder um sie verständlich zu illustrieren, habe sich der Griech hier und da auf Annahmen aus der Mechanik gestützt. Sonst habe er stets rein geometrisch argumentiert. Netz: „Archimedes war Mathematiker, kein Physiker.“

Dieser Ansicht widerspricht Ivo Schneider, Professor für Wissenschaftsgeschichte an der Bundeswehr-Universität in München und Autor einer Archimedes-Biografie. Er ist davon überzeugt, dass Archimedes mechanische Tests eingesetzt hat, um Beweise für



Unschlagmäßige Lagerung, Schimmel und sogar Feuer haben dem Gebetbuch stark zugesetzt. Doch nach der Konservierung und mithilfe modernster Technik sind nun auch die filigranen geometrischen Figuren des antiken Mathematikers wieder sichtbar

seine geometrischen Thesen zu finden – etwa, indem er den Schwerpunkt von Körpern durch Wiegen zu ermitteln suchte.

Das „praktische Ausprobieren“ sei Archimedes sehr vertraut gewesen, schließlich habe er sein Talent als Ingenieur und Physiker häufig genug demonstriert. Deshalb habe Archimedes in seiner Methodenschrift etwa das Wägeverfahren tatsächlich als mathematisch ergiebiges Instrument vorgestellt und so „die Mechanik erfolgreich mathematisiert“.

Aus diesem Grund ist Schneider „sehr gespannt“ auf die weitere Textanalyse von Reviel Netz. Der Israeli hat bereits angekündigt, seine aktualisierte Übersetzung zeige einen „ganz neuen Archimedes“ – die Arbeit Heibergs von 1908 sei inhaltlich „teilweise überholt“. Der Däne habe nicht nur die Diagramme falsch bewertet, sondern zudem ein unzureichendes

Bild der archimedischen Auffassung über die Unendlichkeit vermittelt. Diese sei weit fortschrittlicher gewesen, als man sie den alten Griechen bislang zugeschrieben habe.

Ivo Schneider wiederum hält derlei Aussagen für „ziemlich übertrieben“.

Aber noch kämpfen William Noel und seine Teamkollegen im Labor mit besonders problematischen Stellen des Palimpsests, etwa den Seiten mit den eingefügten Heiligenbildern. Immerhin hat Noel von den fehlenden Bögen einen wieder auffinden können – jenen, den der Theologe Constantin von Tischendorf um 1840 in Konstantinopel hatte mitgehen lassen und der sich heute im Besitz der Universität Cambridge befindet.

Der Kampf gegen die groben Kleberreste geht inzwischen weiter: Die Konservatorin Abigail Quandt ist zufrieden, mithilfe kanadischer Chemiker ein neues Lösungsmittel gefunden zu haben, das den Klebstoff zerstört, ohne die Schrift darunter anzugreifen. Sie hofft, die letzten sieben noch zusammenklebenden Seiten bis November 2004 präpariert zu haben.

In den vergangenen Jahren hat William Noel Forscher vieler Wissenschaftsdisziplinen um sich und den Palimpsest versammelt. Im April 2004 beispielsweise trafen sich in Baltimore Experten aus fünf Ländern, um die neuartigen Bildbearbeitungs- und Belichtungs-

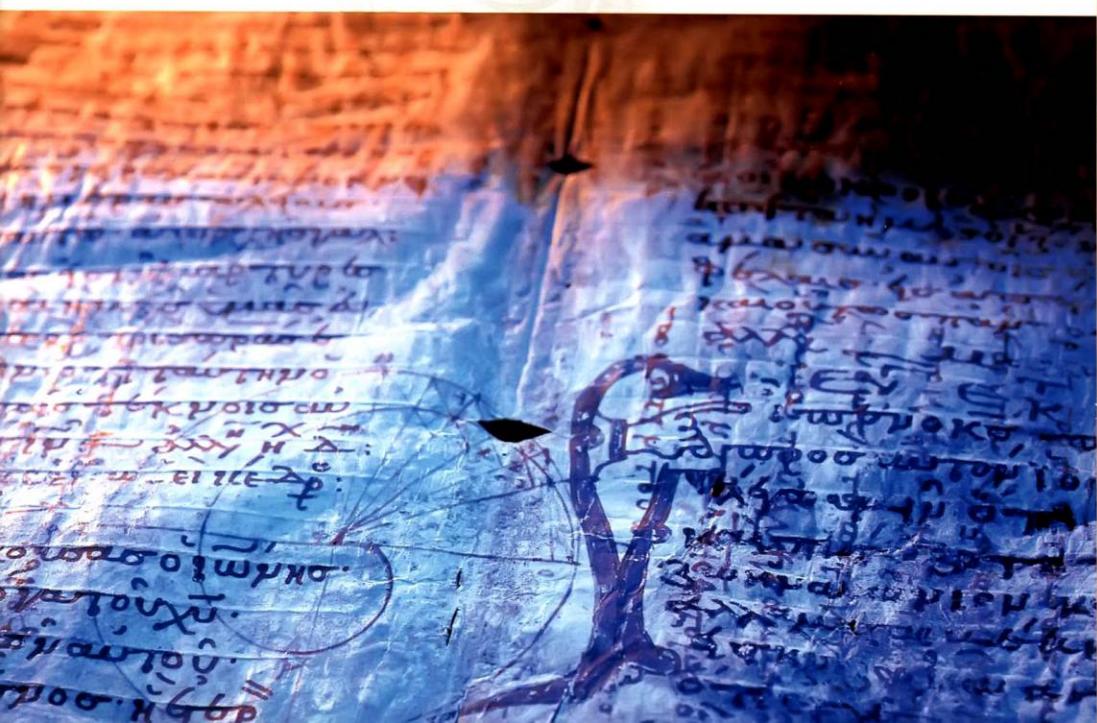
methoden zu diskutieren. Medizinische Experten der Johns Hopkins University testeten eine medizinische Software, mit der sonst Tumoren untersucht werden. Auch eine selbstdierende Computersoftware, die mit schon entzifferten Teilen des Archimedes-Textes gefüttert wird, um mit diesen Informationen fehlende Stücke zu vervollständigen, soll demnächst eingesetzt werden.

Seit kurzem gehört auch Uwe Bergmann zum Team – ein Deutscher, der am Stanford Linear Accelerator Center arbeitet. Er will eine Technik aus den Labors der Teilchenbeschleuniger nutzen: Mit Röntgenstrahlen soll die überschriebene Ziegenhaut gerastert werden. Sind die Strahlen exakt auf die Wellenlänge des Eisens in den uralten Gallustinte eingestellt, können sie beim „Beschuss“ des Pergaments selbst geringste eisenhaltige Spuren aufspüren und diese bildlich erfassbar machen. Bergmann hofft, mit seiner Technik sogar durch die dicken Farbschichten der eingefügten Heiligenbilder dringen zu können.

2007 soll ein Großteil des Palimpsests erstmals ausgestellt werden. Die Arbeit der Konservatoren wird dann abgeschlossen sein.

Und der Wissenschaftlerstreit um das Werk des großen Mathematikers womöglich erst richtig beginnen. □

Katja Trippel, 31, Journalistin in Hamburg, hat sich bereits während ihres Geographiestudiums mit Theorien der antiken Griechen beschäftigt. **George Steinmetz**, 46, ist Fotograf in New York.



KOLOSS VON RHODOS

WELTWUNDER

Zum Andenken an eine überstandene Belagerung lässt Rhodos dem Sonnengott

VON WIEBKE PLAMBECK

Bewunderungswürdig war der Koloss des Sonnengottes zu Rhodos", berichtet der römische Gelehrte Plinius der Ältere im 1. Jahrhundert n. Chr. Die riesige Bronzestatue zählte in der Antike zu den Sieben Weltwundern. Doch nicht ein einziger Rest ist von ihr erhalten: Das Material war allzu wertvoll. Die Legende vom „Koloss von Rhodos“ aber hat die Zeiten überdauert – und beschäftigt Wissenschaftler bis heute.

Rhodos, im Jahr 304 v. Chr.: Die junge, reiche Stadt wird belagert. Gut 100 Jahre zuvor ist sie an der Nordspitze der Ägäisinsel gegründet und nach modernsten Entwürfen erbaut worden. Ein rechtwinkliges Straßennetz erstreckt sich unterhalb des parkähnlich gestalteten Burgberges bis zum Meer.

Der Fläche nach ist Rhodos größer als Athen und zählt schnell mehrere tausend Einwohner. Kaufleute aus der gesamten antiken Welt unterhalten an einem der fünf Häfen der Stadt ihre Niederlassungen. Heiligtümer, Gymnasien und Bibliotheken zeugen von Reichtum. Zur Schutzgottheit haben sich die Bürger den Sonnengott Helios erkoren. Eine strahlend junge, dynamische, rastlose Gottheit – ganz im Sinne der aufstrebenden Metropole.

Doch nun herrscht Krieg. Seit einem Jahr müssen die Rhodier den Truppen des späteren Makedonenkönigs Demetrios Poliorketes, des „Städtebezwingers“, standhalten. Sie haben gekämpft, gebetet und ihre Toten betrauert. Und sie haben Glück. Der Belagerung überdrüssig, gibt Demetrios das Zeichen zum Abzug. Helios hat offenbar schützend seine Hand über die Insel gehalten.

Unter den feiernden Bürgern ist auch der Bildhauer Chares aus Lindos. Der Schüler des berühmten Meisters Lysipp aus Sikyon soll nun zum Ruhme des Sonnengottes und zum Andenken an die überstandene Belagerung am Kriegshafen der Stadt eine Bronzestatue schaffen, die größer ist als alle bisher bekannten Kolossaldenkmäler.

Kolosse, überlebensgroße Statuen, schmückten bereits viele Städte. Lysipp, der Lehrer des Chares, hat beispielsweise für die süditalienische Hafenstadt Taras einen 20 Meter hohen Zeus geschaffen. Und allein in Rhodos stehen der Überlieferung nach etwa 100, wenn auch bedeutend kleinere Kolosse. Die neue Riesenstatue soll sie alle übertreffen.

Finanziert wird deren Herstellung aus dem Verkauf des von den Truppen des Demetrios zurückgelassenen Kriegsgeräts. Das bringt 300 Talente Silber ein, was 1 800 000 Drachmen ent-



spricht – eine ungeheure Summe (ein Tagelöhner verdient etwa eine Drachme pro Tag), von der aber das Material sowie alle Arbeiten bezahlt werden müssen.

Die technischen Anforderungen sind enorm. Bei der angestrebten Höhe von 30 Metern kann Chares die Statue nicht einfach aus besonders massiver Bronze fertigen lassen – sie würde unter ihrem eigenen Gewicht zusammenbrechen. Zudem müssen die Proportionen so gewählt werden, dass der Koloss aus der Sicht herannahender Seefahrer nicht verzerrt erscheint.

Der Künstler löst das erste Problem mit einem Gerüst im Innern der Statue, das einen Großteil des Gewichtes trägt. Die gewünschten Proportionen realisiert Chares wahr-

Helios im Jahr 304 v. Chr. eine **Bronzestatue** erschaffen, größer als alle bis dahin bekannten Standbilder



Der Legende nach sollen Schiffe zwischen den Beinen der gut 30 Meter hohen Statue hindurchgefahren sein. Wahrscheinlich aber, so eine neue wissenschaftliche These, stand der Koloss mit beiden Beinen an der Spitze einer Mole (Stich aus dem 18. Jhd.)

scheinlich mit einem bewährten Trick: Er verlängert den Hals der Statue, vergrößert ihren Kopf und zieht die Gesichtszüge in die Länge. Aus unmittelbarer Nähe betrachtet erscheint die Figur deshalb etwas lächerlich, doch aus der Entfernung, von Bord eines Schiffes etwa, fügt sich alles zu einem harmonischen Bild.

Die Arbeiten an dem Koloss dauern rund zwölf Jahre. Um 292 v. Chr. sind sie vollendet, und die antike Welt bestaunt ein Riesenwerk, wie es noch niemand gesehen hat.

Doch bereits knapp 66 Jahre später gerät der Sonnengott ins Wanken. Ein Erdbeben wirft ihn zu Boden, wo er in etliche Einzelteile zerbricht. Zwar bringt eine Spendenaktion eine erstaunliche Summe für den Wieder-

aufbau zusammen, doch das Orakel von Delphi rät davon ab. „Was gut liegt, das soll man nicht von der Stelle bewegen“, soll es gesagt haben. Die am Ufer verstreuten Reste werden zur Touristenattraktion – bis sie etwa 900 Jahre später von Arabern nach Edessa verschiff und eingeschmolzen werden.

„Nur wenige können seinen Daumen umfassen, und seine Finger sind größer als die meisten Standbilder“ schreibt Plinius der Ältere. Doch wie die Statue wirklich ausgesehen hat, ist schon zu seiner Zeit nur noch aus Legenden bekannt. Und so bleibt es für Jahrhunderte.

Wolfram Hoepfner, Professor für Klassische Archäologie an der Freien Universität Berlin, glaubt es nun herausgefunden

zu haben. Er hat handtellergroße Bronzestatuetten des Sonnengottes untersucht, auf die er in Museen weltweit gestoßen ist – und die einander erstaunlich gleichen. Hoepfner vermutet, dass sie mehr oder weniger gut gelungene Miniaturabbilder des legendären Weltwunders sind und in der Antike als Souvenirs verkauft wurden. Stets stellen sie den nur mit einem Mantel bekleideten Helios dar. Bei einer der Statuetten wird dessen grüßend erhobene rechte Hand von einer Stütze gehalten.

Und das hält Hoepfner für ein entscheidendes Indiz: Bei kleinen Standbildern, selbst noch bei lebensgroßen Bronzestatuen, war es nicht nötig, den rechten Arm abzustützen. Beim Koloss von Rhodos,

dessen Unterarm allein acht Meter maß, wäre indessen eine solche statische Hilfe unerlässlich gewesen – und wurde womöglich bei den kleinen Souvenirs getreulich kopiert. Zudem gibt eine der Statuetten sogar die für jene Großstatue angenommene Proportionsverzerrung an Kopf und Hals wieder.

Auch den Aufstellungsort glaubt Hoepfner inzwischen präzise ermittelt zu haben. Traditionell wird der Koloss von Rhodos, etwa in einer mittelalterlichen Quelle, als breitbeinig über der Zufahrt zum Kriegshafen stehende Gestalt dargestellt: als Riese, zwischen dessen Beinen selbst größere Schiffe hindurchfahren konnten. Doch betrug der Abstand zwischen Mole und Festland an dieser Stelle über 100 Meter, während die Figur nur etwa 30 Meter hoch war, wie viele antike Quellen übereinstimmend berichten.

In Wirklichkeit habe, so Wolfram Hoepfner, der Koloss von Rhodos an der Spitze der Mole gestanden. Von hier muss er nach Norden geblickt und die ankommenden Schiffe begrüßt haben – ungefähr so wie heute, mehr als 2000 Jahre später, die New Yorker Freiheitsstatue. □

Wiebke Plambeck, 30, arbeitet nach einem Studium der klassischen Archäologie, Kunstgeschichte und Geschichtswissenschaften der Naturwissenschaften gerade an ihrer Promotion.

Ende und

VON CAY RADEMACHER

Amerikanische Wracktaucher ließen 1999 auf der Suche nach einem verschollenen israelischen U-Boot südlich von Rhodos Unterwasserroboter in die See. Die sandten Bilder aus rund drei Kilometer Tiefe – und die Bergungsspezialisten blickten auf mehr als 2000 Amphoren, auf Anker, Töpfe und andere Relikte. Sie hatten ein 2300 Jahre altes Schiffswrack entdeckt: Zeugnis einer wagemutigen, reichen, unruhigen Epoche, eines historisch seltenen Moments, in dem das östliche Mittelmeer einmal nicht Grenze zwischen westlichem und östlichem Kulturräum war, sondern Schauplatz einer Symbiose beider Welten.

Ein versunkenes Relikt des Hellenismus.

„Hellenismus“ hatte im 19. Jahrhundert der deutsche Historiker Gustav Droysen jenes Zeitalter getauft, das mit dem Siegeszug Alexanders des Großen begann und dem Siegeszug Roms endete: rund drei Jahrhunderte, in denen sich Griechenlands Soldaten und Philosophen, Künstler und Handwerker als Eroberer, Herrscher und Lehrmeister die halbe bekannte Welt unterwarfen, von Assuan in Ägypten bis zu den Pässen des Hindukusch.

Auf Alexanders Tod 323 v. Chr. folgten 22 mörderische Jahre. Die Feldherren und Freunde des verstorbenen Königs rangen in Palastintrigen, mithilfe gedungener Halsabschneider und in Kriegen um das Erbe. Alexanders eigene Familie wurde ausgelöscht. Das Riesenreich zerfiel.

Drei Herrscherdynastien setzten sich in diesen Wirren schließlich durch. Die Antigoniden – das Geschlecht des Heerführers Antigonus – herrschten über Makedonien, Teile Griechenlands und des Balkans. Die Seleukiden – die Erben des Offiziers Seleukos – unterwarfen riesige Territorien zwischen der Ägäis und Indien. Die Ptolemäer – die Dynastie des Alexander-Feldherrn Ptolemaios – rissen Ägypten an sich.

Zwischen diese drei großen drängten sich einige kleinere Reiche. Pergamon in Kleinasien etwa war so ein Königtum. Und schließlich behaupteten sich mancherorts neben der Monarchie auch die Ideale von Autonomie und Demokratie – etwa in der Inselrepublik Rhodos, die zu einem der wichtigsten Märkte der Zeit aufstieg.

Niemals aber kehrte Ruhe ein: Keine Grenze war sicher, keine Dynastie gefestigt. Fast ständig lagen die Reichen untereinander im Krieg. So war der Nahe Osten zwischen Ptolemäern und Seleukiden so sehr umkämpft, dass die Einheimischen die Wirrisse zeitweise dazu nutzten, sich von beiden Mächten zu befreien.

Zudem wirkte das Vorbild Alexanders nach. Hatte der sich nicht ein Reich mit dem Schwert erobert? Traditionen und Legitimationen zählten nichts mehr angesichts von Gewalt und militärischem Geschick.

Alexanders Reich zerfiel, doch die Welt von Sizilien bis zum Hindukusch blieb griechisch. Viele Reiche und Städte teilten sich fortan Sprache und Kultur, trieben Handel miteinander. Zwei Jahrhunderte dauerte diese Epoche der Entdeckungen und intellektuellen Abenteuer – bis Rom die Nachfolge der Griechen antrat

Und so waren die Jahrhunderte nach dem Tod des Makedonenherrschers die große Zeit antiker Glücksritter und Konquistadoren, die sich irgendwo in Europa oder Asien ein Reich eroberten. Pyrrhos, den es schließlich nach Italien verschliss, wo er gegen Roms Legionen seine sprichwörtlich desaströsen Siege erfocht, war vielleicht der Bekannteste von ihnen.

Zum Ausgleich der eigenen prekären Existenz diente den Herrschern der Prunk: Aus den Abkömmlingen meist wenig altehrwürdiger Familien wurden übermenschliche Könige. An den Höfen in Alexandria, Antiochia und andernorts herrschte ein orientalisches Zeremoniell, die Monarchen ließen sich in ihren Städten durch Statuen und Inschriften ehren – und Altäre aufstellen, an denen ihnen geopfert wurde. Die Hybris, welche die Griechen einst bei den persischen Großkönigen verachtet hatten, wurde nun zu einer der wichtigsten Stützen ihrer Macht.

Denn sie machten sich damit die Traditionen der unterworfenen Völker des Ostens zunutze, der Perser, Babylonier, Ägypter und anderer. Und gerade dies wurde zum Wesen des Hellenismus: die historisch einmalige Verschmelzung der griechischen mit der orientalischen Kultur.

Manchmal wollten die Griechen in der Fremde jedoch griechischer sein als die Landsleute in der Heimat. Ein Beispiel dafür ist Pergamon. Jener Flecken in Kleinasien – beherrscht von einem Stadthalter, der sich 281 v. Chr. von seinem König lossagte – sollte zum neuen Athen werden, zum geistigen Zentrum der hellenischen Welt.

So bekam die Stadt eine 200 000 Titel umfassende Bibliothek. Weil aber die Ptolemäer um den Vorrang ihrer Bibliothek in Alexandria fürchteten, verbieten sie die Ausfuhr von Papyrus, auf welchen Ägypten das Monopol hielt, nach Pergamon. Dort verwendeten die Kopisten daraufhin gegerbte Ziegenhäute. So entstand das „Pergament“.

Gekrönt wurde Pergamon von einem prunkvoll geplanten Altar oberhalb der Stadt – so prunkvoll, dass er nie vollendet wurde. Das Monument, das Archäologen vor gut

Erbe

100 Jahren nach Berlin brachten, wird von Kentauren, Tritonen und Greifen geschmückt: Fabelwesen aus der Mythewelt Griechenlands, geschaffen in einer Zeit, in der niemand mehr an ihre Existenz glaubte. Sie waren ein künstlerisches Manifest des Griechentums.

Ganz anders die Ptolemäer in Ägypten. Zwar war Alexandria ihre Residenz – eine durchgeplante griechische Stadt und mit rund einer halben Million Einwohnern schnell eine der größten Metropolen der Antike. Zudem besetzten Makedonen die wichtigsten Positionen am Hof und in der Armee. Doch die Ptolemäer gaben sich auch als Nachfolger der Pharaonen. Wie diese ließen sie sich als Söhne des Ra verehren, ließen ihre Namen in von Kartuschen umkränzten Hieroglyphen in Stein graben und heirateten der altägyptischen Tradition gemäß ihre leiblichen Schwestern, damit das königliche Geblüt „rein“ blieb.

Ptolemaios I. Soter, der Gründer der Dynastie, verschmolz gar die griechischen mit den ägyptischen Göttern. Er wandelte einen uralten einheimischen Kult um in die Verehrung eines neu geschaffenen Gottes: Serapis. Dieser vereinte in sich Eigenschaften des ägyptischen Totengottes Osiris mit jenen der griechischen Unsterblichen Dionysos, Hades, Zeus und Asklepios. Und das Wunder geschah: Dieser künstlich geschaffene Gott wurde überall am Nil verehrt, ja sogar weit über das Kernland hinaus.

Der hellenistische Kosmos war eine barocke Welt, eine Welt des Luxus, des Überschwangs, der großen Geste. Eine Welt, zu der die dramatisch verschlungenen Figuren etwa der Laokoon-Gruppe (die zwar in Rom gefunden wurde, wohl aber auf ein hellenistisches Vorbild aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. zurückgeht) besser passen als die harmonischen, in sich ruhenden Skulpturen der klassischen Zeit.

Prunk und Pracht waren notwendig, dienten sie doch zur Legitimierung von Herrschern, die sich auf kaum eine Tradition berufen konnten. Sie waren auch finanziert, denn wohl niemals zuvor konnten – allen Kriegen zum Trotz – West und Ost so einfach ihre Schätze austauschen. Griechischer Marmor und nordafrikanisches Elfenbein waren nun ebenso leicht zu handeln wie Gewürze aus Indien oder Zedernholz aus dem Libanon.

Das Mittelmeer wurde zu einem riesigen Marktplatz. Deshalb entdeckten die amerikanischen Bergungsspezialisten jenes Wrack aus dem Hellenismus – denn der Meeresboden muss mit Relikten aus dieser Epoche übersät sein.

Tausende Schiffe befuhren damals das Meer, beladen mit Luxuswaren wie Gold, Bronzestatuen und Pfeffer, aber

auch mit Getreide, Bausteinen oder Amphoren voller Ölivenöl. Manche Segler gerieten in die Kriege, andere wurden von Piraten gekapert. Viele werden in Stürmen und vor Klippen gescheitert sein. Doch unzählige kamen durch und woben ein unsichtbares Netz aus Geld und Kultur über das Mittelmeer.

Griechisch war die Sprache der Seefahrer und Händler zwischen Gibraltar und dem Hindukusch. Die Gelehrten und Kaufleute anderer Völker beherrschten sie ebenfalls: die Etrusker und Karthager, Juden und Babylonier, auch die Römer. Dank der gemeinsamen Sprache zirkulierten Ideen rasch – und dank der Rivalität der Herrscher.

Denn wer außergewöhnliche Geistesgaben besaß, ob als Naturforscher, Philosoph oder Künstler, wurde umworben. Mit dem Ruhm der Gelehrten schmückten sich die Könige. So war es keineswegs ungewöhnlich, dass ein Gebildeter in Athen zur Schule ging und anschließend in Sizilien, in Kleinasiens und in Ägypten wirkte. Vor allem Naturforscher wie Archimedes oder Eratosthenes sammelten ein Wissen an, das über Jahrhunderte von niemandem im Abendland übertraffen wurde.

Das Ende kam mit Roms Legionen. Die lange Dämmerung des Hellenismus begann bereits 215 v. Chr., als der makedonische König Philipp V. im Zweiten Punischen Krieg an die Seite Karthagos trat und damit Rom provozierte. Am Ende – nach einigen Kriegen und unsicheren Friedensperioden – zerstörten die Römer zwischen 148 und 146 v. Chr. Karthago, machten Makedonien zur Provinz und verwüsteten Korinth. Die Seleukiden, und mit ihnen die meisten anderen Reiche, mussten sich im 1. Jahrhundert v. Chr. Rom geschlagen geben.

Attalos III. von Pergamon ersparte seinen Untertanen im Sterben eine gewaltsame Annexion durch die Legionen: Er vermachte 133 v. Chr. per Testament sein Reich dem Senat und Volk von Rom – die das Land zur römischen Provinz erklärten.

Die Ptolemäer, die sich länger hielten als alle Rivalen, hatten in Königin Kleopatra VII. noch einmal eine Idealgestalt des Hellenismus: klug, gebildet, herangewachsen in zwei Kulturen, der ägyptischen und der griechischen, maßlos, prunkliebend, verschlagen – und prinzipiell unfähig zu irgendeiner Form von Stabilität.

Mit Kleopatrads Selbstmord 30 v. Chr. vor den herrückenden Legionen des zukünftigen Augustus endet der Hellenismus als politisches Phänomen. Seine kulturellen und wirtschaftlichen Errungenschaften aber bereicherten das Imperium Romanum noch für Jahrhunderte. □

DICHTER, DENKER, DEMAGOGEN

von JENS-RAINER BERG

ZEITTAFEL Das antike Griechenland

ca. 2000 v. Chr.

Einwanderer aus dem Nordosten lassen sich auf dem griechischen Festland nieder – die ersten „Griechen“. Sie siedeln vor allem auf der Peloponnes, vermischen sich mit der anassischen Bevölkerung und begründen gemeinsam mit ihr um 1600 die mykenische Kultur.

ca. 1450

Die Paläste von Pylos, Mykene und Tiryns werden errichtet – als Zentren bürokratisch organisierte, von Monarchen beherrschter Kleinstaaten. Zwischen 1450 und 1200 erlebt die mykenische Kultur ihren Höhepunkt, ihre Einflüsse

erreichen Kreta, die Kykladen und Kleinasiens.

ca. 1150

Die mykenischen Paläste werden durch unbekannte Aggressoren zerstört, Ende der mykenischen Kultur.

ca. 1150–750

Im „Dunklen Zeitalter“ bilden sich die Grundlagen der späteren griechischen Kultur aus. 1050–950: ionische Griechen besiedeln die kleinasiatische Küste. Um 1000: Dorsiche Griechen dringen auf dem Festland weiter vor. Die Siedlungsgebiete der griechischen Stämme konsolidieren sich. Frühes 8. Jh.: Durch Zusammenschluss kleiner

Dörfer entstehen die ersten größeren Ansiedlungen – die polis.

776

Erste Olympische Spiele (laut der Liste des Hippias).

ca. 750

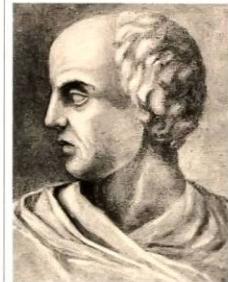
Beginn der griechischen Kolonisation im westlichen Mittelmeerraum, an der nordafrikanischen Küste und im Schwarze Meergebiet. Es entstehen zahlreiche mit den Mutterstädten eng verbundene, aber unabhängige „Pflanzstädte“. Verbreitung der griechischen Schrift – entstanden durch Adaption des phönizischen Alphabets. „Ilias“

verehrt und die „zehnte Muse“ genannt. Zahlreiche Abhandlungen befassen sich mit ihrer empfindungsreichen Dichtung, eine Garde späterer Lyriker, darunter die Römer Catull und Horaz, wird von ihr beeinflusst.

Vieles spricht dafür, dass Sappho in Mytilene auf Lesbos einen Kreis leitet, in dem junge Mädchen fern der Familie auf ihre Rolle als Ehefrauen vorbereitet werden. Auf dem Erziehungsplan des „Hausen derjenigen, die den Musen dienen“ (Sappho) stehen neben Religion und Kunst auch Tanz und Gesang. Wahrscheinlich sorgt Sappho mit ihrer Dichtung, vorgetragen zu den Klängen der Lyra, für die seelische Schulung der ihr anvertrauten Mädchen.

Ob es im Rahmen dieses Kreises tatsächlich zu homoerotischen Beziehungen kommt, so wie sie bei Sappho anknlingen (und wie sie bei der Erziehung der Jungen durchaus nicht ungewöhnlich sind), ist nicht gesichert. Die Andeutungen, die Leidenschaft ihrer Werke und nicht zuletzt ihr Ruhm führen jedenfalls zu einer lebhaften Legendenbildung.

So wird Sappho von manchen als laszive Frauenfigur hingestellt – andererseits wird kolportiert, sie habe sich aus nicht erweiterter Liebe zu dem Fischer Phaon von einem Felsen gestürzt.



Sappho
(ca. 630–595 v. Chr.)

Die Dichterin

Zwölf Meter hoch ragt der sitzende Gott aus Gold und Elfenbein. Es sieht aus, als könnte er die Decke sprengen, würde er sich erheben. Der „Zeus“ des Phidias in Olympia wird später zu den sieben Weltwundern zählen, sein Schöpfer gilt schon zu Lebzeiten als der bedeutendste Bildhauer Griechenlands.

Das olympische Götterbild, um 430 v. Chr. vollendet, ist nicht das erste kolossale Werk aus der Hand des Athenern. Perikles, der Staatsmann und Freund, hat Phidias einige Jahre zuvor beauftragt, ein Bildnis der Athena für den Neubau des Parthenon auf der Akropolis zu schaffen. Mehr als eine Tonne Gold aus der

[ca. 730] und „Odyssee“ [ca. 700], bis dahin nur mündlich tradiert, werden schriftlich fixiert.

ca. 735–715

Erster Messenischer Krieg Spartas. Endet mit der Eroberung weiter Teile Messeniens.

669

Schlacht von Hysiai. Die Argiver besiegen Sparta. Konsequenz: die Ausbildung des militärischen spartanischen Systems.

ca. 650

Die Einführung der Phalanx revolutioniert die Kampfweise der Griechen: Ihre Heere treten sich in geschlossenen Schlachtreihen gegenüber.

ca. 650–600

Zweiter Messenischer Krieg. Nach seinem Sieg

kontrolliert Sparta ganz Messeniens.

ca. 650–550

Hochphase der Staatsform Tyrannis – etwa in Korinth, Sikyon und Megara.

ca. 625

Im Nildelta wird ein griechischer Handelsposten gegründet.

621

In Athen verfasst Drakon die ersten schriftlich fixierten Gesetze. Die Blutrache etwa wird durch ein formelles Gerichtsverfahren ersetzt.

ca. 600–590

Erster heiliger Krieg um Delphi. Er endet mit der Zerstörung des phokischen Krissa, das bis dahin das Apollonheiligtum kontrolliert hat. Delphi wird selbstständig.

594

In Athen wird Solon zu einem der Archonten, der Träger der höchsten Staatsämter gewählt. Als Schiedsrichter ordnet er den athenschen Staat neu: Er reformiert das Finanzwesen, vereinheitlicht Maße und Gewichte, teilt die Bevölkerung in Zensusklassen ein und setzt einen Schulenerlass durch.

582–573

Der Zyklus der „Kranzspiele“ entsteht: 582 die Pythischen Spiele in Delphi, 581 die Isthmischen Spiele in Korinth und 573 die Nemeischen Spiele in Nemea. Zusammen mit den Olympischen Spielen sind diese Sportfesten von zentraler Bedeutung für die griechische Identität.



Phidias
(ca. 490–425 v. Chr.)

Der Bildhauer

Schatzkammer der *polis* verarbeiten Phidias und seine Helfer für Gewand, Helm, Lanze und Schild der Göttin, überdies große Mengen Elfenbein und andere kostbare Materialien. Alles wird auf einen detailliert gearbeiteten Holzkern montiert.

Möglicherweise ist Phidias sogar für die gesamte künstlerische Ausstattung des Parthenon zuständig. Einigermaßen sicher ist, dass er die reichen Verzierungen des Gebäudes, die Frieze und Giebelskulpturen, entwirft – und damit eine neue, harmonische Bildgestaltung entwickelt.

Hoch gerühmt ist seine technische Begabung. Meisterhaft beherrscht er die Gold-Elfenbein-Verarbeitung, die Marmorbildhauerei, den Bronze- und den neuartigen Glasguss. Niemand, so scheint es, vermag die Götterwelt mit solcher Erhabenheit wie Phidias zu inszenieren.

Noch Jahrhunderte nach ihm signieren Bildhauer ihre Werke mit seinem Namen – und sei es nur die ägyptisierende Statue eines Pavians.

Athen um 350 v. Chr.: Vor der Akropolis liegt der Areopag, ein Fels, auf dem einst der Adelsrat tagte, links davon ist der Marktplatz (Agora), rechts die halbrunde Pnyx, im 4. Jhd. der Ort der Volksversammlung. Zu dieser Zeit hat die Stadt etwa 50 000 Einwohner



ca. 570

Aigina führt als erste griechische Stadt die Münzprägung ein.

561

Peisistratos begründet die erste Tyrannie in Athen, wird aber in die Verbannung geschickt. 547 kehrt er zurück und herrscht bis zu seinem Tod 527 als Tyrann.

547

Sparta besiegt seinen Erzrivalen Argos und wird zur Hegemonialmacht des neu gegründeten Peloponnesischen Bundes. Der lydische König Kyros unterliegt dem Perserkönig Kyros. Die kleinasiatischen Griechenstädte geraten unter persische Herrschaft.

527

Hippias folgt seinem Vater Peisistratos als Tyrann in

Athen. Sein Regime wird 510 mit spartanischer Hilfe beendet. Hippias flüchtet zu den Persern.

508–507

Kleisthenes stürzt in Athen den Archonten Isagoras, beschneidet mit seiner Phylenreform die Macht der Adeligen und startet durch ein System lokaler Selbstbestimmung und Selbstverwaltung den politischen Einfluss der Bürger. Der spartanische König Kleomenes I. interveniert vergeblich gegen die Vertreibung des Isagoras und gegen das Reformwerk. Kleisthenes wird zum Wegbereiter der attischen Demokratie.

501

In Athen treten – von der Volksversammlung aus jeder der zehn Phylen gewählt – Strategen als Oberbefehlshaber des Hee-

res an die Stelle des Polemarchen, eines (adligen) Archonten. Anders als die anderen attischen Beamten können Strategen beliebig oft wiedergewählt werden.

499–494

Ionischer Aufstand der kleinasiatischen Griechenstädte gegen die Perser. Diese schlagen ihn nieder.

490

Feldzug der Perser gegen jene Städte in Griechenland, welche die aufständischen ionischen Griechen unterstützt haben. Die Perser zerstören Eretria und setzen nach Attika über, werden aber dort in der Ebene von Marathon von den Athenern zurückgeschlagen.

487

In Athen wird der ostrakismos eingeführt. Durch die-

ses „Schrebergerecht“ werden Politiker verbannt, die der polis schaden könnten.

483

Auf Betreiben des Themistokles beschließt die Attener Volksversammlung den Bau einer Kriegsflotte und des Hafens am Piräus.

481

Die Griechenstädte gründen auf dem Isthmos von Korinth die „Hellenische Synarchie“ zur Abwehr der Perser, einen Kampfbund unter der Hegemonie Sparti.

480–479

Perserkrieg 480: Das persische Heer setzt auf zwei Schiffbrücken über den Hellespont und marschiert über Thrakien in Griechenland ein. Gleichzeitig dringt die persische Flotte von Mycale in Kleinasien ein, Greifonen die Griechen auch die ionischen Städte.

Thermopylen halten spartanische und verbündete Truppen unter dem Spartanerkönig Leonidas das persische Heer auf – bis sie vollständig aufgerieben werden. Eine Seeschlacht am Kap Artemision endet unentschieden. Athen wird geräumt, die Einwohner werden evakuiert, die Stadt von den Persern verwüstet.

In der Schlacht von Salamis schlägt die griechische Flotte die persische Flotte vernichtend. Das persische Landheer überwintert in Thessalien. 479: Bei Plataia schlagen die vereinten Griechen die persische Landheer entscheidend. Die Perser verlassen Griechenland. Mit dem Sieg in der Schlacht von Mycale in Kleinasien befreien die Griechen auch die ionischen Städte.

477

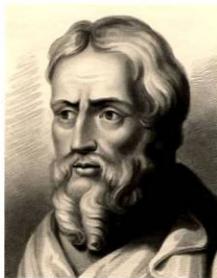
Über 200 griechische Städte schließen sich unter Vorrätschaft Athens zum Delisch-Attischen Seebund gegen Persien zusammen. Der Antagonismus zwischen Sparta und Athen nimmt zu.

470

Der Strategie Themistokles, der Planer der attischen Flotte, wird verbannt – weil er im Perserkrieg Athen den Angreifern überlassen hatte.

ca. 468

Der Athener Strategie Kimon greift als Flottenchef des Seebunds die Perser an. Der Doppelsieg am Eurymedon starkt Athens Position enorm.



Herodotus

(ca. 485–424 v. Chr.)

Der Historiker

Dank seines Werkes über die Perserkriege und die Zeit davor gilt Herodotus als „Vater der Geschichte“, als erster Historiker des Abendlandes. Und doch wurde er von manchen seiner Zeitgenossen und Nachgeborenen als Märchenerzähler belächelt.

Abenteuerlust und Forscherdrang scheinen diesen Mann sein Leben lang anzutreiben. Aufgewachsen im kleinasiatischen Halikarnassos, dem heutigen Bodrum, macht sich Herodotus auf, die Welt zu entdecken. Möglicherweise bereist er als Kaufmann die Schwarzmeerküste, das Zweistromland und Ägypten, wo er 800 Kilometer nilaufwärts bis nach Elephantine zieht. Sein In-

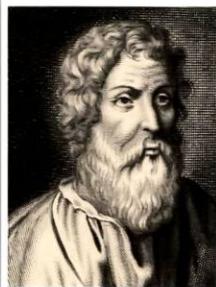
teresse gilt der Geographie, fremden Menschen und deren Sitten.

In Athen trägt Herodot seine Reiseberichte einem begeisterten Publikum vor. Perikles und der Tragödiendichter Sophokles werden zu guten Bekannten. Und diese Nähe zur attischen Demokratie, die sich gegen die Angriffe der Perser behauptet hat, inspiriert Herodot womöglich schließlich zu seiner großen Darstellung über die Auseinandersetzung zwischen Griechen und „Barbaren“, zwischen Okzident und Orient.

Das Besondere an dem Werk, das er vermutlich kurz vor seinem Tod fertig stellt, ist nicht allein dessen inhaltliche Fülle und die Tatsache, dass Menschen hier erstmals neben den Göttern den Gang der Geschichte beeinflussen. Sonderlich: dass der Sohn eines nichtgriechischen Vaters auch die „Barbaren“ würdigt und die Persianer bewusst sachlich schildert.

Herodot versucht getreulich wiederzugeben, was er selbst gesehen hat oder was andere ihm berichtet haben, ohne jeden Chauvinismus.

Antike Kritiker wie Thukydides werfen ihm dennoch vor, seine Methode sei naiv und er verbreite nichts als Legenden. Erst seit dem 20. Jahrhundert, fast 2500 Jahre später, wird Herodots Leistung als Historiker von der Wissenschaft angemessen gewürdigt.



Hippocrates

(ca. 460–370 v. Chr.)

Der Arzt

Ganz Griechenland, wird es später heißen, habe er vor einer Epidemie bewahrt, den Makedonenkönig Perdikkas von Liebeskummer geheilt und dem Persianerkönig Artaxerxes patriotisch seine Dienste verwehrt. Hippokrates gilt als der berühmteste Arzt der Antike – und um sein Leben und sein Werk schlingt sich ein Dickicht von Legenden.

Nicht lange nach den Perserkriegen wird Hippokrates auf der Ägäisinsel Kos geboren, in eine Familie von Asklepiadien – Heilern, die sich in der Tradition des Gottes Asklepios sehen. Sein Vater Herakleides bringt ihm bald bei, was ein Arzt seiner Zeit wis-

ca. 464–455

Dritter Messenischer Krieg. Nach einem Erdbeben in Sparta rebellieren die Heloten in Messenien und können erst neun Jahre später niedergejagt werden.

462–461

Der konservative Athener Politiker Kimon führt ein Heer zur Unterstützung Spartas nach Messenien. Während der Abwesenheit Kimons entmachtet Ephialtes den Athener Adelsrat (Areopag) zugunsten einer radikalen Demokratie. Kimon wird von einem Schergericht verbannt, weil er die Reform zurücknehmen will. Ephialtes wird ermordet und Perikles zum führenden Reformpolitiker.

Epidauria und Aigina 458
Krieg gegen Athen. Die Athener verlieren zwar zu Lande bei Hallies, siegen aber zur See, unterwerfen Aigina und schlagen Korinth. Dann mischen sich die Spartaner in den Krieg ein und schlagen die Athener bei Tanagra. Kimon wird aus der Verbannung nach Athen zurückgerufen und vermittelt 451 einen Waffenstillstand. Der Krieg endet 446 mit dem so genannten „Dreizigjährigen Frieden“ zwischen Athen und Sparta.

449

Kallias-Frieden. Der persische Großkönig garantiert den griechischen Städten Kleinasien die Unabhängigkeit, die Agais wird zum Sperrgebiet für die persische Flotte. Athen beginnt mit der Umwandlung des Seebundes in attisches

Herrschaftsgebiet: Die Autonomie der Mitglieder wird eingeschränkt, gegen Abtrünnige werden Zwangsmaßnahmen verhängt, sie werden gedrängt, demokratische Systeme einzuführen. Zugleich wird der Bund aggressiv erweitert – Perikles etwa zwingt Städte am Schwarzen Meer zum Anschluss.

448

Zweiter heiliger Krieg. Auseinandersetzung zwischen Athen und Sparta um die Vorherrschaft in Delphi.

447

Die böotischen Städte besiegen die Athener bei Koroneia und verlassen den Seebund.

435

In einem Konflikt zwischen Keryka und Korinth ergreift Athen Partei für Keryka –

ein erster Anlass für den kommenden Peloponnesischen Krieg.

432

Korinth unterstützt den Abfall der Stadt Poteidaea vom Seebund. Athene verhangt daraufhin eine Blockade gegen Poteidaea. Korinth ersucht Sparta um Hilfe, und auf Betreiben Korinths beschließt der Peloponnesische Bund, geführt von Sparta, einen Krieg gegen Athen – eine Auseinandersetzung, die auch der Athener Perikles wünscht.

431–404

Peloponnesischer Krieg. 431–430: Das peloponnesische Landheer unter Führung Spartas plündert Attika. Die Bewohner ziehen sich hinter die Mauern Athens zurück. Die attische Flotte greift die Küsten der

sen und können muss. Dank weiterer Lehrer verfeinern sich seine medizinischen Fertigkeiten immer mehr. Allmählich macht er sich einen Namen – nicht nur, weil er Griechenland bis hinunter nach Thessalien bereist.

Während des Peloponnesischen Krieges erreicht Hippokrates, der den kranken Menschen ganzheitlich begreift, den Zenit seines ärztlichen Wirkens. Man kennt und schätzt ihn nun auch in Athen. Aristoteles etwa vermerkt, Hippokrates sei zwar körperlich ausgesprochen klein, als Arzt aber ganz groß.

Legendar für die Nachwelt wird der griechische Heiler durch eine Sammlung von etwa 70 medizinischen Schriften, dem „Corpus Hippocraticum“, die höchstwahrscheinlich im hellenistischen Alexandria unter seinem Namen zusammengestellt wird, obwohl er die meisten dieser Bücher gar nicht verfasst hat.

Abhandlungen über die „Säfte“, die „Einrichtung der Gelenke“, die „Krankheiten der Jungfrauen“ und die „inneren Leiden“, sind hier zu finden, und auch der „hippokratische“ Eid, der seit der Antike als ethische Leitlinie der Ärzte gilt. Seither auch wird Hippokrates als Idealbild des guten Arztes gefeiert – und als Begründer der wissenschaftlichen Medizin.

im westlichen Mittelmeer ablossen will – scheitert katastrophal: Sowohl Flotte wie Heer werden vernichtet geschlagen.

414: Nachdem Athene die spartanischen Küsten angegriffen hat, erkärt Sparta den Frieden von 421 für gebrochen. Zahlreiche Bündnisse gegen Athens laufen zu Sparta über, das mit seinen Freunden schließt und weitere ostgriechische Städte zum Abfall vom Seebund bewegt.

414: Die Athener schlagen die spartanische Flotte bei Kyzikos und erlangen so wieder die Vorherrschaft auf dem Meer. 409: Athen nimmt Byzanz und Chalkedon am Hellespont ein. 407: Niederlage der Athener bei Notion.

406: Sieg der attischen über die spartanische Flotte bei den Arginusen. Sechs der Athener Strategen werden

ca. 460–466

Als die Stadt Megara dem Delisch-Attischen Seebund beitritt, führen Korinth,



Dionysios
(ca. 430–367 v. Chr.)

Der Tyrann

Eine mächtige Streitmacht bricht 398 v. Chr. von Syrakus auf, mit Belagerungsmaschinen und Schiffen. Es geht um die „Befreiung Siziliens“ (so der antike Historiker Diodor) von den Karthagern – die Lebensaufgabe des Dionysios, der das größte Tyrannenreich der griechischen Geschichte begründet.

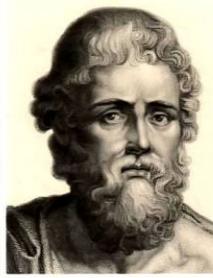
Früh hat Dionysios seine Pläne gefasst. Mit etwa 25 Jahren beschuldigt er seine Amtskollegen im Feldherrenkollegium von Syrakus der Korruption und lässt sich zum allein bevollmächtigten Strategen der Polis wählen. Dieses Amt ist nur für Krisenzeiten gedacht. Doch kurz danach lässt Dionysios einen Anschlag auf

sein Leben fingieren und richtet eine Leibwache ein – der Beginn seiner Gewaltherrschaft.

Er konfisziert den Besitz reicher Bürger, lässt Sklaven frei, damit sie ihm loyale Untertanen werden, und besetzt alle wichtigen Positionen im Staat mit Freunden oder Verwandten. Mit seinem Söldnerheer schlägt er mehrere Revolten der alten Oberschicht nieder. Als aufständische Bürgertruppen Dionysios in dessen Zitadelle einspernen, befreien ihn die Söldner. Der Tyrann lässt Gegner von der Geheimpolizei verfolgen, umsiebeln oder verbannen. Die alte Verfassung der Polis bleibt zwar erhalten, doch Volksversammlung und Rat sind machtlos.

Syrakus wächst zur größten Stadt der griechischen Welt heran. Zwar gelingt es Dionysios nicht, die Karthager aus Sizilien zu vertreiben, dennoch errichtet er ein mächtiges Reich, das bis auf das italienische Festland reicht – mit militärischen Stützpunkten bis zur Po-Mündung.

Im zeitweilig verbündeten Athen genießt Dionysios hohes Ansehen; 368 v. Chr. wird er sogar Ehrenbürger der Stadt. Kurz vor seinem Tod erreicht ihn von dort die Nachricht, er habe den Tragödienvettkampf gewonnen – der Tyrann war Zeit seines Lebens auch ein Schöngest.



Demosthenes
(ca. 384–322 v. Chr.)

Der Redner

Die erste Herausforderung besteht der größte politische Rhetor der attischen Demokratie in eigener Sache. Mit 20 Jahren kämpft Demosthenes vor Gericht gegen seine Vormunde um das Erbe seines Vaters. Zwar kann er einen Bruchteil des Vermögens retten, doch in den zähnen Verhandlungen beginnt seine beispiellose Laufbahn als Mann des gesprochenen Wortes.

Von der juristischen zur politischen Aktivität ist es in Athen nur ein kleiner Schritt, denn hier werden Richtungs- und Machtwechsel nicht selten in öffentlichen Prozessen vorbereitet. Nach einer kurzen Zeit als Verteidiger tritt Demosthenes immer

häufiger mit engagierten Reden zu Problemen des Gemeinwesens hervor. Er schult sich hartnäckig, der Legende nach durch Sprechübungen mit Kieselsteinen im Mund.

In seinen Auftritten vor der Volksversammlung variiert Demosthenes virtuos Tonart und Satzbau, spricht in kühnen Bildern und übt sich in der zeittypischen Form der persönlichen Bekleidung. Mit vier Kampfreden, den *philippikai*, fordert der leidenschaftliche Patriot Wachsamkeit und Widerstand gegenüber dem ehrgeizigen Makedonenkönig Philipp II.

Um 340 v. Chr. wird Demosthenes zum einflussreichsten Politiker Athens. Er propagiert den militärischen Kampf gegen die Makedonen. Am 2. August 338 kommt es bei Chaironeia zur entscheidenden Schlacht, doch die von Demosthenes organisierte griechische Koalition wird durch Philipps Truppen geschlagen. Athen gerät unter makedonische Herrschaft.

Aber Demosthenes gibt nicht auf. 323 versucht er erneut einen Befreiungsschlag. Als auch dieses Unternehmen misslingt, muss er aus Athen fliehen und wird in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Von seinen Häschern getötet, begeht Demosthenes auf der Insel Kalaureia Selbstmord.

wegen des Vorwurfs, Gefallene und Schriftbrüche nicht geborgen zu haben, daherheim gerichtet.
405: Vernichtende Niederlage der nun führungs-schwachen attischen Flotte gegen die Spartaner bei Algirosatmoi.
404: Das lange belagerte Athen kapituliert. Die Mauern und die Befestigung des Piräus werden geschliffen. Athen muss fast alle Schiffe herausgeben, seine Besitzungen außerhalb Attikas aufgeben und einem Bündnis mit Sparta beitreten.

seinem Reich ein; den anderen griechischen Städten gewährt er Autonomie.

383–379

Olympischer Krieg. Weil Sparta in dem seit dem Peloponnesischen Krieg immer mächtiger gewordenen, von Olynth dominierten Chalkidischen Bund eine Bedrohung sieht, zerstört es u. a. Olynth, die Hauptstadt des Bundes. Athen gründet daraufhin den zweiten Attischen Seebund (377) und erlangt erneut die Vorherrschaft auf dem Meer.

371

Sparta verliert seine Hegemonie über Griechenland, nachdem Theben ihm bei Leuktra seine erste totale Niederlage zugefügt hat.

359

Philip II. wird König von Makedonien. Er gewinnt

nach und nach die Hegemonie über ganz Griechenland und beginnt mit der Hellenisierung der Makedonen.

357–355

Im Krieg mit Philipp II. unterliegt Athen, weil sich zahlreiche Bündesgenossen des Attischen Bundes gegen die Stadt wenden. Athen wird zum Friedenschluss gezwungen und verliert so an Einfluss.

356–346

Dritter heiliger Krieg um Delphi. Dort ersucht man Philipp II. um Hilfe gegen die mit Sparta und Athen verbündeten Phoker, weil diese das Heiligtum besetzt und den Tempelschatz geraubt haben. Philipp besiegt die Phoker und gewinnt so Einfluss in Mittelgriechenland.

349–348

Philip II. dehnt den makedonischen Machtbereich im Krieg gegen Olynth und den Chalkidischen Bund weiter aus. Damit ist der Rang Makedoniens als starkste Landmacht der nördlichen Balkanhalbinsel endgültig gesichert.

341

Die Makedonien kapern eine Getreideflotte. Athen erklärt ihnen daraufhin den Krieg und gewinnt Theben und Korinth als Verbündete. Philipp II. siegt 338 bei Chaironeia über Athen und Theben. Makedonien wird Hegemonialmacht in Griechenland. Der Attische Seebund löst sich auf.

338

Gründung des von Makedonien dominierten Korinthischen Bundes der griechischen Städte.

336

Philip II. wird ermordet. Sein 20-jähriger Sohn Alexander tritt die Nachfolge an.

335

Theben erhebt sich gegen die Makedonen. Alexander zerstört daraufhin die Stadt.

334

Alexander beginnt seinen Zug gegen Persien, dem sein Vater bereits 337 den Krieg erklärt hat. Er siegt in Kleinasien am Granikos, erobert Sardes, Ephesos, Magnesia, Traileia und andere kleinasiatische Städte, schließlich Milet.

333: Nach seinem Marsch durch Paphlagonien, Kapadokien und Kappadokien siegt Alexander in der Schlacht bei Issos über Dareios, dessen Friedensangebote er ausschlägt.

332: Der Makedonenkönig erobert Syrien, Phönizien, Palästina und Ägypten.

331: Gründung von Alexanderia im Nildelta. Alexander marschiert ins Innere des Perserreiches und besiegt bei Gaugamela Dareios erneut. 330: In Griechenland schlagen makedonische Truppen bei Megalopolis einen spartanischen Aufstand niederr.

Alexander verfolgt Dareios, der schließlich seinen Gefolgsleuten ermordet wird. Der Makedone sieht sich als Erbe des Perserreiches. Er kämpft um die persischen Ostprovinzen und dringt dabei nach Baktrien und Sogdien vor.

326: Alexander überquert den Indus und liegt in der Schlacht am Hydaspes,

395–387

Korinthischer Krieg einer Allianz griechischer Städte gegen Sparta, in den auch Persien eingreift. Im „Königsfrieden“ verleiht der Perserkönig die Insel Zypern, die Städte im Westen Kleinasiens und Kyzikos



Phryne

[ca. 390–330 v. Chr.]

Die Hetäre

Am Ende ist Phryne so reich, dass sie angeboten haben soll, die von Alexander zerstörte Stadt Theben auf eigene Kosten wieder aufzubauen zu lassen. Ihr Vermögen – und ihre Freiheit – verdankt die bekannteste „Gefährtin“ des antiken Griechenland ihren Liebesdiensten.

Die Hetären bilden in der von Männern dominierten griechischen Welt eine Gruppe von Frauen zwischen den respektablen, ans Haus gebundenen Bürgerinnen und gewöhnlichen Prostituierten. Sie sind bewandert in Literatur, Kunst und Philosophie, geübt in Tanz, Flötenspiel und doppeldeutiger Konversation. Je begehrter eine von ihnen ist, desto freier

kann sie sich ihre Liebhaber wählen – und Phryne aus der mittelgriechischen Stadt Thespiai ist in Athen die Begehrteste von allen.

Ihre Schönheit, so heißt es, bedürfe keiner Schminke. Ihre Intelligenz und Zurückhaltung sind bekannt – nie besucht sie öffentliche Bäder oder provoziert mit ihren körperlichen Reizen. Zu ihren Liebhabern gehören prominente Athener wie der Bildhauer Praxites und der Politiker Hypereides. Sie zählen für ihre Gunst manchmal das 100-fache des Entgelts einer Hure, aber einen festen Preis gibt es nicht, das wäre vulgär.

Phryne lässt sich oft und gern von Künstlern porträtieren. Für Praxites wird sie zur Muse und steht ihm Modell, unter anderem für den ersten weiblichen plastischen Akt der Geschichte, der als „Aphrodite von Knidos“ bekannt wird.

Bald schon ist Phryne materiell und sozial unabhängiger als fast jede Bürgerfrau ihrer Zeit. Dennoch bleibt ihr Status in der Polis unsicher – gerade ihre Unabhängigkeit gilt vielen Athenern als Verstoß gegen die traditionelle Ordnung. Um 340 v. Chr. machen sie ihr den Prozess wegen frevelhaften Verhaltens. Doch eine leidenschaftliche Verteidigungsrede ihres Liebhabers Hypereides rettet sie.



Apelles

[ca. 370–300 v. Chr.]

Der Maler

Von keinem anderen will sich der Makedonenkönig von nun an malen lassen: Als Alexander der Große den Künstler um 330 v. Chr. zu seinem offiziellen Porträtierten ernannt, erreicht Apelles den Gipfel seiner Karriere. Er gilt als bester Maler seiner Epoche.

Die Nähe zu den Mächtigsten hat sich Apelles hart erarbeitet. Er beginnt seine Ausbildung in Ephesos und absolviert anschließend die berühmte Malschule von Sikyon westlich von Korinth, die für ihre Gründlichkeit bekannt ist. Sein Übungsspensum ist immens: „Kein Tag ohne einen Strich“ lautet ein Leben lang seine Maxime. Schon bald

doch seine Truppen erwingen die Heimkehr; 323: Alexander stirbt in Babylon.

323

Der geistig behinderte Halbbruder sowie der gerade geborene Sohn Alexanders werden zu Königen des Großreichs erhoben, der Feldherr Perdikkas wird Reichsverweser. Die Verwaltung der Provinzen übernehmen Offiziere und enge Vertraute Alexanders, die so genannten Diadochen [Nachfolger]. Die wichtigsten werden: Ptolemaios (u. a. Ägypten), Eumenes (u. a. Kappadokien), Antigonos (u. a. Großphrygien), Kassandros (Karien), Lysimachos (Thrakien), Antipatros und Krateros (Makedonien und Griechenland) und Seleukos (Babylonien).

321–301

Die Diadochen streiten um Alexanders Erbe. 321–320 Erster Diadochenkrieg: Antipatros, Krateros, Antigonos, Lysimachos und Ptolemaios verbinden sich gegen den noch Alleinherrschaft strebenden Perdikkas und dessen Gefolgsman Eumenes. Krateros fällt, Perdikkas wird ermordet. Neuer Reichsverweser wird Antipatros. 319–316 Zweiter Diadochenkrieg: Nach dem Tod des Antipatros wird dessen Nachfolger nicht anerkannt. Im sich anschließenden Krieg erobert Kassandros Makedonien, besiegt Antigonos Eumenes und wird nun Herr in Vorderasien. Ein neuer Reichsverweser wird nicht bestimmt. 314–311 Dritter Diadochenkrieg: Kassandros, Lysimachos, Ptolemaios und Se-

leukos wenden sich gegen Antigonos, aus Misstrauen gegen dessen wachsende Macht. 312: Demetrios, Sohn des Antigonos, wird von Ptolemaios und Seleukos geschlagen. Der Krieg endet ergebnlos. Kassandros soll indes seine Macht bei dessen Volljährigkeit an Alexanders Sohn abgeben. Er lässt ihn und dessen Mutter Roxane daraufhin ermorden. 303–301 Vierter Diadochenkrieg: Antigonos und sein Sohn Demetrios bedrängen Kassandros. Dieser schließt eine Allianz mit Ptolemaios, Lysimachos und Seleukos, die 301 bei Ipsos die Truppen des Antigonos schlägt. In der Folge wird Alexanders Erbe in drei Reiche aufgeteilt: das Ptolemäerreich in Ägypten, das Seleukiden-

reich in Vorderasien und das Antigonidenreich in Griechenland und Makedonien.

297

Thronstreitigkeiten zwischen den Kassandros-Söhnen Philippos, Antipatros und Alexander nach dem Tod des Vaters. Als auch Philippos stirbt, ruft Alexander den epischen König Pyrrhos sowie Demetrios zu Hilfe gegen Antipatros. Der flieht zu Lysimachos, fällt dort aber einem Anschlag zum Opfer. 294 wird Demetrios König von Makedonien, nachdem er Alexandros getötet hat.

288

Ptolemaios II. Philadelphos begründet die Bibliothek im museum von Alexandria, die bedeutendste Forschungsstätte der antiken Welt.

281

Die Siedlung Pergamon wird selbstständig. Der Stathalter Philetairos nutzt Streitigkeiten der Diadochen, um sich von ihrem Einfluss zu lösen und die Staatskasse des Lysimachos, die in Pergamon deponiert ist, zu konfiszieren.

280

Die nord-peloponnesischen Städte bilden den Achaiischen Bund. In späteren Jahren schließen sich weitere griechische Städte an.

283

Eumenes I. wird in Pergamon Nachfolger des Philetairos, besiegt bei Sardeis den Seleukiden Antiochos und erzielt große Gebietsgewinne. Pergamon ist nun völlig unabhängig und wird zu einem wichtigen Machtfaktor in Kleinasiens.

246

In Ägypten heiratet Königin Berenike II. Ptolemaios III. Sie ist die erste ptolemaische Königin, die zu Lebzeiten mit der ägyptischen Königstitulatur bezeichnet wird und auf Bildnissen gleichberechtigt neben ihrem Mann steht.

241

Nach dem Tod des Eumenes I. herrscht Attalos I. über Pergamon. Er sieht sich als Beschützer der griechischen Kultur gegen die Barbaren.

235

Kleomenes III. wird König von Sparta. Er will die alten politischen Institutionen wieder beleben und Heimatmänner über Griechenland gewinnen. Als er die Führung des Achaiischen

sind seine Bilder begehrt, kommt der Mann aus Kleinasiens zu beträchtlichem Ansehen und Wohlstand.

Von den unzähligen Gemälden, die Apelles auf Holztafeln fertigt, ist zwar kein Einziges erhalten, doch gibt es viele Beschreibungen seiner Werke – Porträts bekannter Persönlichkeiten, Allegorien, Götter- und Heroenbilder. Berühmt ist ein Bild, das Alexander als göttlichen Blitzscheideur zeigt, noch bekannter die „Aphrodite Anadyomene“.

Überall wird Apelles für seinen Einfallreichum gelobt und für seine realistische Darstellung. Er perfektioniert die noch jungen Techniken der Licht- und Schattengestaltung, der Perspektive sowie der Arbeit mit den vier Grundfarben und verleiht so seinen Bildern eine ungewohnte Kraft und Plastizität – wozu auch die Lasur beiträgt, mit der er seine Gemälde erstmalsh schützt.

Entscheidend aber für die ungemein hohe Wertschätzung des Apelles ist, dass er das wichtigste Kriterium der Antike für gute Kunst erfüllt: Wirklichkeitstreue. Es heißt: Pferde begännen vor seinen Pferdebildern zu wiehern.

Noch 1800 Jahre später feiern die Maler der Renaissance Apelles als das wichtigste ihrer antiken Vorbilder.

Glossar

Agora: Platz im Zentrum, Ort der Volksversammlung

Archon: einer der höchsten Staatsbeamten

Areopag: Adelsrat in Athen

Bule: Stadtrat, tagt im *buleuterion*

Demos: Bürgerschaft einer *polis*, in Athen zugleich eine Verwaltungseinheit, die aus einem Stadtviertel oder Dorf besteht

Helenot: leibeigene Bevölkerung in Sparta (*„slaveskänen“*)

Metökien: freie Bewohner einer *polis* ohne Bürgerrecht – oft zugewandert

Oligarchie: „Herrschart Weniger“, zumeist Adelsherrschaft

Ostrakismos: „Scherbengericht“ – Abstimmung der Athener über die Verbannung von Politikern, die im Verdacht stehen, dem Gemeinwesen zu schaden

Periokten: Unterworfen mit eingeschränkten Rechten

Phyle: Unterabteilung der Bürgerschaft, deren Mitglieder in Athen aus den drei Regionen Attikas (Stadt, Umland, Küste) ausgelost werden. Sie wirken u. a. bei der Benennung von Beamten mit

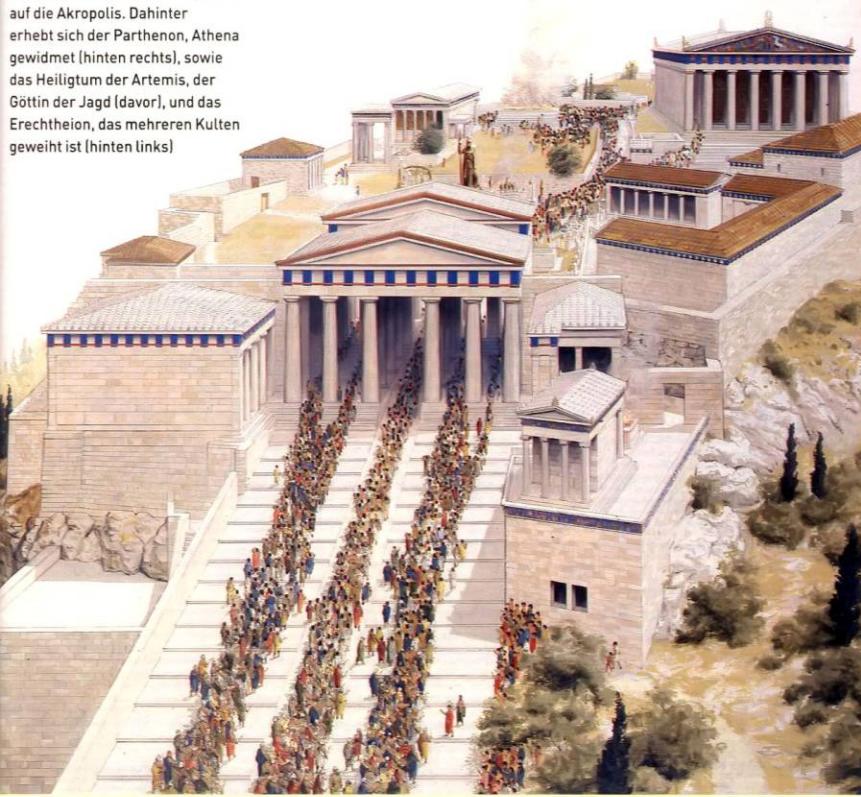
Polis: Stadtstaat; zugleich auch Bürgergemeinschaft, die in der Regel aus einer Stadt und ihrem Umland besteht

Prytaneeion: Haus des heiligen Feuers, sakrals Zentrum der *polis*, Ort für Staatsbankette

Strategos: Oberbefehlshaber; hat in vielen Poleis auch politische Aufgaben

Tyrannis: Alleinherrschaft, in der meist nicht Recht, sondern die Willkür des Tyrannen gilt

Bei Festumzügen zu Ehren der Stadtgöttin strömen Athens Bürger am Nike-Tempel (vorn rechts) vorbei durch die Propyläen auf die Akropolis. Dahinter erhebt sich der Parthenon, Athena gewidmet (hinten rechts), sowie das Heiligtum der Artemis, der Göttin der Jagd (davor), und das Erechtheion, das mehreren Kulten geweiht ist (hinten links)



Bundes anstrebt, wird er 222 in einer Schlacht bei Sellasia von einem Heer unter dem makedonischen König Antigonus vernichtet geschlagen.

227
Rom macht das griechisch geprägte Sizilien zu seiner ersten Provinz.

221
Philipp V. wird König von Makedonien. Er erhält seinen Herrschaftsbereich aus.

215–205
Erster Makedonischer Krieg zwischen Rom und Philipp V., der mit dem Karthager Hannibal einen Bündnisvertrag geschlossen hat. Der Frieden von Phoinike beendet schließlich die Kampfhandlungen.

200–197
Zweiter Makedonischer Krieg, Pergamon, Rhodos und Athen bitten Rom um Unterstützung gegen Philipp V., der ein Geheimbündnis mit dem Seleukidenkönig Antiochos III. abgeschlossen hat. Mit Unterstützung der mittelgriechischen Altöster besiegen die Römer Philipp bei Kynoskephalai und beschränken dessen Herrschaft auf sein makedonisches Kernland. 197 erklären die Römer alle Griechenstädte für frei.

194
Die Römer ziehen ihre Truppen von Griechenland ab.

192–188
Die Altöster wechseln die Seiten und wählen den Seleukiden Antiochos III. zu ihrem Strategen. Das fasst Rom als Kriegserklärung ein. Antiochos wird bei.

Magnesia entscheidend geschlagen. Im Frieden von Apameia verliert er den größten Teil Kleinasiens.

179
Philip V. von Makedonien stirbt. Sein Nachfolger Perseus wird mit Unterstützung der mittelgriechischen Altöster besiegt. Er betreibt aber eine innergriechische Bundes- und Rustungspolitik, die Rom herausfordert.

ca. 172
Eumenes II., König von Pergamon, fertigt eine Liste angeblicher Verfehlungen des Perseus an, die er persönlich nach Rom bringt. Daraufhin erklärt Rom Makedonien den Krieg.

171–168
Dritter Makedonischer Krieg. Nach anfänglichen Erfolgen unterliegt Perseus in der Schlacht von Pydna

und stirbt in römischer Gefangenschaft. Zahlreiche Griechen, darunter der Historiker Polybios, werden nach Rom deportiert. Die makedonische Monarchie ist beendet, das Land wird in vier Regionen aufgeteilt.

159
Attalos II. folgt seinem Bruder Eumenes II. als König von Pergamon. Wie sein Vorgänger pflegt er gute Beziehungen zu Rom.

153–148
Der Hochstapler Andriskos gibt sich als Sohn des Makedonenkönigs Perseus aus – zunächst in Syrien, dann in Pergamon, schließlich in Thrakien, bis er sich 149 in Pella zum König Philip VI. von Makedonien ausruft. Als er auf Thessalien übersteigt, schlagen die Römer zurück und machen

Makedonien bald darauf zur Provinz.

148–146
Der Achaische Bund versucht Sparta zum Beitritt zu zwingen. Sparta wehrt sich und erbittet die Unterstützung Roms. Der Bund erklärt daraufhin Sparta den Krieg – Anlass für die

Römer. Griechenland endgültig zu unterwerfen. Nach Belagerung, Einnahme und Zerstörung von Korinth lösen sie den Achaischen Bund auf und verleihen Griechenland als Provinz Achaia ihrem Imperium ein.

133
Attalos III. von Pergamon stirbt ohne legitime Nachkommen und vererbt sein Reich testamentarisch dem

Pergamon wird zum Kern der neuen römischen Provinz Asia.

63
Aus dem Rest des Seleukidenreiches wird die römische Provinz Syria.

30
Die ägyptische Königin Kleopatra, letzte Erbin des Alexander-Feldherren und Diadochen Ptolemäos, nimmt sich das Leben, nachdem im Jahr zuvor der Caesar-Erbe Octavian ihre Flotte und die ihres östlichen Partners Marc Anton bei Actium geschlagen hat. Ägypten wird als letztes hellenisches Königreich Teil des Imperium Romanum.

Ulf Kenzler/Olaf Mischer

GIGANTEN, HELDEN, UNGEHEUER

VON WIEBKE PLAMBECK

Es sind wilde Gesellen, diese turmhohen Riesen mit Schlangenfüßen, die brennende Eichenstämme und gewaltige Felsblöcke gegen die olympischen Götter schleudern. Giganten heißen sie, und als Kinder der Erdmutter Gaia verfolgen sie nur ein Ziel: die Götter zu vernichten. Gaia sieht sich und ihre Nachkommen bei der Verteilung der Macht über die Welt zu kurz gekommen und beleidigt hat sie nun ihre Jüngsten in den Krieg gegen die Olympier geschickt. Ein heimes Kraut soll sie unsiegbar machen. Nur ein Sterblicher kann die Götter jetzt noch retten: Herakles.

Die Gigantomachie, der Kampf der Giganten, ist eine der farbigen Beschreibungen einer Vergangenheit, die den Griechen real nicht fassbar war, die sie sich aber bewusst machen wollten – in Bildern, in denen Religion und Poesie, Ahnungen ferner historischer Ereignisse und jüngere Folklore sich mischten.

Diese Mythen hoben den Abstand zwischen Göttern und Menschen auf, und sie halfen, das Unerklärliche hinzunehmen. In ihnen kommt alles vor, wofür die Menschheit bis heute Begründungen sucht. Ob Blutschande, Wollust, Heldenmut oder Liebesleid: Die Geschichten, die fahrende Erzähler an den Höfen der Adeligen und auf den Dorfplätzen im östlichen Mittelmeerraum verbreiteten, nehmen das gesamte Repertoire abendländischer Literatur vorweg.

In den Mythen vereinten sich urale Überlieferung mit jüngerer Dichtung, griechische Sagen mit denen fremder oder vorgriechischer Völker. Eines aber haben fast alle gemein: Irgendwann tre-

fen ihre Protagonisten auf Herakles (römisch: Hercules), den größten Helden aller Zeiten.

ERST SPÄT tritt Herakles, der Sohn des Zeus mit der myke-nischen Prinzessin Alkmene, in die Sagenwelt der Griechen ein. Deshalb werden viele ältere Sagen mit seinem Mythos verbunden. Schon als Säugling erwürgt er zwei Schlangen, die ihm die eifersüchtige Göttin Hera – die Gemahlin des Zeus – in die Wiege gelegt hat. Sie wird das uneheliche Kind ihres Gatten sein Leben lang verfolgen.

Als Jugendlicher erschlägt der Held seinen Musiklehrer Linos mit der Lyra, weil dieser sein Spiel zu kritisieren gewagt hat. Und auch als Erwachsener verhält er sich alles andere als vorbildlich: Er raubt dem delphischen Apollon den Dreifuß, betrinkt sich regelmäßig, vergewaltigt jungfräuliche Priesterinnen und schneidet gegnerischen Botschaftern, die schon in der Antike Immunität genossen, Nasen und Ohren ab.

Doch all diese Taten gelten als Kavaliersdelikte, solange der Held kämpferische Tugenden wie Abenteuerlust, Tapferkeit und Stärke übt. Doch als er in einem Wahnenfall seine erste Frau Megara und ihre gemeinsamen Kinder tötet, wird er vom delphischen Orakel dazu verurteilt, als Sklave des Königs Eurytheus eine Reihe fast unlösbarer Aufträge zu erfüllen, die „zwölf Arbeiten des Herakles“. Zuerst erschlägt er den eigentlich unverwundbaren Nemeischen Löwen, dessen Fell er danach als Erkennungszeichen trägt.

Darüber, welches Abenteuer Herakles wann erlebt

hat, waren sich schon antike Autoren uneins. Teilgenommen haben soll er etwa an der Fahrt der Argonauten. Auf der „Argo“ segelten die 46 größten Helden Griechenlands unter Führung des Iason zum fernen Kolchis östlich des Schwarzen Meeres, um sich das Goldene Vlies zu holen. Dieses Fell eines Widders wurde, von einem Drachen bewacht, im dortigen Hain des Kriegsgottes Ares aufbewahrt. Herakles begleitet die Argonauten allerdings nur bis zur Insel Kios an der bithynischen Küste, wo ihn der Meeresgott Glaukos zu höheren Taten abberuft. Iason und den Übrigen gelingt es hernach trotzdem, wenn auch nur mithilfe der zauberkundigen Königstochter Medea, den Drachen zu überwinden und mit dem Vlies heimzukehren.

Herakles aber hat sich nun seinen zwölf Arbeiten zu widmen, in deren Verlauf er viele der Ungeheuer besiegt, die in Griechenland ihr Unwesen treiben – so den dreiköpfigen Höllenhund Kerberos und das „unheil-brütende“ Seeungeheuer Hydra.

Zu den wenigen Monstern, denen der Heros nicht begegnet, zählen die Sphinx, eine geflügelte Raubkatze mit Menschenkopf, und die Chimäre, eine Löwin mit Ziegenkörper und Schlangenschwanz. Während Letztere ganze Landstriche östlich des Mittelmeeres verwüstet, lauert die Sphinx vor den Toren Thebens auf Wanderer, um sie mit einem Rätsel zu quälen – das heißt, sie zu verschlingen, wenn diese ihr Rätsel nicht auflösen können. Erst Oidipus kann ihre Frage beantworten, worauf sie sich das Leben nimmt.



In ihren Sagen haben die Griechen den Abstand zwischen Göttern und Menschen auf, und sie halfen, das oft Unerklärliche hinzunehmen: In den Mythen kommt alles vor, wofür die Menschheit bis heute Begründungen sucht – ob Blutschande, Wollust, Heldenmut oder Liebesleid. Perin del Vagas Gemälde von 1533 zeigt den Kampf der Götter gegen die von ihnen verstoßenen Giganten

MIT DER ZEIT BEKOMMT Herakles Konkurrenz. Gegen Ende des 8. Jahrhunderts v. Chr. – die ursprünglich bäuerlichen Siedlungen Griechenlands haben sich zu meist kleinen Stadtstaaten zusammengeschlossen – beansprucht jede *polis* ihren eigenen Heros. So beruft man sich in Argos auf den Helden Perseus, einen ebenfalls unehelichen Sohn des Göttervaters, und erklärt ihn, um am Erfolg des Überhelden Herakles teilzuhaben, zu dessen Großvater.

Von den Göttern mit Flügelschuhen, Tarnkappe und Waffen ausgestattet, zieht Perseus aus, Medusa zu bezwingen. Schlangen wachsen dieser Gorgone statt der

Haare, und ihr Blick lässt jeden, den sie ansieht, zu Stein erstarren.

Dank der Göttin Athena gelingt es Perseus, die Gorgone zu köpfen. Er überreicht Athena den blutigen Schatz – nicht ohne zuvor dank des immer noch wirksamen Medusenblicks die an einen Felsen gefesselte äthiopische Königstochter Andromeda vor einem Meerungeheuer zu retten. Dann heiratet er die Prinzessin und wird zum König von Tiryns gekrönt.

Angesichts solcher Tapferkeit erwacht auch in Athen der Wunsch nach einem eigenen Stadtheros, und man kommt auf Theseus, einen treuen Freund des Herakles. Diesen Helden führen seine

Taten ebenfalls weit in die Welt. Im Auftrag seines Vaters, des Athenerkönigs Aigeus, segelt er nach Kreta, um einer Tributverpflichtung ein Ende zu machen, die der kretische König Minos den Athenern auferlegt hatte: Alle neun Jahre müssen sieben Mädchen und Jungen nach Kreta geschickt werden, damit sie in einem verwirrten Labyrinth dem Minotaurus – halb Mensch, halb Stier – geopfert werden.

Theseus aber betröbt die Minostochter Ariadne, und mithilfe eines von ihr gesponnenen Fadens gelingt es ihm, das Labyrinth zu verlassen, nachdem er den Minotaurus getötet hat. Zum Dank verspricht er Ariadne die

Ehe, doch schon auf der Rückfahrt vergiss er sie. Ariadne indes wird vom Gott Dionysos gefunden, der sie heiratet und unsterblich macht.

DIESE UND andere Mythen erzählten die Griechen sich nicht nur zum Vergnügen, sondern auch, weil in ihnen eine Moral steckte. So auch in der berühmten Geschichte, in der Herakles an einer einsamen Weggabelung zwei auf unterschiedliche Weise schönen Frauen begegnet. Es sind die Lust und die Tugend. Sie fordern den Heros auf, sich zwischen ihnen zu entscheiden – und natürlich wählt er die Tugend. Doch nicht immer sind die Hand-

lungen und Entscheidungen des Herakles so anständig. Sein großes Herz beweist er aber, als er auf dem Weg zu seiner zwölften Arbeit, dem Raub der Äpfel der Hesperiden, den Prometheus befreit. Dabei hat dieser Titan sich erdreistet, den Menschen gegen den Willen der Olympier das Feuer zu bringen. Zeus hat ihn dafür an einen Felsen im Kaukasus ketten und dem unsterblichen Sünder von einem Adler täglich die stets nachwachsende Leber herausreißen lassen.

Es gibt nichts, was Herakles nicht gelingt. Mit Frauen allerdings hat der Überheld kein Glück. Seine zweite Gemahlin wird ihm gar zum Verhängnis: Deianeira möchte ihren Gatten, der ihr untreu geworden ist, mit einem Liebeszauber zurückgewinnen – mit einem Gewand, das mit dem Blut des Kentauren Nessos getränkt ist. Doch das Gewand

wirkt anders als erwartet: Es brennt sich in die Haut des Helden, und der erleidet Höllenqualen. Verzweifelt nimmt sich Deianeira das Leben. Der gepeinigte Herakles bestiegt einen Scheiterhaufen, um sich ebenfalls zu töten, wird aber von den Göttern in die Unsterblichkeit entrückt.

FRAUEN KOMMEN in den griechischen Mythen selten gut weg – schon gar nicht Pandora, die Erste aller Frauen, die „Allbeschenkte“. Sie ist das schönste Wesen, das die Welt gesehen hat – und dem man schon deshalb misstrauen sollte. In diesem Fall zu Recht, denn als sie trotz Verbots eine Büchse des Göttervaters öffnet, entweichen der alle Übel und Krankheiten, von denen die Menschheit bis dahin verschont geblieben war.

Allein in der Familie, unter Aufsicht ihrer männlichen Verwandten, ist eine Frau im antiken Griechenland gesellschaftsfähig. Die ehelosen Amazonen versetzt der Mythos gar ans Ende der Welt. Ihnen wird nachgesagt, dass sie ihren weiblichen Nachkommen die rechte Brust abnehmen, damit die später den Bogen besser spannen können. Nur die stärksten aller Helden werden denn auch mit den Kriegerinnen fertig. Herakles nimmt der Amazonenkönigin Hippolyte den Gürtel ab, sein Freund Theseus entführt die Kriegerin Antiope.

Ständig suchen die Helden neue Herausforderungen. So legen sich Theseus und andere Heroen auf einer Hochzeit auch mit den Kentauren an. Diese Mischwesen mit Pferdeunter- und Menschenoberkörpern gelten als wollüstige, ständig betrunke und jäh-



Achill, der größte griechische Held im Kampf um Troja, hat in seiner Jugend den Kentauren Chiron als Lehrer der Kriegskunst (Jean Baptiste Regnault, 1782)



Der Held Herakles besiegt viele Schreckgestalten – so auch Diomedes, den Sohn des Kriegsgottes Ares
(Antoine-Jean Gros, 1839)

zornige Charaktere, worin sie sich nur wenig von den Helden unterscheiden. Anders als die oft ziegenbeinig dargestellten Satyren und die Silene – Menschengestalten mit Pferdeohren und -schwänzen, die zum Gefolge des Dionysos gehören – ziehen die Kentauren allein durch die abgelegene Bergwelt im Norden Griechenlands. Wie die Giganten oder die Titanen verkörpern sie eine Art Gegenwert zur kultivierten Polis-Gesellschaft.

ÜBER JAHRTAUSENDE haben die Mythen der Griechen ihre Faszination und Wirkungs-

macht wieder und wieder erwiesen. Dante ließ sie ganz selbstverständlich in seine „Göttliche Komödie“ einfließen, und die Künstler der Renaissance und des Barock bedienten sich ihrer als unschöpfliche Fundgrube für ihre Allegorien. Goethe inszenierte im zweiten Teil seines „Faust“ einen anspielungsreichen Parforcemarsch durch die Sagenwelt der Hellenen, und auch in den Märchensammlungen der Gebrüder Grimm klingen antike Mythenstoffe nach.

1897 führte Sigmund Freud die griechischen Mythen in die moderne Seelen-

kunde ein. Für ihn waren die Geschichten um die Helden, Götter und Giganten auf die äußere Realität projiziert: innerseelische, tabuisierte Wunschregungen. Und der Geschichte um den thebanischen Königsohn Ödipus, der seinen Vater tötete und seine Mutter heiratete, entnahm er gar einen zentralen Begriff seiner Psychoanalyse – den Ödipuskomplex.

Heute ist die Begeisterung von einst um die Protagonisten der griechischen Sage mit ihrer verzwickten und oft verwirrenden Genealogie stark abgeebbt. Wir haben unsere eigenen Helden und Monster. Kaum jemand interessiert sich für den einst so viel besungenen Herakles. Und fast niemand weiß noch, dass er die olympischen Götter im Kampf der Giganten am Ende gerettet hat. Tagelang wütete die Schlacht. Sonne und Mond verdunkelten sich – dann waren die Riesen unter Massen von Felsen begraben. Doch noch heute lässt das Wutgebrüll der Besiegten die Erde um das Mittelmeer immer wieder erbeben.



Perseus befreit Andromeda.
Später werden beide von den
Göttern als Sterne an den Himmel
gesetzt (Cavalier d'Arpino, 1602)

DIE GÖTTER

Anders als der himmlische Vater der Christen erscheinen die hellenischen Götter als ungemein menschlich. Unermüdlich spinnen sie ihre Intrigen auf dem Berg Olymp im Norden Griechenlands...Neidisch und unbeständig“ nannte der Historiker Herodot im 5. Jahrhundert v. Chr. ihr Walten.

Drei Götter-Generationen lenkten den Kosmos. Aus dem Chaos entstand zunächst Gaia, die Erde. Sie gebar Uranos, den Himmel, und nahm ihn zum Mann. Beide zeugten die zweite Generation, die Titanen. Die aber verbannte Uranos ins Innere von Gaia. Der jüngste Sohn Kronos entmannte daraufhin ab Bitten seiner Mutter den Vater und regierte fortan mit seinen befreiten Geschwistern die Welt.

Kronos nahm seine Schwester Rhea zur Frau und zeugte ein drittes Göttergeschlecht. Weil ihm der Tod durch seine eigenen Kinder prophezeit war, verschlang er diese bei ihrer Geburt – bis auf seinen Sohn Zeus, den eine List seiner Mutter davor bewahrte. Zeus befreite später seine Geschwister, besiegte den Vater samt den anderen Titanen und verbannete sie in den Tartaros, den tiefsten Ort der Unterwelt.

Nunmehr lenkten Zeus, dessen Geschwister und dessen göttliche Kinder die Geschichte von Himmel, Erde und Menschen. Und das keineswegs immer nur bestimmt von Gerechtigkeit, sondern durch Liebe und Hass, Sympathie und Antipathie, Konkurrenzneid und Rachsucht. Dennoch waren sie Hüter ewiger Ordnungen wie Gatten- und Kindesliebe, Freundschaft und Gastfreundschaft.

Die Dichter Homer und Hesiod haben einen Kanon der Götter und deren Verwandtschaftsverhältnisse verfasst – auch deren Eigenschaften beschrieben und welchen Kult sie erwarteten. Festgelegt für alle Zeiten war das alles damit aber nicht. So wurde etwa die Zwölfzahl der Olympier erst seit dem 6. Jahrhundert erwähnt. Mit den Jahrhunderten und je nach Region wechselten zudem Bedeutung, Charakterzüge und Präferenzen der Götter.

Zeus

Der Göttervater

Ein Name leitet sich von einem indogermanischen Wort für „leuchtender Himmel“ ab. Daraus und von einem seiner Attribute, dem Blitzbündel, ist zu schließen, dass Zeus ursprünglich ein Wettergott war. Im Laufe der Jahrhunderte erhielt er indessen seinen universalen Charakter als oberster aller Götter. So galt der Ehemann seiner Schwester Hera trotz zahlreicher erotischer Eskapaden als Schutzherr der moralischen und sozialen Ordnung. Als Zeus Eleutherios war er göttlicher Anwalt der Freiheit. In dieser Funktion wachte er auch über die Spiele, die ihm zu Ehren in seinem Hauptheiligtum in Olympia veranstaltet wurden.

Hera

Die Matrone

Der Schutzmutter der polis und der jungen kriegsfähigen Männer erbauten man gewaltige Tempel, so im peloponnesischen Argos, auf der Insel Samos und in Poseidonia, dem heutigen

Paestum südlich von Neapel. Als Schwester und Gattin des Zeus kümmerte sich Hera um den Schutz der Ehe und der verheirateten Frauen. Ange-sichts der erotischen Abenteuer ihres Gemahls galt sie als Prototyp der eifersüchtigen Ehefrau – als eine, die ihres Mannes Gespielinnen und unehelichen Kinder mit rachsüchtiger Beharrlichkeit verfolgte. Und sie stand dabei Zeus an List und Ränkespiel in nichts nach.

Poseidon Der Grollende

Der Bruder des Zeus erhielt nach dem Sieg über die Titanen die Herrschaft über die Meere, womit er nicht immer ganz zufrieden war. Als Enosichthon, „Erderschütter“, war er auch für Erdbeben und Vulkanausbrüche zuständig. Stieropfer sowie, glaubt man Plutarch, auch das Opfer junger Frauen sollten den grollenden Gott besänftigen. Gewöhnlich wird Poseidon mit Bart und Dreizack dargestellt. Ihm zu Ehren wurden die Isthmischen Spiele auf der Landenge von Korinth veranstaltet, und seine Heiligtümer finden sich in fast allen griechischen Hafenstädten. Eines der wichtigsten auf Kap Sunion in Attika dient noch heute als Landmarke für die Seefahrt.

Demeter Die Mutter

Als ihr Attribut trägt die Schutzgöttin des Ackerbaus und der Ernte ein Kornbündel oder eine Fackel. Auch galt Sizilien, die Kornkammer der antiken Welt, als



Dieses Fresko Raffaels von 1518 verherrlicht die antiken Götter und weitere Unsterbliche um den Thron des Zeus. Darunter (von rechts): Athena, Hera, Artemis, Zeus, Poseidon; dann Aphrodite [8. v. rechts], Ares, Apollon, Dionysos, Herakles (loben sitzend), Hephaistos (mit Mütze) sowie Hermes [3. v. links]

der Demeter heilig. Gemeinsam mit ihrer Tochter Persephone, die Demeters Bruder Zeus mit ihr gezeugt hatte, wachte sie über den Zyklus der Jahreszeiten. Dafür steht besonders der Mythos um den Raub der Persephone durch Demeters anderen Bruder: Hades, den Gott der Unterwelt. Mit Zeus handelte Demeter einen Kompromiss aus: Persephone musste fortan jeden Winter bei Hades, ihrem Ehemann und Onkel, verbringen. Solange ließ die bekümmerte Mutter die Pflanzen verdorren. Erst im Frühjahr kehrte mit der Tochter auch das Blühen in die Natur zurück.

Ares Der Zerstörer

Denn immer liebst du den Streit, die Kriege und die Schlachten“, warf Zeus seinem Sohn vor. Seinen

störrischen Charakter, so meinte der Göttervater, ver-danke er seiner Mutter Hera. Ob als Ares, der „Schädiger“, oder als Nebenbuhler des Hephaistos um die Gunst der Aphrodite – der stets bewaffnet dargestellte Kriegsgott spielte eine eher unruhige Rolle unter den olympischen Göttern. Und so wurde ihm auch nur selten ein eigener Tempel zugestanden.

Athena Die eiserne Jungfrau

Eulenäugige“ und „Städtebeschirmerin“ wird die Stadtgöttin Athens in den Homerischen Hymnen genannt. Die Tochter des Zeus war zudem Göttin des Krieges, der Handwerker und der Weisheit, als deren Symbol sie die Eule mit sich führte. Ob Athen nach der Göttin benannt wurde oder umgekehrt, war schon in der Antike eine

Streitfrage. In der griechischen Kunst erschien sie als strenge Schönheit und meist in Rüstung. Der Athena Parthenos – der Jungfräulichen – erbauten die Athener zwischen 447 und 432 v. Chr. auf der Akropolis das wohl berühmteste griechische Bauwerk, den Parthenon.

Hephaistos Das lahme Genie

Als Zeus seinen hinkenden Sohn Hephaistos, den Gott des Feuers und der Schmiedekunst, vom Olympwarf, fiel dieser auf die Insel Lemnos, deren Bewohner ihm einen Tempel erbauten. Dem Ehemann der Aphrodite gelang es mithilfe eines raffiniert gefertigten Netzes, seine untreue Gattin im Bett zu fesseln – samt dem Nebenbuhler Ares. So stellte er sie vor den anderen Göttern bloß. Hephaistos war ein



genialer Handwerker. Er schmiedete nicht nur die berühmte Rüstung des Helden Achill, sondern fertigte für sich goldene Diennerinnen sowie selbstfahrende Dreifüße, die er vor der Götterversammlung tanzen ließ.

Aphrodite

Die Schaumgeborene

Hesiod zufolge entstieg die schönste aller Götterinnen einst dem Schaum, der sich am Gestade der Insel Zypern bildete, nachdem Kronos die abgeschnittenen Genitalien seines Vaters Uranos ins Meer geworfen hatte. Aphrodite verkörperte alles, was sich für antike Männer mit dem Begriff der Weiblichkeit verband: Liebreiz und Charme ebenso wie überquellende Fruchtbarkeit und eine gewisse Hinterlist. Aber sie galt nicht nur als Göttin der sinnlichen Liebe, sondern war auch hilfreich im Krieg und als Patronin der Seeleute. Als einzige olympi-

sche Göttin wurde Aphrodite nackt dargestellt. Die bedeutendsten Heiligtümer der Schaumgeborenen waren die Kultstätten im zyprischen Paphos und der Tempel auf dem Berg Eryx an der Nordwestküste Siziliens.

Apollon

Der Reine

Jung, schön und mit einem Bogen, einer Harfe oder dem delphischen Dreifuß wird der Sohn des Zeus und der Titanentochter Leto meist dargestellt. Nicht nur als Phoibos Apollon, als Gott des Lichtes, war er überaus populär, sondern auch als Gott der Medizin (bevor dieser Kult auf seinen Sohn Asklepios überging), der Musik oder als Apollon Musagetes, als „Musenführer“, als Gott der Kunst schlechthin. Eine Kultstatue des Lichtgottes fand sich in so gut wie jeder griechischen Siedlung. Fast alle überregionalen Heiligtümer Apollons waren gleich-

zeitig auch Orakelstätten – allen voran Delphi, das auf die religiöse, kulturelle und politische Entwicklung ganz Griechenlands enormen Einfluss hatte.

Artemis

Die Naturschönheit

Anders als die mehr städtischen Götter Zeus oder Athena war Apollons Zwillingsschwester Artemis eine „Göttin des Draußen“. Als menschenscheue „Herrin der Tiere“ zog sie gemeinsam mit den Nymphen durch die Wälder Griechenlands. Störenfriede bekamen dort den Jähzorn der Jungfrau zu spüren. So verwandelte sie den Jäger Actaion in einen Hirschen und ließ ihn von seinen eigenen Hunden zu Tode hetzen, weil dieser sie beim Bade beobachtet hatte. Gleichwohl galt sie als hilfreiche Göttin der Jagd. Im griechischen Kleinasiens wurde Artemis aber auch als Göttin der Fruchtbarkeit von jun-

gen Frauen verehrt. Und ihr Tempel in Ephesos zählte zu den sieben Weltwundern.

Dionysos

Der Weiberbetörer

Der Sohn des Zeus und der Semele – der Tochter des Königs Kadmos von Theben – war als Gott des Rausches das Gegenteil seines Halbbruders Apollon. Als etwas verweichlichten Jüngling mit einem Weinbecher oder Trauben in der einen und einem Stab mit Pinienzapfen in der anderen Hand stellten ihn die Griechen dar. Da aber alles Ekstatische auch immer etwas Faszinierendes hat, war sein Kult ungemein populär. In hellenistischer Zeit wurde er gar einer der meistverehrten Unsterblichen. Wohl auch deshalb, weil sein ausgelassenes Fest, die Anthesterien, im Frühjahr wie ein Karneval gefeiert wurde.

Hermes

Der Listenreiche

Wie es seine Aufgabe als Götterbote und Schutzgott der Händler und Diebe verlangte, war Hermes immer ein wenig schneller und gerissen als die anderen Unsterblichen. Bereits am Tage seiner Geburt hatte er seine Wiege verlassen, die Leier erfunden und Apollon 50 Rinder gestohlen. Hermes war ausgestattet mit einem Paar geflügelter Sandalen, einem breitrandigen Filzhut und einem Heroldsstab. Als Weitgereister war er zudem zuständig für etwas Außergewöhnliches in der griechischen Mythologie – die Verständigung unter Feinden. □

DER ERSTE WELTKRIEG

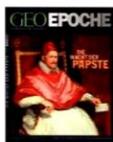


Ein französischer

Soldat ruht sich 1917
auf der Place Royale
in Reims aus. Zu diesem
Zeitpunkt ist die alte
Welt schon verüstet, eine
ganze Generation im
Krieg verblutet oder bru-
talisirt. Aus dem euro-
päischen wird schließlich
ein globaler Konflikt, in
dem alte Mächte unterge-
hen und neue aufsteigen:
US-Infanteristen kämpfen
am 3. April 1918 an der
französischen Front



Zuletzt erschienene Ausgaben [siehe auch Seite 145]:



Die folgenden Ausgaben:

- Inka, Maya, Azteken (1. Dezember 2004)
- 8. Mai 1945 – das Kriegsende (2. März 2005)
- Die Renaissance (1. Juni 2005)

FOTOVERMERK NACH SEITEN:
Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten;

TITEL: Das Foto ist im Archaeological Museum Fer-
rari/Gothic Archive.

EDITORIAL: Werner Bartsch: 3 o.; Berthold Stein-
huber/Bilderberg [Foto] und V. Hinz + S. Franz,
München [Fotoillustration]; 3 m.; Berthold Stein-
huber/Bilderberg: 3 u.

INHALT: Berthold Steinhuber/Bilderberg: 4 o.,

Ancient Art and Architecture Collection/Bri-
tish Museum Art Library: 4 m.; Heiner Müller-Elsner/
Agentur Focus: 4 r. m.; AKG: 4 u., British Mu-
seum/Bridgeman Art Library: 5 o., George Stein-
metz/Agentur Focus: 5 l. m.; Erich Lessing/AKG:
5 r. m.; Heiner Müller-Elsner/Agentur Focus [Foto]
und V. Hinz: 5 s. Franz, München [Fotoillustra-
tion]; 5 t. u.

ZEUGEN EINER GROSSEN ZEIT: Berthold Stein-
huber/Bilderberg: 6-23; Berthold Steinhuber/Bil-
derberg digitale Bearbeitung GEO EPOCHÉ 24/25

ATHEN: 490 v. Chr.; Ancient Art and Architecture
Collection/Bridgeman Art Library: 28/29; Ashmo-
leian Museum/Bridgeman Art Library: 30/BPK: 31,

36; Kunsthistorisches Museum, Wien: 32; Herre
Lehmann/Agentur Focus: 33, 42; National Galleries of
Scotland/Bridgeman Art Library: 35; Erich Less-
ing/AKG: 37 o. 38/39, 40, 41; Dagli Orti/Archaeo-
logical Museum Barletta/The Art Archive: 37 u.

HÖMER – DER ERSTE DICHTER: Gérard Blot/RMN: 45

EIN LEBEN FÜR DEN KRIEG: Jochen Stuhmann:
46-47; AKG: 48

DIE VÖRDERKER: British Library/Scala Archives:
55; Heiner Müller-Elsner/Agentur Focus: 57-67

AISCHYLOS – DER MEISTER DER TRAGÖDIE: Bir-
mingham Museums and Art Gallery/Bridgeman
Art Library: 58-59

PERIKLES – UND DAS GOLDENE ZEITALTER: Jo-
achim Bär/BRUNNEN: 70/71; AKG: 72-73, 75,

76/77, 78/79, 80/81, 82/83, 84; Agora Museum, Athen:
72 o., 74 o., 76, 78-79; Dagli Orti/Agora Museum
Athen/The Art Archive: 74 u., Erich Lessing/AKG:
81 r.; Akropolis Museum, Athen: 85; Bettmann/
Corbis: 86

DER MENSCH IST DAS MASS: Araldo de Luca/
Corbis: 89/90, 94, 95; Chirurgie/RMN: 90 o.,
90 l.; Hervé Lewandowski/RMN: 90 o. 91 r. o.,
91 u.; Vatikanische Museen/Scala Archives: 90 r.
u., BPK: 91 l. o., 95 b.; Erich Lessing/AKG: 92/93,
96/97

IM NAMEN DES ZEUS: Erich Lessing/AKG:
102/103, 108; Scala Archives: 104; Hervé Lewan-
dowski/RMN: 105; Agora Museum/Bridgeman
Art Library: 109; RMN/Art Resource: 110

AUFRÜSTENDEN AUS RUHEN: Heiner Müller-
Elsner/Agentur Focus [Foto] und V. Hinz + S.
Franz, München [Fotoillustration]: 112-123; FHW
Desktop Publishing Unit/Foundation of the Hel-
lenic World: 124

PYTTHES – VORSTOSS ZUM POLARKREIS: AKG:
127-128

KÖNIG ALLER KÖNIGE: Erich Lessing/AKG:
128/129, 132/133, 139; Bibliothèque Nationale,
Paris: 130; Dagli Orti/AEpirgraphic Museum
Athens/The Art Archive: 131; Jürgen Liepe/BPK:
133; Dagli Orti/AEpirgraphic Museum Cam-
bridge/The Art Archive: 134, 135, 138; Peter Willi/Arto-
thek: 136/137, 140/141

STREBEN NACH PERFEKTION: Vanni Archive/
Corbis: 147; Bettmann/Corbis: 148; Hervé Lewan-
dowski/RMN: 149

DAS ARCHIMEDES-RATSEL: George Steinmetz/
Agentur Focus: 150/151, 152/153, 154/155, 156,

160, 161; Hulton Deutsch Collection/Corbis: 152;
AKG: 154, 155; Mary Evans Picture Library: 157

o., 158 l. o.; Corbis: 158 l. u., 160 l. o., 160 l. u.,
Biblioteca Apostolica Vaticana: 159

KOLOSS VON RHODOS: Corbis: 163

DICHTER, DENKER, DEMOGÖGEN: HultonArchive/
Getty Images: 166 l., Mary Evans Picture Library:

166 r., 168, 169, 170 l.; Bridgeman Art Li-
brary: 167, 171

GIGANTEN, HELDEN, UNGEHEUER: Scala Archi-
ves: 173; Erich Lessing/AKG: 174-175, R. G. Oje-
da/RMN: 174 r.

ZWOLF GOTTER IM OLYMP: AKG: 176/177
VORSCHAU: Corbis: 178 o.; Galerie Bilderwelt:
178 r.

KÄTEN/ILLUSTRATIONEN: Günther Edelmann:
92, 100; Peter Connolly/AKG: 167, 171

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos
übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.
© GEO 2004. Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für
sämtliche Beiträge.

Einem Teil der Auflage liegen Prospekte für Ren-
trop, GEO EPOCHÉ und GEO bei.



Noch grenzenloser als unser Staunen: unser Universum.

Startvorbereitung: Die Zukunft der Raumfahrt. **Planetarium:** Eine Weltraumreise im Polstersessel. **Astronomie:** Das gesammelte All-Wissen. **Panoramakarten:** Der Kosmos zum Ausklappen. **Gott:** Von der Astrophysik entdeckt?

Katrin Bobbe

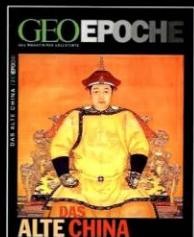
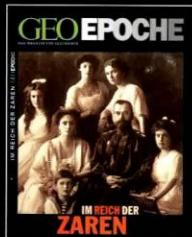
„Weltraumreise“
nach Chile
zu gewinnen.

GEO WISSEN
DIE WELT VERSTEHEN
www.geo.de

GEO WISSEN Nr. 33 Das Universum

URKALL-STERNE-LEBEN
**Die Geheimnisse des
UNIVERSUMS**

EXTRA: Der Kosmos zum Ausklappen



Manchmal bekommt man im Leben eine zweite Chance. Von **GEO EPOCHE**.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 040/ 37 03-38 03 oder Fax 040/ 37 03-56 57. Sie können im Internet unter www.geo-webshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

Sehen Sie weitere GEO-Produkte im Internet unter www.geo-webshop.de

GEO EPOCHE

www.geo-webshop.de